

Claus Schedl
Erwanderte Bibel

Zum Geleit

Schulhof in Bab-el-Luk / Kairo. Pause. Mehrere hundert Kinder stürzen in die Freiheit. Ein uralter Baum wirft kühlenden Schatten. In seinen Blättern und Zweigen hausen bei Nacht tausende Spatzen. Beim ersten Sonnenstrahl am Morgen beginnen sie schlagartig ohrenbetäubend zu schwätzen. So ist's auch in der Pause mit den Kindern. Bei scherzenden, lachenden und spielenden Kindern lernt man am besten eine neue Sprache. Mit dem klassischen Arabisch der Universität konnte ich hier nicht viel anfangen. Bei jedem Satz, den ich sprach, war irgendetwas falsch. Die Kinder hatten ihre größte Hetz mit mir. Da sie gehört hatten, ich sei ein österreichischer Pater, riefen sie mich einfach ABU – NEMSI! Ich hab den Namen also nicht etwa Karl May gestohlen.

„Wer einmal Nilwasser getrunken, kommt immer wieder zurück!“ Seit dem Jahre 1951 bin ich nicht bloß immer wieder nach Ägypten gefahren, mich verschlug es vielmehr über Persien hinaus nach Zentralasien, Indien und Indonesien. Wenn ich zusammenrechne, gibt das fast drei „Wander- und Lernjahre auf den Spuren der Bibel“. Die meiste Zeit gehörte aber dem Land der Bibel selber, also dem heiligen oder unheiligen Land, wie man's nennen mag.

Die ersten Eindrücke sind immer die stärksten. Meist habe ich gleich kurz notiert, was mir besonders auffiel. So entstanden lose Skizzen. Etliche wurden in verschiedenen Zeitschriften publiziert, einige längere im Radio ausgestrahlt.

Wenn etwas mehr als 25 Jahre alt ist, gehört es schon irgendwie zur vergangenen Geschichte. Der Orient hat sich in dieser Zeit so gewaltig geändert, daß er kaum noch in seiner alten Gestalt erkennbar ist. Daher möchte ABU – NEMSI nochmals schlicht und einfach erzählen, was er „auf den Spuren der Bibel“ nicht als Reiseleiter, sondern als „einsamer Wanderer ferner Wege“ (Gilgameschepos) erlebt hat.

Claus Schedl

Anmerkung der Herausgeber: Zur Verwendung von Begriffen wie „Mohammedaner“, „Araber“, „Judenstaat“ und ähnlichen, die Claus Schedl durchaus wertschätzend gebraucht, vgl. die Einführung zu diesem Band. Allgemein ist bei der Lektüre des Textes zu beachten, dass er die allgemeinen Vorstellungen seiner Entstehungszeit von Kultur und kulturellen/religiösen Differenzen aufgreift.

I. Im Heiligen Land: Romantik und Wirklichkeit Exkursionen 28.IV. – 15.VIII.1951

1) Mit dem Schiff auf der Höhe von Kreta, 28.IV.1951

„Ich kann es mir gar nicht vorstellen, ich denk soviel daran!“, sagt mit bangem Gefühl die glückliche Braut.

Morgen ist sie schon ‚daheim‘ in ihrem neuen ägyptischen Heim! Der erste Eindruck wird zwar fremd sein, aber die Liebe, ja die Liebe ...

„Können Sie denn arabisch?“

„Nein! Nur ein paar Worte. Aber das wird sich schon geben. Er hat mich ja so lieb...“

Die Maschinen stampfen weiter. Das Wasser rauscht. Die Möwen kreischen und die Sonne sinkt. Wir haben die Felseninsel Kreta weit hinter uns gelassen, und nehmen Kurs auf Ägypten. Wenn man mehrere Tage auf dem engen Raum eines Schiffes zusammenlebt, können einem die Schicksale der Menschen nicht verborgen bleiben. Die eine junge Dame aus der Schweiz fährt also nach Ägypten, um dort ihr Lebensglück zu machen. Soeben hat die Kinovorstellung begonnen. Die Schaulustigen verlassen das Deck und steigen in den Bauch des Schiffes hinab, um dort auf die fließende Leinwand zu schauen. Verlassen und einsam bleibt die Schachpartie der beiden jungen Amerikaner zurück. Der eine läßt sich nach orientalischer Art den Bart wachsen, schaut noch abscheulich schmutzig aus; es wird aber einmal ein echter Prophetenbart werden. Sind zwei sehr sympathische Leute, sitzen bei Tisch mir gegenüber. Bei dem einen entdeckte ich ein „Leben Jesu“. Ach so! Die beiden Idealisten fahren im Geiste der Kreuzritter ins Heilige Land. Beim Besteigen des Schiffes fallen dem Europäer sofort die orientalischen Typen auf. Sie bilden eine Gemeinschaft für sich. Das macht vor allem die gemeinsame Sprache; denn sie reden sehr lebhaft, nicht bloß mit Worten sondern noch mehr mit den Händen.

Von vorn herein war ich entschlossen, auch diese Sprachbarriere zu durchbrechen. Wie immer, so war es auch hier. Die Sprache erschließt die Seelen und Schicksale. – Da war ein alter Araber aus Beirut. Wenn er den Mund aufmachte, sah man die kranken Zähne, und aus seiner Lunge kam ein pfeifender Atem. Die Fremde hatte ihn angelockt. Er wollte in der Ferne sein Glück bauen. Es gelang nicht. Und so kehrt er als alter Mann in die Heimat zurück.

Auf dem Hinterdeck packte ich heute nachmittag zwei Buben. Sie sprachen eine Sprache, die ich nicht verstand. Ich begann arabisch, worauf sie antworteten, sie seien armenische Christen. Die Großeltern waren von den Türken in Armenien um-

gebracht worden. Der Vater konnte flüchten, fand in Syrien Frau und Heimat, und suchte nun durch Handel im Mittelmeer das tägliche Brot für seine Familie. Diesmal nahm er auch die beiden Buben mit.

Von den beiden Franziskanerpatres, die bereits 20 Jahre im Osten als Missionare arbeiteten und nach kurzem Besuch in ihrer Heimat wieder auf ihre Posten zurückkehrten, von den zwei katholischen und vier protestantischen Krankenschwestern möchte ich nur das eine sagen, daß ich ihre Arbeit gerade hier besonders schätzen gelernt habe. Die Araber, die ich auf dem Schiff traf, bekannten sich stolz als Muslime, sie fühlten sich als die Rechtgläubigen. Sie hätten das Licht, die Wahrheit; die Christen dagegen wären in der Finsternis und müssten bekehrt werden.

Man könnte noch erzählen von dem belgischen Flugzeugunternehmer, dem die Heimat zu eng wurde, und der in Damaskus neu anfangen will; der mit seiner jungen Frau Europa besuchte.

Verschwenden all diese Schicksale wie eine Welle des Meeres am fernen Horizont, als ob sie nie gewesen wären? Oder sind sie getragen von der Hand des unsichtbaren Gottes, so, wie dieses große Schiff von den Wogen des Meeres getragen wird?

2) Die ägyptische Feuertaufe – Alexandrien, 30.IV.1951

Als unser Schiff im Hafen von Alexandrien einlief und die Schiffsbrücke niedergelassen wurde, stand ich oben und schaute mit bangem Herzen auf die Menge hinab, die wie heißhungrige Wölfe auf uns wartete. Doch ich hatte nicht Zeit, viel nachzudenken. Schon stürmte die Meute – ich muß schon so sagen – die Stiege hinauf, stürzte sich auf die Fahrgäste. Da ich vorne stand, war ich das erste Opfer. Ein baumlanger Kerl, braun wie die Wüste, im wallenden weißen Gewand – doch vom ursprünglichen Weiß war nur mehr eine Erinnerung geblieben, schmutzstarrend von oben bis unten – stürzte sich auf mich, redete auf mich ein, hielt mir seine Marke vor die Augen. Ich dachte nur noch, jetzt heißt es schwimmen oder untergehen! Daher packte ich die Marke und wollte sie einstecken, um irgendwelche Garantien zu haben, meine zwei Koffer wieder zu bekommen. Doch das war nicht recht. Fast wäre der Hüne mit mir handgemein geworden. Daher riß ich noch schnell ein Stück Papier hervor und krizelte die Nummer darauf. Dann hieß es aber schon laufen; denn meine Koffer waren schon unterwegs. Ich, nur noch auf diesen Goliath schauend, hinter ihm her wie ein treuer Hund, durch alle Sperren hindurch... Draußen standen die Taxis. Ins nächstbeste hinein, wie abgekartet, und aufs Zollamt.

Als wir in den Hof einbogen, schrie mein Riese triumphierend: „El primo!“ Dann riß er die Wagentür auf, im Laufschrift ins Zollamt hinein... Es ging alles in einem

Tempo, als ob wir in einer Stunde die Wüste hätten durchqueren müssen. Hier merkte ich so recht, daß wir orientalischen Boden betreten hatten. Der Beamte fragte: „Wieviel Geld haben Sie?“ Ich gestand wahrheitsgemäß und einfältig meinen großen Besitz von 30 ägyptischen Pfund. Darauf der Beamte: „Nimm das Papier und schreib 20!“ Fast wie im Evangelium: „Nimm den Schuldschein und schreibe ...“

Dafür lief der Riese von Mann zu Mann. In fünf Minuten war alles erledigt und ich saß bereits wieder im Wagen, der mich zum Bahnhof bringen sollte. Nun kam die Stunde des Abschiedes von meinem treuen Begleiter. Ich dachte schon angestrengt nach, was er verlangen würde. Als ich ägyptisches Geld zeigte, hob er beschwörend die Hände. Als ich aber hartnäckig blieb, kam er wieder in den Wagen. Ich dachte: „Jetzt geht's dir an den Kragen!“ Er wollte unbedingt Dollar sehen und haben. Am liebsten hätte ich meine Koffer selber getragen; doch da wäre es unmöglich gewesen, durch die Sperrkette der Träger zu kommen. Ich gab ihm einen Dollar.

Dann ging es mit dem Taxi weiter zum Bahnhof. Einen Fremden kann man ja leicht betrügen. Wir fuhren natürlich die „gerade Strecke“, kreuz und quer. Ich verfolgte das Spiel auf den Stadtplan, bis es mir zu dumm wurde und ich grob zu werden begann. Die Höhe der Schurkerei war erreicht, als der Mann für die kurze Strecke 5 Pfund (etwa ein Monatsgehalt) verlangte. Das war mir zu viel. Ich warf ihm statt 5 Pfund 5 Piaster hin, packte meine Koffer und wollte in den Bahnhof hinein. Es muß doch alles sein Maß und Ziel haben! Doch da hatte ich wieder europäisch gedacht. Diese Art von Leuten ist miteinander verschworen. Mit dem Chauffeur verstellten mir gleich zehn oder mehr Träger den Weg. So mußte ich wohl oder übel einen „guten“ Preis zahlen.

In Kairo traf ich einige Tage später Reisegefährten vom Schiff. Die erste Frage: „Wie sind Sie durch diese Brandung gekommen?“

Ich getraute mich nicht mehr, einen Einheimischen zu fragen, wo diese oder jene Gasse sei. Kaum hat er die Antwort gegeben, hält er schon die Hand hin. Wenn er sich anbietet mitzugehen, kann man einer hohen Forderung sicher sein.

Als ich gestern die blaue Moschee besuchte, drängte sich gleich ein Wahrsager und Sterndeuter an mich heran. Mit der einen Hand prophezeite er; seine Augen starrten mich an, sein Mund lächelte: Ich sei ein herzenguter Mensch, werde viel Freude erleben und einen Brief erhalten... Die andere Hand war offen, damit man etwas hineinlege. Wenn man Silber und Gold hineinlegte ... Ich hatte Mühe, den Menschen abzuschütteln.

3) Unvorstellbares Elend – Kairo, 1.V.1951

Gestern machte ich noch eine Nachtpartie. Ich kam von einem Außenbezirk erst spät zurück. Um das wirkliche Leben zu sehen, fuhr ich nicht mit Auto oder Straßenbahn, sondern ging zu Fuß; nicht durch die Hauptstraßen, sondern durch finstere Nebengässchen. In einem Straßenwinkel hockte eine junge Mutter, das Kind im Arm. Beide schliefen schon. Neben ihnen stand geduldig ein Schäflein, das Wache hielt. Vor unserem Haus kann man die Leute wie die Würmer auf dem Straßenpflaster liegen sehen. Ein Stein unter dem Haupt genügt als Nachtlager.

Zwar gibt es in Kairo und Alexandrien die modernen Stadtviertel nach europäischer und amerikanischer Art; doch schroff daneben, von all dem Luxus unberührt, steht das ganz Andere. Der erste Eindruck, den der Orient auf mich machte, war der eines unvorstellbaren Elends und einer für europäische Begriffe unvorstellbaren Armut, und diese Armut ist mit einem ebenso unvorstellbaren Schmutz verbunden. Mir wurde bange bei dem Gedanken, daß diese Masse einmal in Bewegung geraten könnte. Das Feuer glimmt schon unter der Asche. Diese Menschen haben nichts zu verlieren – viele sind auf der Straße geboren und sterben auf der Straße – wohl aber hoffen sie, viel zu gewinnen!

4) Wenn ein König Hochzeit hält – Kairo, 8.V.1951

Hier möchte ich nicht erzählen, was sowieso in den Zeitungen stand, wie nämlich Allah dem großen König Faruk eingegeben habe, die erste Frau, die ihm keinen Knaben geboren hatte, zu entlassen und eine neue, junge Frau zu heiraten. Wenn man einen Ägypter fragte, was er dazu sage, hob er beschwörend die Hände zum Himmel: „Allah ist groß! Wenn Allah es will!“ Dabei konnte man sich alles denken: Fluch und Segen. Ich habe kaum einen Orientalen getroffen, der seine Meinung gerade heraus gesagt hätte.

So lag auch über dem Sonntag der ägyptischen Königshochzeit (6.Mai 1951) eine eigenartige Stimmung. Dazu wußte man, daß der Vater der neuen Königin plötzlich gestorben war (weil er gegen die Verbindung gewesen sei). Für mich war es reizvoll, an Ort und Stelle einmal orientalisches Volksleben zu sehen und zu studieren. Mich interessierte nicht die große Hochzeit, sondern das Leben und Treiben des kleinen Mannes. Zwanglos möchte ich einige Szenen aus dem bunten Getriebe des Tages herausgreifen:

„Da hast die Bescherung!“ – Ein Bäckerjunge, auf dem Kopf ein großes Brett mit Brot, schlängelt sich durch das Gedränge. Wie es schon das Schicksal wollte, verlor er das Gleichgewicht, und Brett und Brotfladen flogen jählings in den Staub der Straße. Ein Geschrei, ein Gezeter ... Ich hielt mich fern, sonst wäre ich noch schuld

gewesen ... Nachdem genug geschrien war, packte der Bäckerlehrling sein Brett, klaubte die Brotfladen zusammen, wischte mit dem Handrücken den Staub ab, nahm das ganze Zeug auf den Kopf und rief weiterhin mit anpreisender Stimme: „êsch, êsch!“ „Brot, Brot!“



[Abb. 1: Kairo, die Zitadelle des Saladdin, 53/23.](#)

Dieses Brot ist aber nicht gutgebackenes Anker-Brot aus Wien; das, was sich Brot nennt, sind nur runde Fladen, die beim Essen leicht in kleine Stücke zerrissen werden können. Mit einem solchen Stück Brot taucht man in die Fleischbrühe ein; denn Löffel und Gabel gibt es nicht. Dieses Brot ersetzt das ganze Essbesteck.

Ich muß an das Wort der Schrift denken: „Der mit Mir das Brot in die Schüssel taucht, wird Mich verraten!“ – ‚Und Er nahm das Brot, brach es und gab es den Jüngern ...‘

Inzwischen wurde ich weitergeschoben und gehoben; half auch selber kräftig mit, die eine Hand immer schützend auf meinem Fotoapparat. Man kann ja nie wissen.

Wir nahmen Richtung auf das Abdin-Palais, das Königsschloß. Um 11 Uhr war große Parade angesagt. Wer etwas sehen wollte, mußte sich irgendwo einen Platz erobern. In der Gasse, wo ich mich heranschob, war ich in meiner europäischen Kleidung eine seltene Erscheinung; rund um mich wogte das bunte Farbgewirr der langen orientalischen Kleidung. Was sich hier bewegte, waren fast nur Männer. Bei vielen sah ich die Tätowierungsschnitte, je drei auf jeder Wange, oder ein Mal

auf der Stirn, einen Ring in der Nase ... Um mich surrten die arabischen Kehllaute, daß es nur so eine Freude war. Die Verkäufer von Coca-Cola, Zuckerln und anderen Erfrischungen schrien um die Wette. Allmählich wurde es mir in diesem Geschiebe doch etwas eng, zumal drei Meter vor mir eine Rauferei losbrach. Ich entsetzte mich darüber, in wie wenigen Minuten aus einem Festgemenge ein wildes Handgemenge werden kann. Den Grund dafür habe ich nicht herausgebracht. Jedenfalls hielten einander zwei Männer am Kragen und würgten einander. Die Freunde ergriffen Partei. Sie schlugen aufeinander ein mit allem, was sie gerade in die Hände bekamen. Ein Mann lag bereits blutend und ohnmächtig neben einem Baum.

Ich dachte nur: „Wie kommst du weg von diesen rasenden, raufenden Menschen?!“ Es gab nur einen Ausweg: den freien Raum vor dem Palais zu erreichen, den Polizeikordon zu durchbrechen ...

Inzwischen griff berittene Polizei ein, vor der sich die Streitenden in die Höfe der umliegenden Häuser flüchteten. Verhaftet wurde niemand. Wer sich nun des niedergeschlagenen Mannes angenommen hat, weiß ich auch nicht. Das Menschengewoge spülte mich immer näher zum freien Raum vor dem Königspalast. Noch einige Rucke und der Polizeikordon war durchbrochen. Wie bei einem Dammbruch strömten – im wörtlichsten Sinne – die angestauten Massen in den freien Raum. Die paar Polizisten gingen im Getriebe unter. Ich benutzte diesen Moment, um unter einem Baum Posten zu beziehen. Da konnte ich nun sehen, wie man „orientalisch“ Ordnung macht. Neu anrückende Polizei drängte die Menge zurück. Mit Latten, Stecken, Gummiknüppeln wurde auf die Massen eingeschlagen, als ob es sich um Demonstranten und nicht um Hochzeitsgäste handelte.

Ich selbst wurde von einem Detektiv gestellt, der mich in die Menge zurückwies. Ich stellte mich, als ob ich nichts verstünde, blieb fünf Minuten; und als er mich dann nochmals verwies, dachte ich mir: „Mußt es mit orientalischer Geduld anfangen! Wer hat mehr Geduld, er oder ich?“ Und so blieb ich, wo ich war, entschlossen, nicht mehr in dieses lebensgefährliche Treiben zurückzukehren. Nach zehn Minuten warf mir der Mann nur mehr wütende Blicke zu; nach einer halben Stunde grüßte er mich freundlich und gab mir den Gelbfilter, den ich soeben beim Knipsen verloren hatte, zurück. Damit war ich autorisiert und fungierte von nun an als Presereporter, konnte die große Parade am Vormittag und den Einzug der Königin am Nachmittag aus nächster Nähe ansehen und fotografieren. – Doch davon haben die Zeitungen schon genug geschrieben.

5) Der Baum der Sitti Marjam – Matarijeh, 10.V.1951

In der Bibel wird erzählt, wie der große Pharao den ägyptischen Joseph gar herrlich auszeichnete. Er nahm den Siegelring von seiner Hand und übergab ihn Josef, dann legte er eine goldene Kette um seinen Hals, ließ ihn in Byssus kleiden, gab ihm einen eigenen Amtswagen, vor dem die Herolde herliefen und schrien „Abrek!“ (Achtung), und alle mußten Platz machen und dem hohen Herrn huldigen.

Unter all diesen Auszeichnungen ist auch erwähnt, daß der Pharao Josefs Namen in Zafnot-Paneach (vom Hl. Hieronymus mit „Erlöser der Welt“ übersetzt) umänderte und ihm eine Frau aus der Stadt On mit Namen Asenat, Tochter des Potiphera, gab. Potiphera war aber Priester in dieser Stadt. Damit war der arme ägyptische Josef aus der verachteten Kaste der Hirten in die höchste Kaste der Priester und Adeligen emporgehoben. Die Griechen nannten diese Stadt später Heliopolis, die Sonnenstadt.

Als am 8.Mai 1951 ägyptische Königshochzeit war, stand in den Zeitungen: „Am Nachmittag wird die neue Königin von Heliopolis im neuen Hochzeitswagen in den Königspalast nach Kairo fahren ...“ Als ich das las, war mein erster Gedanke der an die Frau des ägyptischen Josef. Dazu erinnerte ich mich noch, daß auch die Juden nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem gerade in der Stadt Heliopolis

einen neuen Tempel erbauten. Auch die heilige Familie soll sich auf der Flucht nach Ägypten in Heliopolis aufgehalten haben! – Ich ging also mit Feuereifer daran, dieses Stück unbekannten Landes für mich zu entdecken.

Zunächst mußte ich eine gewaltige Korrektur vornehmen. Die moderne Vorstadt Kairos mit gleichem Namen hat mit dem alten Heliopolis nichts zu tun. Wohl muß man durch die weiten, luftigen Straßen des modernen Heliopolis mit Autobus, Straßenbahn, Zug oder Taxi fahren, um zur



[Abb. 2: Obelisk von Heliopolis; errichtet von Senusret I \(a.k.a. Sesostris I; 12. Dynastie; regn. 1971–1926\); ältester noch stehender Obelisk in Ägypten; Teil eines Tempels für Re-Atum, 01/02.](#)

versunkenen alten Stadt zu kommen; die Reste der alten Stadt verbergen sich jedoch hinter dem Araberdorf Matarijeh.

Um nicht zu sehr in die mörderische Mittagshitze hineinzukommen, brach ich schon um 6 Uhr auf, und überredete einen Autofahrer, der mich dann bis an den Rand des modernen Heliopolis mitnahm. Da stand ich nun auf der Straße nach der heiligen Sonnenstadt der Ägypter. Mit unbeschreiblichen Gefühlen trat ich den gut ein-stündigen Marsch in den Morgen an. Die Felder waren gut bestellt und gut bewässert. Gute Felder sind immer ein Zeichen des Wohlstandes der Bevölkerung. Als ich gar zu oft in meinen Plan hineinguckte und dann die ganze Gegend mit den Blicken absuchte, muß ich einem des Weges kommenden Polizisten als ein sehr verdächtiges Subjekt vorgekommen sein. Er sprang vom Rad, verlangte meine Papiere ... Das Gewehr, das er trug, könnte aus der Zeit des Kaisers Franz Josef gewesen sein. Sein Schnurrbart erinnerte mich an einen ungarischen Veteranen. Ich zeigte ihm meine arabische Visitenkarte, auf der stand, daß ich ein Professor aus Österreich sei, worauf er stramm salutierte und mich meines Weges ziehen ließ.

Das alte ägyptische Heliopolis war eines der bedeutendsten religiösen Zentren des Pharaonenreiches. Hier gab es die großen Tempelanlagen für die Hauptgötter des Reiches, hier gab es eine weithin herrschende Priesterschaft; hier wurde eine eigene „Theologenschule“ entwickelt; hierher zu pilgern war die Herzenssehnsucht manch eines alten Ägypters.

So wanderte ich also nicht so sehr auf der staubigen Straße nach Matarijeh, sondern auf der vergessenen Straße der Jahrtausende, bis ich mich unversehens mitten im Marktgetriebe von Matarijeh befand. Der eine pries seine Melonen, der andere seine Gurken und Paradeiser an..., alles was die Erde trägt, war hier zum Morgenkauf angeboten. Doch das interessierte mich nicht. Ich wollte lieber wissen, wo die Reste des alten Heliopolis zu finden waren. Ein freundlicher alter Herr in ägyptischer Tracht, der auch gut englisch sprach, klopfte mir verstehend auf die Schulter und meinte: „Effendi, da sind Sie zu weit gefahren; Heliopolis ist nicht hier; Heliopolis ist bei Kairo. Sie müssen zurückfahren“. Als ich mich nicht überzeugen ließ und weiterhin behauptete, hier müsse das alte Heliopolis liegen, gab er meinen Fall als „unbelehrbar“ verloren.

Mit meinen anderen Fragen hatte ich eben so wenig Glück. Das Bewußtsein, daß das Araberdorf Matarijeh auf dem Boden der althehrwürdigen Gottesstadt stand, ist völlig verlorengegangen. Schließlich kam ich mit allem Fragen von selber an das andere Ende des Dorfes. Da sah ich plötzlich mitten in einem Gurken- oder Melonenfeld einen zum Himmel ragenden Steinobelisken, 20 m hoch, der nun nicht mehr auf die ehrfürchtigen Scharen der Pilger herabblickte, sondern auf Gurken

und Melonen und arbeitende Fellachen, die sich über diesen Stein mitten in ihrem Felde höchstens ärgerten. Wo einst Tempelanlagen und Häuser standen, waren heute nur mehr Felder.

Ich schüttelte den Kopf ob eines solchen Schicksals. Was ist aus den „großen“ ägyptischen Göttern geworden? – Sie sind vergessen, wie ihre Tempel und Städte. Auf dem Rückweg suchte ich noch den „Baum der Jungfrau Maria“, unter dem die heilige Familie geruht haben soll. Der Baum ist wirklich alt; er soll auf einen noch älteren zurückgehen, und so fort...

Wie dem immer sei, ich setzte mich auf die knorrige Wurzel im Schatten dieses ehrwürdigen Baumes und suchte mir so lebhaft die heilige Familie auf der Flucht vorzustellen. Ein Mann, eine junge Frau, ein Kind, ein Esel ... Man braucht sich das nicht auszumalen, man braucht nur die Augen zu heben und sieht alles lebendig vor sich: eine ägyptische Familie, die auf ihrem Esel die staubige Straße entlangzieht...

6) Das Wasser und der Tod – Meadi, 15.V. 1951

„Wer einmal Nilwasser getrunken hat, kehrt immer wieder zurück“, lautet ein Sprichwort. Denn das Nilwasser ist nicht bloß zum Trinken da, es ist wie das Brot, das nährt und kräftigt.



Abb. 3: Dahabija auf dem Nil.

Die Form dieser traditionellen Boote ist seit Jahrhunderten kaum verändert, 11/43.

Der Orient ist sicher das Land, in dem man das Staunen nicht verlernt. – Die Schwestern des Krankenhauses von Meadi gaben mir für die „Hausbesichtigung“ als Führer ihren arabischen Diener Matbule mit, der auch ein wenig Deutsch versteht. In dieser Begleitung konnte ich mich in das arabische Dorf vorwagen. Allein wäre es mir nie gelungen, die Geheimnisse eines solchen „Hauses“ zu besichtigen.

Alles Leben hängt vom Vater Nil ab. Soweit die Kanalisierung reicht, soweit reicht auch das Grün der Felder. Wo die Bewässerung aufhört, beginnt jäh die Wüste.

Die erste Bekanntschaft am Anfang des Dorfes machte ich mit dem „Wassertreter“, der mit einer primitiven Pumpanlage Wasser aus dem tiefer liegenden Kanal auf die höher gelegenen Felder pumpte. Ein hohler Baumstamm wurde mit einer Kurbel in schwindelndem Tempo gedreht, wobei der Mann halb im Wasser stand. Die Anlage funktionierte wie vor mehreren tausend Jahren unter den Pharaonen. Sie wird auch weiter ihren Dienst tun, wenn nicht das Maschinenzeitalter dieser Primitivität ein Ende setzt.

Denn mehr als primitiv ist auch das Haus des Fellachen. Eine alte Frau traf ich gerade beim „Hausbau“. Alles, was man zum Hausbau braucht, liefert der Nil. Gebrannte Ziegel oder gar Steine kommen für die armen Fellachen nicht in Frage. Da muß schon die Erde und das Stroh genügen. Die Erde, wie sie überall zu finden ist, wird mit Nilwasser durchtränkt, mit Kleinstroh vermischt und geknetet, und dann ohne Lot und Winkel zu einer Mauer bis in die Höhe von eineinhalb bis zwei Meter aufgeführt. Die Sonne tut das ihre. In kurzer Zeit kann das „Haus“, oder besser gesagt die Erdhütte, fertig sein.

Die Einrichtung ist über alles einfach. Man braucht keinen Tisch, keine Bank und keine Sessel. Wozu denn auch? Es genügt eine Strohmatte, die man abends zum Schlafengehen auf die gestampfte Erde breitet. Wozu kostbares Bettzeug? Es genügen die paar Fetzen, die man am Leibe trägt. Wozu auch ein großer Herd für verschiedene komplizierte Speisen? Das „tägliche Brot“, das sind die Brotfladen, die täglich beim offenen Feuer zubereitet werden, das bißchen Milch, Käse, Erbsen, Linsen... und der Speiszettel des Fellachen ist fertig. Ein anspruchsloses Leben, wie es in Europa unvorstellbar ist. – Getrunken wird natürlich Nilwasser. Die Regierung hat versucht, große Wasserwerke anzulegen, in denen das Flußwasser zu Trinkwasser filtriert wird. Der Fellache verschmäht aber dieses gereinigte Wasser, und schlürft um so lieber das „nährhafte“ Nilwasser.

Ich habe nur so gestaunt, als ich einen alten Mann mit struppigem Bart sah, wie er sich niederhockte und aus einer schmutzigen Pfütze eine Handvoll um die andere schlürfte.

Wenn die Dämmerung anbricht, sieht man die Frauen und Mädchen, manchmal singend, manchmal laut schwätzend – selten still – zum Nil hinuntersteigen und Wasser schöpfen. Die Krüge werden mit großer Geschicklichkeit auf dem Kopf getragen. Statt der Tonkrüge sah ich auf manchem Kopf eine Konservenschachtel, die sich als Kostbarkeit in diese Gegend verirrt hatte.

In den meisten Häusern wird das Wasser in hohen Tonkrügen aufbewahrt, die es recht kühl erhalten. Oft mußte ich den angebotenen Trunk abweisen. Wehe dem Europäer, der ungefiltertes Nilwasser trinkt! Es wird ihm zum Wasser des Todes. Schon den Einheimischen macht es viel Beschwerden. Man braucht nur mit freiem Auge eine Handvoll solchen Wassers zu prüfen. Kleine rote Würmer schwimmen darin. Was würde erst die mikroskopische Untersuchung ergeben!?

Wenn in einem Dorf das Wasser verseucht ist, kann es daher geschehen, daß die ganze Ortschaft, bis zum letzten Mann, ausstirbt. Vor zwei Jahren herrschte hier eine Choleraepidemie. Ganze Dörfer starben aus. Schuld? – Das Lebenswasser des Nils, das vielen ein Wasser des Todes wurde.



[Abb. 4: Wohlhabende Familien sichern sich die schönsten Häuser am Ufer des Nil, 13/22.](#)

Da das Wasser mit viel Mühe herbeigeschafft werden muß, kann man verstehen, daß für Reinlichkeitszwecke nicht zu viel von diesem kostbaren Naß verwendet wird. Am schlimmsten wirkt sich dies bei den Kleinkindern aus. Ich habe Kindergesichter gesehen, von denen ich nicht behaupten möchte, daß sie heuer schon ein-

mal gewaschen wurden. Kein Wunder, daß sich gerade die Fliegen solche Gesichter aussuchen. Die Folgen davon sind Augenkrankheit und Blindheit.

Doch ich will nicht so pessimistisch schreiben. Vielleicht sind wir Europäer nicht mehr fähig, solch ein primitives Leben zu verstehen. Auf's erste wird es wohl jedem ergehen wie mir: Nur fort von hier! Dies ist kein Ort für uns!

Wenn man dann aber versucht, sich in die Seele dieses Volkes einzufühlen, sieht man auch andere Dinge. Der Vater, der vor seiner Erdhöhle saß und mit Frau und Kindern gerade die Mahlzeit nahm – Brot, Käse und Nilwasser –, antwortete auf meine Frage, wie es ihm gehe: „Al-chamdu-Allah! Kuwajis!- Gott sei Dank, gut!“

Als ich das Araberdorf verließ, folgte mir ein ganzer Schwarm von Kindern nach. Kinder gibt es so viel, wie Blätter am Baum. Obwohl wir schon gute Freundschaft geschlossen hatten, konnten sie es nicht lassen, mir ihre Hände entgegenzustrecken, und im Chor zu singen: „Bakschisch Abune! Bakschisch Abune!“

7) Die Perle des Orients: Damaskus, 5.VI.1951

„Auge der Wüste“, „Perle des Orients“ wird Damaskus genannt. Herrliche Namen der großen Sehnsucht – denn all diese Namen sind aus einer großen Sehnsucht entstanden und aus einer noch größeren Not, aus Sehnsucht und Not der Wüste. Endlos dehnen sich die weiten Durststrecken. Kein Baum, kein Strauch, keine Quelle erquicken Auge und Mund. Wenn man aber dann plötzlich von ferne das Rauschen einer Quelle hört und einen schüchternen grünen Streifen am Horizont sich abzeichnen sieht, so ist das wahrlich ein Wunder Allahs, ein Geschenk des Himmels.

Fast alle Abendländer, die das „Auge der Wüste“ besucht haben, sagen, Damaskus sei nur von weitem schön und anziehend; wenn man durch die dunklen Basare wandert, erkenne man plötzlich, daß die Perle in den Schmutz gefallen sei. Und doch war gerade diese Stadt berufen, wesentlich im Drama der alttestamentlichen Geschichte mitzuspielen. Als wir auf der Höhe des Antilibanon, von Beirut kommend, eine letzte Kehre machten, lag tief unten die Stadt Damaskus vor uns, wie ein Traumgesicht. Ich war wie gefesselt. Alle geschichtlichen Erinnerungen nahmen nun leibhaftige Gestalt an. Ich sah über der Oase die Gestalten König Davids, König Salomons aufsteigen, welche beide in das Schicksal der Stadt mächtig eingegriffen hatten; ich sah den Propheten Jesajah, der harte Worte gegen die aramäische Hauptstadt schleuderte..., ich sah vor allem Paulus, der von Süden her mit einer kleinen Reiterschwadron gegen die Stadt heranstürmte, haß- und wutschnaubend gegen die Christen.

Was hat Damaskus mit König David zu tun? – Unter König David erreichte das Reich Israel seine größte Ausdehnung und politische Bedeutung. Um das Jahr 1000 v.Chr. kam es zum ersten Kräftemessen zwischen Israel und den von Norden vordringenden Aramäern (Syrern). Die Entscheidungsschlacht wurde nördlich des Sees Genesareth ausgefochten. David schlug 20.000 Aramäer und erbeutete 1700 Kriegswagen. Unter den Geschlagenen befand sich auch eine Abteilung der Aramäer von Damaskus. Durch diese Niederlage verlor nun Damaskus seine Selbständigkeit. David setzte einen jüdischen Stadthalter ein und machte sich die Stadt tributpflichtig. Nach diesem Sieg beherrschte er auch die Karawanenwege der arabischen Wüste. Davids Großreich reichte also vom Bache Ägyptens (Nil?) bis zum „Großen Strom“ (Euphrath).



Abb. 5: Das „Auge der Wüste“: Anflug auf Damaskus, 1951, 24/46.

Unter Salomon gingen die Außenprovinzen des Reiches verloren. Die Aramäer von Damaskus benutzten eine gute Gelegenheit, schüttelten die jüdische Oberhoheit ab und erwählten sich einen eigenen König. Die Könige von Damaskus hießen meist Benhadad, d.i. Sohn des Hadad. Hadad war Kriegs-, Wetter- und Hauptgott von Damaskus. Ihm zu Ehren wurden große Tempelbauten aufgeführt. Unter diesen Königen erreichte Damaskus eine beträchtliche Blüte. Das Verhältnis zu Israel wird in dem Satz zusammengefaßt: „Und es war Krieg alle Tage zwischen Aram(Syrien) und Israel“.

Nur als beide Reiche daran waren, von der assyrischen Walze zu Tode gewalzt zu werden, reichten sie einander in letzter Stunde noch einmal die Hand zum Bündnis; doch dieses konnte das Verhängnis nicht mehr aufhalten. Der Prophet Jesajah erlebte von Jerusalem aus die Zerstörung von Damaskus durch die Assyrier. Die Stadt hatte sich lange verbissen gehalten; daher war das Gericht schrecklich. Wer aus der Stadt floh, wurde von den Belagerern entlang der Stadtmauer gepfählt. Auch den König ereilte dieses Schicksal.

Doch es gibt Städte, die, werden sie auch noch so oft zerstört, nicht sterben können. Zehnmal zerstört, wurde Damaskus elfmal aufgebaut. Und zur Zeit des Apostels Paulus erreichte die Stadt eine große Blüte. Damaskus war damals im Besitz der nabatäischen Könige, deren Hauptstadt Petra war, „die „Geisterstadt im Felsengebirge“; von dort aus beherrschten sie den ganzen arabischen Karawanenweg.

Ich bin viel in Damaskus herumgewandert, durch die dunkelsten Basare, durch lichte, moderne Wohnviertel; ich habe die Ommajadenmoschee betreten, die einst eine christliche Kirche war; ich bin vor Ruinen des alten Damaskus gestanden... Doch vor allem wollte ich den Spuren des Völkerapostels nachwandern. In Begleitung eines Franziskanerpaters gingen wir hinaus vor die Stadt und suchten den Ort von Pauli Bekehrung auf.



[Abb. 6: Die Umayyaden-Moschee, 1951, 24/44.](#)

Ich muß zugeben, daß ich mein Phantasiebild gewaltig korrigieren mußte. Nichts von einer romantischen Landschaft, man wollte denn den tief-staubigen Weg zwischen den hohen Friedhofsmauern romantisch nennen. Vor den Toren von Damaskus dehnt sich nämlich heute die Friedhofsstadt der verschiedenen Religionsgemeinschaften. Mitten darin, irgendwo, schwer zu finden, steht eine kleine Kapelle, die das Gedächtnis des Apostels Paulus festhält; bescheiden, und traurig genug für das große Ereignis.

Vom Ort des Sturzes vom Pferd wurde Paulus in die „gerade Straße“ gebracht. Sie heißt auch heute noch so und war einmal die wichtigste Straße von Damaskus; von einem Tor bis zum anderen hatte sie gereicht, 1500 Meter lang und 26 m breit. Rechts und links reihten sich Verkaufsläden und Wohngebäude. In einem dieser Häuser fand Paulus Aufnahme; hier vollzog sich seine innere Wandlung. Auch dieses Ereignis wird nur durch eine kleine, unterirdische Kapelle festgehalten. – Von dort wanderten wir die alte Stadtmauer entlang, von der Paulus in der Nacht heruntergelassen wurde. Die Fundamente der Mauer gehen auf die Römerzeit zurück.

Beim Gang durch Damaskus erschütterte mich die Elendsgestalt des auf verschiedene Konfessionen aufgespalteten Christentums. Es gibt zwar noch Kirchen; aber stärker als die Glocken schallt der Ruf von den Minaretten über die Dächer. Eine kleine, verängstigte Herde ist der Rest von Pauli Bekehrung in Damaskus. In der



[Abb. 7: Die Sultan-Süleyman-Moschee, 1951, 24/45.](#)

Franziskanerkirche im Viertel Bab-Tuma stand ich vor dem Märtyrerschrein. Der uralte Pater weiß noch von Augenzeugen zu berichten, die das Christengemetzel vom 9.-11.Juli 1860 miterlebt hatten; er nannte die Zahl von 6.000 hingsgeschlachteten Christen, nicht gezählt die Frauen und Mädchen, die in die Harems verschleppt wurden.

Die neue syrische Regierung ist zwar als tolerant und liberal bekannt, doch man kann nur mit Sorge auf den neu erwachenden Nationalismus schauen, der das Christentum durchaus nicht als seinen Freund betrachtet, da es doch mit der politischen Besatzungsmacht (den Franzosen) verbündet war.

8) Eine Königsstadt im Aufbau – Amman, 8.VI.1951

Die syrische Wüste durchquert! Die Augen brennen. Die trostlos ausgebrannte Erde hat zu sehr weh getan. Die Zunge klebt am Gaumen. Keiner mag ein Wort sprechen. Von Zeit zu Zeit treibt der Wind ganze Sandböen über unseren Wagen hinweg. Die Fenster sind trotz der Hitze geschlossen. Jeder duckt sich in eine Ecke, um mit „unendlicher“ Geduld die endlos wiederkehrende Straße an sich vorbeiziehen zu sehen. Der Karte nach müssen wir nun bald nach Amman kommen. Ich bin gespannt, wie die neue Hauptstadt Jordaniens uns empfangen wird.

Der Empfang war tatsächlich überraschend. Wer vor 20 Jahren Amman besuchte, fand ein größeres Dorf vor. Heute ist Amman eine Königsstadt im Aufbau. Es gibt kaum einen Fleck, wo nicht gebaut wird. Die steinigen Feldwege, auf denen einst Esel und Kamele ihre Lasten in gelassenem Tempo dahinschleppten, sind abgelöst von erstklassigen Asphaltstraßen, auf denen Lastautos in wahnsinnigem „orientalischem“ Tempo dahinrasen und den Begriff der Zeit mit Autohupen in den zeitlosen Orient hineintuten. Denn das Hupen lieben die Wagenlenker – wie kleine Kinder. Eine Fahrt durch einen Ort ist ein unablässiges Getute, bis die Buben zusammen- und die Tiere davonlaufen. Der Staub des Autos vermischt sich mit dem Fluchen der Fellachen.

Die Beduinen-Idylle hat sich in die tiefere Wüste zurückgezogen. Ich weiß zwar nicht, ob man dieses Leben wirklich eine Idylle nennen kann. Bevor ich die Beduinen aus der Nähe kennen lernen konnte, habe ich für sie geschwärmt. Die Bilder und Fotos in den Büchern schildern ja das Beduinenleben so schön: Ein Kamel am Horizont, eine ferne Sanddüne, ein offenes Zelt im Vordergrund, mit einigen Schafen und Ziegen; vielleicht noch ein Araber in seiner malerischen Tracht. Ist das nicht alles schön und romantisch? Jawohl, romantisch für den, der es nicht kennt! Für mich sind diese schmutzigen Zigeunerzelte und -dörfer zum Zeichen der Faulheit und Unfähigkeit geworden. In den inneren Steppengebieten mag ein solches

Leben seine Berechtigung haben; dort wächst ja nur die knappe Nahrung für dahinziehende Herden. Auf den fruchtbaren Hochebenen von Amman und Moab aber ist ein solches Leben nicht zu verantworten.

In der Römerzeit, und vor allem in den ersten christlichen Jahrhunderten, gab es hier Städte und Dörfer, Kirchen mit wunderschönem Mosaikböden, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe. Dann kam zwischen 600–700 n.Chr. der Perser- und Arabersturm, und aus dem Fruchtgarten wurde eine Steppe, teilweise kahle, ausgebrannte Wüste, über die ein paar Nomaden ihre Herden dahintreiben, nicht ahnend, daß unter ihren Füßen eine große Kultur begraben liegt. Der Araber hat es verstanden, zu erobern und zu zerstören, er hat aber nicht gelernt, wieder aufzubauen.



[Abb. 8: Landschaft bei Amman, 1951, 25/09.](#)

Der Großteil der Arbeit ruht auf den Schultern der verachteten Frauen. Wenn man sieht, welche Lasten Araberfrauen auf ihrem Kopf dahinschleppen, tut einem das Herz weh. Noch vor 10 Jahren soll es in Amman für einen Mann unmöglich gewesen sein, sich mit einer Frau auf der Straße zu zeigen. Tief eingehüllt, meist mit einem schwarzen Schleier vor dem Gesicht, kann man auch heute noch diese „Gespenster“ durch die Straße huschen sehen. Seit dem Ersten Weltkrieg ist aber dieser Orient in einen vollständigen Umbruch hineingerissen worden. Das beste Beispiel hierfür ist eben die Hauptstadt Jordaniens, Amman. Nicht bloß Straßen werden gebaut, sondern auch Häuser. Ganze Reihen alter Behausungen werden niedergerissen und an

ihre Stelle neue, repräsentative Steinhäuser hingebaut, die einen gesunden, modernen Eindruck machen. Diesen Umbruch haben vor allem die arabischen Flüchtlinge aus Israel nach Amman gebracht. 30.000 Flüchtlinge hausen noch in Zelten um die Stadt herum. Wer Geld hat, sucht Boden zu fassen und eine neue Heimat zu gewinnen. Amman ist ein einziger großer Bauplatz geworden. Gebaut werden vor allem auch Schulen; denn das neue, junge Volk muß lesen und schreiben können. Meine arabischen Stempel und Empfehlungsschreiben haben mich kaum vor dem Erschießen retten können, weil die „Herren“ nicht lesen konnten. Das Revolutionäre im Schulwesen besteht aber darin, daß sogar für Mädchen Schulen errichtet werden. Man erkennt den Unterschied zwischen einem christlichen und einem mohammedanischen Dorf gleich daran, daß in den Christengemeinden von jeher auch Schulen für Mädchen waren, meist geleitet von irgendwelchen Schwestern, die unter größten Opfern dieses orientalische Leben teilten...

Doch als Alttestamentler interessierte mich vor allem das alte Amman, das in der Zeit Davids den stolzen Namen Groß-Amman führte. Das heutige Amman ist in das tief eingeschnittene Tal hineingebaut, das alte stand auf der Höhe, eine trutzige, uneinnehmbare Burg. Im Tal sind heute noch die Reste eines römischen Amphitheaters erhalten. Die Menschen aller Zeiten gehen ja gerne dorthin, wo es etwas zu sehen gibt, heute ins Kino, damals ins Felsentheater. Ich setzte mich am Eingang des Theaters nieder, um die Lage zu studieren, hatte aber nicht lange Ruhe. Denn das Theater ist heute „voll besetzt“. Wo unter den in Stein gehauenen Sitzen noch ein Raum ist, eine Loge oder ein Zugang, haben sich Heimatvertriebene eingenistet. Eine alte, gebrechliche Frau schleppte sich bei untergehender Sonne mit einer zerdrückten Konservendose (Aufschrift „Eggs“-Eier) über die Steinstufen durch den einstigen Zuschauerraum zu ihrer Behausung hinauf. Als sie stolperte, verschüttete sie das kostbare Wasser. Ein groteskes Theater! Erschüttert wandte ich mich ab. – Mein Blick blieb nun an der alten Ammoniterburg haften; oftmals zerstört, wurde sie immer wieder aufgebaut. Heute trauern aber Ruinen in die aufsteigende Nacht, da ja im modernen Krieg Burgen keinen Schutz mehr bieten können. Hier, vor den Mauern dieser Festung hat König David die große Sünde seines Lebens begangen. Denn zur Zeit, da die Könige Krieg zu führen pflegten, d.i. im Frühjahr, hatte David seinen Feldherrn Joab mit den Truppen gegen Groß-Amman geschickt. Er selbst blieb daheim in Jerusalem. In einer schwülen Nacht stieg er auf die Terasse seines Palastes, um Kühlung zu finden. Da sah er, wie die schöne Batseba, ebenfalls auf dem Dach eines Hauses, sich wusch. Er ließ sie holen und beging mit ihr Ehebruch. Um die Schande zu verbergen, ließ er Batsebas Mann, Uria, der ein höherer Offizier war, vom Feldlager im Amman heimrufen und gab ihm „großzügig“ Urlaub. Doch der Soldat verschmähte es, zu seiner Frau zu gehen und schlief auf der Erde im Wachthof. Daraufhin sandte ihn David mit einem Brief, in dem geschrieben stand,

man solle ihn an der gefährlichsten Stelle einsetzen, damit er sicher zugrundegehe, an die Front zurück. In den nächsten Tagen fiel Uria tatsächlich bei einem Sturm auf die Festung Amman, von seinen Kameraden im Stich gelassen, wie es der Befehl des Königs gewesen...

Als ich in einer Ecke des arabischen Pfarrhofes mein Nachtlager bezog und in einen vor Müdigkeit unruhigen Schlaf fiel, tanzten im Traum die Bilder der Wüste, der alten Ammoniterburg und der neuen Flüchtlingslager wild durcheinander. Mehr als einmal wachte ich auf bei dem Gedanken, daß es so viel Elend und Not um mich herum gab!

9) Zweimal verhaftet – Nebi Samwil, 11. und 12.VI.1951

Nur 6 km nördlich von Jerusalem erhebt sich rechts von der nach Ramallah führenden Hauptstraße ein 839 Meter hoher Hügel. Ich möchte ihn Pyramidenberg oder Stufenberg nennen. Denn von weitem sieht man, wie der Berg in mehreren Terrassen ansteigt. Wer etwas von Altertumskunde versteht, dem kommen diese Stufen sofort verdächtig vor. Die können nicht so gewachsen sein, da war sicher Menschenhand im Spiel. Tatsächlich begannen die Amerikaner hier zu graben und legten die Grundmauern der Stadt des Königs Saul frei, die man bisher nur aus der Bibel gekannt hatte, deren Lage aber in Vergessenheit geraten war.

Wer wird es einem Alttestamentler verübeln, wenn er sich entschließt, die Hauptstadt des Königs Saul zu besuchen? Also brach ich am Montag, dem 11. Juni 1951 das erste Mal von Jerusalem auf, um zur Saulsburg zu wandern. Ich stellte mir vor, wie schön es wäre, wenn man sich dort oben mitten unter den Ausgrabungen für ein Stündchen hinsetzen und die biblischen Texte nachlesen könnte. Ich nahm also meine hebräische Bibel unter den Arm – denn an einem so ehrwürdigen Ort kann man die Bibel nur im Urtext lesen – und wanderte heiteren Gemütes die Straße von Jerusalem nach Norden.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten... Schon war ich am Fuß des Hügels angelangt und sprang die Straßenböschung hinauf, da kam eine Polizeistreife angefahren. Ich hatte den Mann gar nicht kommen gesehen. Für ihn mußte es den Eindruck machen, als ob ich gerade vor ihm ausweichen wollte. So schrie er mich an und stellte mich. Das erste verdächtige Objekt war das Buch unter meinem Arm. Als er die hebräischen Buchstaben sah, war für mich die Sache verloren. Da nutzten keine Papiere und keine Worte. Er hielt das nächstbeste Auto an und ließ mich auf die Polizeistation nach Jerusalem bringen. Dort Leibesuntersuchung, um festzustellen, ob ich nicht doch ein Spion sei. Als ich gegen diese Behandlung protestierte, wollte man mich an die höhere Polizeistelle einliefern.

Schließlich erreichte ich, daß ein Polizist mit mir in mein Quartier ging. Erst als er die Schwestern sah, glaubte er mir und entschuldigte sich.

Da mir die Ausgrabungen von Tell-el-Ful so wichtig vorkamen, wollte ich es am Dienstag, den 12.VI.51 nochmals probieren. Diesmal setzte ich statt des Verdacht erregenden Tropenhelmes die arabischen Kefije auf – ein großes, nach hinten herunterhängendes weißes Tuch, das am Kopf mit einer schwarzen Schnur wie eine Krone festgehalten wird. So ausgerüstet konnte ich anstandslos, wie ein Einheimischer, die Saulsburg besichtigen und den vergangenen Zeiten nachsinnen.

Die Saulsburg hat eine wunderschöne Lage. Von hier aus kann man wahrhaftig das Land beherrschen. Der Blick umspannt die Jordanaunen, das Tote Meer, die jüdischen Berge im Süden, die Philisterberge im Westen; im Norden ragen die Berge von Samaria empor ... Besser hätte Saul nicht wählen können.

Eine Wegstunde genau westlich von der Saulsburg grüßt der Nebi Samwil, der Berg des Propheten Samuel, ins Land. Da die Sonne noch hoch stand, entschloß ich mich, querfeldein zum Nebi Samwil hinaufzusteigen.

Ich freute mich des schönen Tages, denn einige Wolken standen am Himmel und spendeten etwas Schatten in diesem schattenarmen Land. Ich will nicht lange die ausgetrockneten Felder schildern; hatte es doch in diesem Jahr fast gar nicht geregnet. Einige Weinstöcke und etliche Feigenbäume sind das einzig erquickende Grün. Ich möchte gleich von meinem Einzug in Nebi Samwil erzählen.

Die Begrüßung war keineswegs freundlich. Am Eingang des Dorfes traf ich gleich drei Männer in ihrer malerischen arabischen Kleidung. Ich grüßte sie freundlich. Die Antwort war handgreiflich. Ein alter Mann – später erzählte er mir, er sei 67 Jahre alt – packte mich aufgeregt beim Hemd und schrie: „Enta jahud!“ – „Du bist ein Jude“. Doch ich ließ mich nicht aus der Fassung bringen, besänftigte ihn und zeigte meine Papiere mit dem arabischen Stempel.

Nun schlug die Stimmung um. Da sie nun wußten, daß ich aus Österreich komme und Professor für all diese alten Dinge sei, luden sie mich zur Moschee ein. Am Eingang zur Moschee saßen wir nun, eine Versammlung von Männern. Vor diesem Forum mußte ich nun meine schwerste Arabisch-Prüfung bestehen. Ein alter, abgegriffener Koran wurde mir vorgelegt. Als ich aber aus der 2. Sure den Thronvers fließend herunterlas, nickten die Bärte wohlgefällig und befriedigt.

Ich dachte nun, alles Mißtrauen sei geschwunden, verabschiedete mich, um die alten Steinhäufen aus vergessener Zeit zu besichtigen. Die Moschee ist eine Kirche aus der Kreuzfahrerzeit. Damals nannte man diesen Berg Montjoie, Berg der Freude, weil die Pilger von hier aus das erste Mal Jerusalem erblicken konnten. Es

gibt noch einige Grabanlagen, die ich nicht besichtigen konnte; denn inzwischen nahm das Verhängnis seinen Lauf. Bei meinem Gang aus dem Dorf verfehlte ich den schmalen Pfad in Richtung Beth-Hanina und ging etwas zu weit die Talstraße hinab. Als ich den Fehler bemerkte, bog ich von der Straße ab, um querfeldein gehend, den richtigen Steig zu finden. Doch dieses Abirren war das Zeichen zum Angriff. Plötzlich hörte ich hinter mir Rossegetrampel, Geschrei, schließlich Schüsse. „Idäk la fog!“ „Hände hoch!“ Was will man gegen eine so brutale Gewalt anfangen? Mit lächelndem Gesicht – denn ich betrachtete das ganze immer noch als Scherz – übergab ich den Paß und hob die Hände hoch. Nachdem der Paß das hundertste Mal geprüft war, konnte ich die Hände senken, mußte aber doch ins Dorf hinauf vor den Dorfrichter. Einem solchen Menschen möchte ich nicht wieder begegnen. Hier sah ich, daß die Leidenschaft blind macht. Weder Paß noch Priesterkragen noch Beteuerungen konnten auf ihn einwirken. Er war von der fixen Idee besessen, ich sei jüdischer Spion, und hatte Befehl gegeben, auf mich zu schießen, als ich den Weg verfehlt hatte. Er wollte mich ins Polizeigefängnis nach El-Qubebe bringen. Nur dem vernünftigen jungen Führer der arabischen Legion verdanke ich es, daß ich freikam. Er versprach, mich mit zwei anderen Legionären – einfachen Bauernburschen ohne jede Uniform, die aber jetzt bewaffnet sind – an die Autostraße nach Jerusalem zurückzubegleiten.

Der Araber Palästinas erlebt den Juden als Eindringling und als Räuber. Er hat es verlernt, zwischen Fremd und Fremd zu unterscheiden. Jeder Fremde ist sofort verdächtig. Die Zeiten, wo man sich ruhig auf einen Hügel setzen und das Heilige Land studieren konnte, sind vorbei.

10) Durch den Siloatunnel – Jerusalem, 13.VI.1951

Buben können sehr schadenfroh sein, zumal wenn es sich um einen Fremden handelt, der sich in ihren Bereich eindringt. Es ist doch Vorrecht der Buben, durch den finsternen Siloatunnel zu kriechen. Dieser Chawatscha, dieser Fremde, wie will der überhaupt mit den langen Hosen durch das tiefe Wasser...? Ich wurde also nicht freundlich empfangen, als ich vom Tempelplatz in Jerusalem zur Marienquelle ins Kedrontal hinunterstieg. Am Eingang des Brunnenhauses trieben sich einige Buben herum. Von der Quelle, zu der man viele Stufen hinuntersteigt, drang das frohe Lachen und Kichern von Mädchenstimmen herauf.

Als ich meinen Willen kundgab, durch das Tunnel zu gehen, lachten die Buben etwas spöttisch, und als ich die Stufen hinabstieg, um ernst zu machen, begannen die Mädchen zu kreischen und zu schreien. „Was ist denn los?“ – dachte ich nur. Ein

verständiger Junge sagte mir: „Es darf doch kein Mann hinuntersteigen, solange Frauen und Mädchen an der Quelle sind!“

So setzte ich mich geduldig auf eine der Stufen und wartete. Da stiegen die Wasserträgerinnen herauf – denn es ist Hauptarbeit der Mädchen, das tägliche Wasser heimzubringen. Einige trugen einen irdenen Wasserkrug auf dem Kopf, wie es auch vor 2000 Jahren Sitte war, wie ihn auch Maria, die Mutter des Herrn getragen haben kann; die Mehrzahl der Mädchen war aber schon „modern“ ausgerüstet mit Benzinkanistern oder anderen Konservendosen.

Als die Luft rein war, konnte ich endlich zur Quelle hinab. Hier sprang das Wasser frisch und belebend aus der Erde hervor. Welche Kostbarkeit das Wasser ist, habe ich erst hier im Morgenland verstehen gelernt. Wo Wasser ist, da ist Leben; da gibt es Gras, Bäume, da können Mensch und Tiere hausen. Wo kein Wasser ist, erstreckt sich die Wüste, da ist Tod.

Nun aber ist Palästina von jeher ein sehr wasserarmes Land mit nur wenigen Quellen. Was die Erde nicht gibt, muß der Himmel geben. Jeder Tropfen Regenwasser wird in Zisternen gesammelt. Die Gründung einer Stadt war in alter Zeit vom Vorhandensein einer Quelle abhängig. Da die Zeiten aber unsicher waren, konnten die Städte nicht in der freien Ebene erbaut werden, sondern auf der Höhe der Hügel oder Berge. Die alten palästinischen Städte waren daher nicht „Städte“ im modernen Sinn, sondern glichen vielmehr unseren Burgen, die mit Wall und Graben und hohen Mauern gegen jeden Angriff geschützt waren.

So war auch das alte Jerusalem „eine Stadt auf dem Berge“. Die Jebusiter fühlten sich darin so sicher, daß das Sprichwort entstand: „Es genügt ein Lahmer, um Jerusalem zu verteidigen“. Doch diese Stadt hatte einen wunden Punkt, den Joab, der General Davids, bald heraus hatte. Es heißt nämlich, daß Joab durch einen Brunnenschacht von unten in die Stadt einstieg, die Tore von innen öffnete, so daß die Soldaten eindringen und die Stadt einnehmen konnten.

Woher sollte eine Stadt auf dem Berge ihr Wasser nehmen? Auf Bergesgipfel entspringen keine Quellen. Diese sind meist in der Talsohle zu finden. In friedlichen Zeiten konnten die Frauen und Mädchen getrost zur Quelle hinabsteigen, um Wasser in die Stadt hinaufzutragen. Was aber in Kriegszeiten? – Wir finden in einigen kanaaniischen Städten die Reste eines Schachtes, der vom Inneren der Stadt zu der Quelle außerhalb hinunterführt. Solche technische Gewaltleistungen sind nur durch drohende Kriegsgefahr erklärbar.

Einer solchen Notzeit verdankte auch der Siloa-Tunnel in Jerusalem seine Entstehung. Von Norden her wälzte sich immer beängstigender die assyrische Kriegswal-

ze heran. Kaum eine Stadt hatte bisher standhalten können. Und Jerusalem? Alle Befestigungen nützten nichts, wenn die Stadt kein Wasser hatte.

Daher gab König Ezechias den Befehl, durch den Berg einen Tunnel zu treiben, um das Quellwasser für die Stadt zu sichern. Beim Heranrücken des Feindes wurde die äußere Quelle verschüttet. Man begann an beiden Seiten des Berges zu graben. – Heute noch merkt man am Verlauf des Tunnels die Hast und Unruhe jener bedrohten Zeit. Der Tunnel verläuft nicht grade; in der Mitte des Berges macht er eine Wendung im rechten Winkel. Dort wo die Arbeiter von beiden Seiten aufeinandertrafen, wo Pickel an Pickel schlug, wurde eine Inschrift angebracht, die heute im Museum zu Konstantinopel zu sehen ist...

So stand ich also unten an der berühmten Quelle, zog meine Sandalen und Socken aus und „strickte“ die Hose soweit wie möglich herauf. Zwei Buben erklärten, mit mir gehen zu wollen. Das Schicksal wollte es, daß ich ausrutschte und mit samt der Hose bis zur Mitte ins Wasser glitt; es war gerade an der tiefsten Stelle. Mitleidige, hämische Blicke...

Es wäre nicht der Wahrheit entsprechend, wenn ich den Gang durch den Berg als „gefährlich“ schildern wollte. Man kann fast durchwegs aufrecht gehen. Vor einer stattgehabten Generalreinigung soll der Tunnel allerdings derart angeschwemmt gewesen sein, daß man teilweise auf dem Bauche kriechen mußte. Heute ist auch schon wieder alles mögliche Zeug angeschwemmt, so daß ich keine Lust hätte, aus diesem Wasser zu trinken. Da ich sehr langsam ging und jede Stelle genau untersuchte, brauchten wir für die ungefähr 550 Meter eine halbe Stunde. Als wir uns dem Ende des Tunnels näherten, riefen meine beiden Jungen: „Ja banat! Achtung, Mädchen!“ Ein Warnruf, daß die Mädchen die Quelle zu verlassen hätten, bis wir Männer wieder ans Licht des Tages gestiegen wären. Ich setzte mich noch ein wenig an die Sonne, um meine Kleider zu trocknen; dann stieg ich durch das Misttor in die Stadt hinauf.

11) Wo das goldene Kalb stand... – Bethel, 14.VI.1951

Einer der bewegtesten Reichstage war jener nach dem Tode des Königs Salomon, in Sichem. Der Thronfolger Roboam war gekommen, die Vertreter aller Gaue waren zugegen. Schwüle Luft lag über der Stadt. Heute mußte die Entscheidung über die Zukunft fallen. So konnte es nicht weitergehen. Salomon war zwar wegen seiner Weisheit und Pracht beliebt; er hatte aber am Ende seiner Regierungszeit seine ganze Volkstümlichkeit verloren. Seine Hofhaltung und seine Bauten hatten ungeheure Summen verschlungen. Für die Auslagen des Sonnenkönigs mußte das Volk

aufkommen: die Steuern wurden immer höher bis zur Unerträglichkeit emporgeschraubt. So konnte es wahrlich nicht weitergehen.

Beim Tod des Königs Salomon ging ein Aufatmen durch das Land. Man setzte alle Hoffnung auf den Thronfolger, daß er die Steuern ermäßigen und die Abgaben erleichtern werde. Aller Augen waren also auf den Reichstag nach Sichem gerichtet.

Es kam zur Sitzung. Beschwerden wurden vorgebracht, Erleichterungsvorschläge gemacht. Der König Roboam zog sich dann zurück, um sich zu beraten. Er fragte zuerst die alten Ratgeber, die noch vor seinem Vater gestanden waren. Sie rieten zur Milde: „Wenn du dem Volke diesmal entgegenkommst, wirst du die Herzen aller gewinnen!“ – Der junge König nickte und entließ seine betagten, erfahrenen Berater. Dann rief er die Jungen herein, die mit ihm aufgewachsen waren. Die Beratung wurde immer leidenschaftlicher: „Nachgeben? Unmöglich! Wenn du jetzt nachgibst, bist du für immer den Launen dieses Volkes ausgeliefert!“ Roboam besann sich nicht lange und entschied sich für den Weg der Härte. Dem Volke sagte er: „Mein kleiner Finger ist dicker als die Lenden meines Vaters. Hat er euch mit Peitschen geschlagen, so will ich euch mit Skorpionen schlagen...“ Diesen Worten folgte unheimliche Stille, wie vor Ausbruch eines Gewitters. Bald zischt da, bald dort ein Schrei der Empörung auf. Bald beginnt ein Gemurmeln der Menge, das sich immer bedrohlicher an den Sitzungssaal heranschiebt: „Wir wollen Nachlaß der Steuern und Abgaben!!!“

Dem jungen König wird es bang. Er schickt Adoram hinaus, um zu vermitteln. Als die Menge den Vermittler des Königs erblickte, brach der Sturm los. Gestalten bückten sich und suchten Steine; bald flog schon da einer, bald dort. – Adoram brach im Steinhagel tot zusammen und wurde von der wütenden Menge zertrampelt. Der König erreichte mit knapper Not seinen Wagen und floh aus der Stadt. Damit war die Herrschaft des Davidshauses über das Nordreich zu Ende. Die Nordstämme suchten sich einen anderen König – dieser stand bereits in ihrer Mitte. Es war Jeroboam, seines Zeichens Revolutionär; denn er hatte noch zu Lebzeiten Salomons den Mut gehabt, sich gegen die Ausbeutungspolitik zu erheben. Dafür mußte er ins Ausland flüchten. Er begab sich nach Ägypten, und wartete dort den Tod des Tyrannen ab.

Der Tag von Sichem war Wasser auf seine Mühle. Einstimmig wurde er zum König des Nordreiches erwählt. Was Wirtschafts- und Außenpolitik anbelangt, scheint er eine glückliche Hand gehabt zu haben. In der Religionspolitik schlug er aber einen Kurs ein, der in der Folge dem Nordreich zum Verhängnis wurde.

Denn eines Tages mußte er sich sagen: Israel stellt doch, religiös gesehen, eine Einheit dar, auch über die politische Trennung in Nordreich und Südreich hinweg. Jerusalem ist und bleibt das religiöse Zentrum des Volkes. Dort ist der herrliche neue

Tempel, dort der Opferaltar; dort werden die Jahresfeste gefeiert; dorthin werden auch weiterhin die Nordstämme pilgern wollen. Wenn sie aber in Jerusalem die religiöse Einheit erleben, werden sie wieder Sehnsucht bekommen auch nach politischer Einheit. Und eines Tages werden sie kommen und Jeroboam aus dem Wege schaffen, um des einen Reiches willen...

Jeroboam erkannte also klar in der Religion den Erzfeind seines Thrones. Daher ging er mit Schlaueit ans Werk, um diesen Feind zu bezwingen. Religion muß es geben. Ohne Religion kann das Volk nicht leben. Warum aber soll das Volk gerade nach Jerusalem, in das verhaßte Juda hinaufpilgern? Schaff dem Volke andere, neue Heiligtümer, und Jerusalem wird bald vergessen sein! Daher ließ Jeroboam in Bethel, an der Südgrenze seines Reiches und in Dan im Norden je einen herrlichen Tempel bauen, darin das goldene Kalb aufstellen und ausrufen: „Seht her, da euer Gott, der euch aus Ägypten herausgeführt hat!“ Die Grenze gegen Süden wurde gesperrt, die Pilgerfahrt nach Jerusalem verboten. Mit dieser königlichen Verfügung waren vor allem Priester, Leviten und Propheten nicht einverstanden. Sie mußten auswandern. Darauf schuf der König ein neues, ihm gefügiges Priestertum und führte einen neuen Festkalender ein.

Bethel war ja ein altehrwürdiger Ort: Hier hatte bereits der Patriarch Abraham seine Zelte aufgeschlagen und dem Allmächtigen seine Opfer dargebracht; hier schlief Jakob auf der Flucht vor Esau auf einem Stein und sah die Himmelsburg und die Engel Gottes auf- und niedersteigen. In Bethel gab es auch eine Prophetenschule unter der Leitung eines „Abtes“; hier hatte sich auch jene schreckliche Szene abgespielt, als 40 Buben, die den Propheten Elisäus verspottet hatten, von Bären zerrissen wurden. – Mit diesen und anderen biblischen Erinnerungen bewaffnet, ging ich die alte Stadt Bethel suchen. Der Name existiert heute nicht mehr. Es heißt in den Büchern, dort wo heute das arabische Dorf Beitin steht, sei einst Bethel gewesen. Damit hatte ich einen sicheren Wegweiser.

Am Eingang von Beitin sah ich auf einem Hügel in einer Ruine einen Ziegenhirten sitzen. Er saß unbeweglich, als gehörte er zur alten Mauer, und dachte vielleicht über tiefe Geheimnisse nach; vielleicht dachte er auch an gar nichts. – Als ich näher kam, löste er sich vom Gestein, hielt mir eine alte Münze hin und hoffte auf guten Bakschisch. – Ich hatte vermeint, hier die Reste des alten Bethel zu finden, hatte mich aber getäuscht. Die Ruine stammt von einer arabischen Burg, die in eine zerstörte christliche Kirche hineingebaut war. Burg wie Kirche sind Ruinen. – So suchte ich die Hügel ringsum ab nach dem alttestamentlichen Bethel. Es müßte doch leicht zu finden sein, da die Amerikaner dort gegraben hatten. Da ich nichts fand und es Abend wurde, mußte ich wohl oder übel an den Heimweg denken. Ich war schon 10 Minuten außerhalb des Ortes, da heftete sich ein Bursche an meine Fersen. Als

ich ihn nach den Ausgrabungen fragte, wies er auf einen Steinhaufen mitten im Dorf. Halb im Laufschrift kehrte ich zurück; wir sprangen über die Feldmauern und liefen, bis ich das Vergnügen hatte, oben auf dem Steinhaufen zu stehen. Doch hier sah ich auch nichts von den Ausgrabungen, denn diese waren wieder zugeschüttet worden. So schlummert das alte Bethel mit seinem goldenen Stier unter der Erde weiter, ein Friedhof und ein Gericht zugleich!

12) Gespenst in den Ruinen – Ai, 15.VI.1951

Da sprach der Herr zu Josue: Sei ohne Furcht und zage nicht!
Nimm alles Kriegsvolk mit dir! Auf! Ziehe gegen Ai hinauf!
Siehe, ich gebe den König von Ai, dessen Volk, Stadt und Land in deine Hand!
(Jos 8,1)

Wie kommt man nach Ai? – Auf verschiedenen Wegen! Mein Weg führte von Jerusalem nach Norden. In Jerusalem bestieg ich den gewöhnlichen Bus, in dem schon viele arabische Bauern saßen, die mich verdächtig musterten. Doch in meiner Anfangsbegeisterung sah ich diese argwöhnischen Blicke nicht. Ich war noch ganz im Banne des Neuen: Endlich im Heiligen Land auf den Spuren der Bibel! Da vergißt man Krieg und Kämpfe und lebt nur den Gedanken an die einstige Menschwerdung des Wortes Gottes in diesem Land. Ich meine jetzt nicht bloß die Menschwerdung in Jesus von Nazareth, dem Sohne Gottes; das Wort Gottes hat in den langen Jahrhunderten der Geschichte verschiedentlich Gestalt angenommen, in Propheten, Königen und Richtern. Beschäftigung mit der Geschichte Palästinas ist daher nicht einfach profanes Geschichtsstudium oder Archäologie, sondern ist ein Nachgehen in den Spuren des Meisters. – Soviel als theologischer Vorgedanke, als Präludium zu meiner Arbeit.

Die Endstation des Autobusses ist Ramallah. „Alles aussteigen!“ – Es hat ja keinen Sinn, weiter sitzen zu bleiben, denn der Bus wird ja doch nicht weiterfahren. Da heißt es schon, sich selber zu Fuß, zu Esel oder Roß durchzuschlagen, wenn man den verrückten Gedanken hat, nach Ai zu kommen.

Ich verfehlte nach meinem Plan zunächst die richtige Straße. So blieb mir nichts anderes übrig, als irgendwo zu fragen. Da stand ein arabischer Offizier vor seiner Villa. Als er mich hilflos herumirren sah, begann er selber zu fragen, was ich wolle und suche. Sobald er gemerkt hatte, daß ich deutsch sprach, lud er mich zu sich in sein Haus, denn seine Frau sei Schweizerin. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung der jungen Frau holte der Offizier seinen Jeep heraus und fuhr mich soweit an Ai heran, wie eben nur ein Jeep fahren kann.

Doch wer wußte noch etwas von dem alten Ai? Auf der Generalstabskarte war kein Hinweis auf diesem Ort zu finden. Der heutige arabische Name lautet Et-Tell, auf Deutsch einfach „Ruine“. Das hebräische Wort „Ai“ bedeutet schließlich auch nichts anderes als „Ruine“. Der Offizier fuhr mit seinem Jeep zurück und ich stand nun auf freiem Feld inmitten einer wilden Felsenlandschaft. Der Wind pffte über die Höhen, vom Westmeer herkommend; so war es angenehm kühl trotz des warmen Junitages. Am Horizont sah ich ein Felsenwirrwarr aufragen, das nur von den Ausgrabungen herrühren konnte. Denn seit 1934 waren die Ausgrabungen durch die Stiftung von Baron E. von Rothschild ermöglicht worden. Die Leitung lag in den Händen von Frau J. Marquet Krause. Kurz bevor ich an den Ruinenhügel herankam, entdeckte mich ein Hirtenbub, der einige Ziegen hütete. Er sprang auf mich zu und winkte lebhaft. Er schrie mir auch einige arabische Worte zu, die ich jedoch nicht verstand, da der Wind ihm das Wort aus dem Munde stahl und wegwehte.



Abb. 9: Claus Schedl im Bus – allerdings als Reiseleiter um 1980, 56/26.

Endlich war ich oben auf dem Ruinenhügel, der 3 km südöstlich vom alten Bethel liegt. Der Wind war unheimlich, und so stieg ich hinab in die Ausgrabungsschächte und -gräben. Mit jedem Meter kam ich in ein entfernteres Jahrtausend. Bereits im 3. vorchristlichen Jahrtausend blühte hier auf diesem Hügel eine hohe Kultur. Die Stadt war eine schier uneinnehmbare Festung. Doch dreimal wurde sie im 3. Jahrtausend zerstört, obwohl die Stadtmauern eine Dicke von 6 Metern aufweisen und an den gefährdeten Punkten noch eine zweite Mauer vorgebaut ist. Auf dem höchsten Teil des Hügels befand sich der Königspalast. Im Untergeschoß war ein Saal, 20 m lang und 6 m breit. Das Obergeschoß war wahrscheinlich aus Holz und Lehm gebaut. Damals gab es ja

noch Holz in dieser Gegend. Heute muß das Auge weit wandern, will es einen Baum finden.

Selbstverständlich hatte die alt-kanaanäische Stadt einen Tempel. Die Zerstörung schien so überraschend über die Stadt gekommen zu sein, daß man nicht Zeit hatte, irgendetwas in Sicherheit zu bringen. Der Tempel ist in drei Teile gegliedert: Vorhof mit Brandaltar, auf dem noch Knochenreste und ein Messergriff sich fanden; desgleichen fand sich dort ein Holzpfehl, Sinnbild der Fruchtbarkeitsgöttin Aschera; an den Wänden lagen Scherben von Krügen und Schalen. Im zweiten Hof fand man einen Steintisch mit zwölf Schalen und drei Gruben für Opferreste. Im dritten Raum stand auf einem verputzten Altar in einem Kreis von fünf Steinen noch unbeschädigt ein rotbemalter Tonkrug.

Die größte Blüte dieser Stadt fällt also in die Zeit von 3000–2000 vor Chr. Um 2000 wurde sie derart zerstört, daß sie 800 Jahre eine Ruine blieb. Vielleicht stammt von daher der Name Ai, d.i. „Ruine“. Um 1200 wurde die Stadt neu besiedelt; die Siedlung verschwand aber schon nach 150 Jahren, zurück blieb erneut eine Ruine. Welches Ai haben also die Israeliten bei ihrer Landnahme unter Josua zerstört? – Es heißt die Frage vereinfachen, wenn man harmonisiert und gleichsetzt. Pater Vincent, Professor für Archäologie an der Bibelschule der französischen Dominikaner in Jerusalem schlug folgende Lösung vor: „Zugegeben! Josue fand nicht die im 3. Jahrtausend blühende Stadt Ai vor. Diese war bereits lange von ihm zerstört worden. Aber dieser Hügel hatte eine derart strategische Wichtigkeit, daß die Kanaanäer hier ihren Widerstand gegen die aus Osten eindringenden israelitischen Beduinenstämme konzentrierten. Der Kriegslust Josues gelang es aber, diesen Widerstand bei den Ruinen von Ai zu brechen und die aufgebauten Festungswerke wieder vollends zur Ruine zu machen!“ Eine sehr verständliche Lösung, die auch mit dem archäologischen Befund durchaus vereinbar ist.

Ich stieg also in den Gräben herum, bestaunte die Wucht der alten Mauern. Schließlich setzte ich mich in einem windgeschützten Graben nieder, um etwas auszurasen. Da entdeckte mich oben vom Hügel ein Mädchen, das auf irgendetwas aufzupassen hatte. Erschreckt warf sie die Hände zum Himmel und stürmte schreiend davon. Bald sah ich den Erfolg ihres erschreckten Aufschreies. Eine große Schar von Frauen und Mädchen kamen den Berg heraufgelaufen, um das Gespenst in den Ruinen zu sehen. – Vielleicht habe ich tatsächlich so gespenstisch ausgesehen; denn ich stieg ja aus vergangenen Jahrtausenden wieder an das Licht der Gegenwart empor. Ich legte meine Hand auf das erschreckte Kind und sagte in unbeholfenem Arabisch: „Hab‘ keine Angst, mein Kind, ich tu dir ja nichts zuleide!“

Die Frauen gingen in ihr Dorf zurück. Ich wanderte wieder westwärts gegen Bethel und Ramallah. Für das letzte Stück des Weges bot mir ein freundlicher Bauer seinen Esel zum Reiten an.

13) Ausgrabungen um das Lazarusgrab – Bethanien, 17.VI.1951

Kapharnaum war die Stadt der großen Wunder und Reden Jesu. Unter den Fischern von Kapharnaum suchte er sich seine Jünger aus. Kapharnaum war einfachhin „seine Stadt“. Doch Kapharnaum, das gleichsam bis zum Himmel erhoben war, nahm das Wort Jesu nicht auf. Der Meister fühlte sich in seiner Stadt nicht mehr wohl. Er sah sich gezwungen, das „Wehe“ über diese so sehr geliebte Stadt auszurufen.

Einen Ort gibt es aber in Palästina, den Jesus mehr liebte als die anderen Städte und Dörfer seiner Heimat. Gerade dieser Umstand zeigt uns Jesus in gewinnendstem Lichte. Jesus war Mensch, ganzer Mensch mit einem fühlenden Herzen, in Freundschaft mit Menschen verbunden. Wir denken uns den Herrn viel zu sehr in seiner göttlichen Würde über alles Menschliche hinausgehoben. Und doch ist Jesus zuerst und vor allem als Mensch in der gewinnendsten Weise durch das Heilige Land gewandert. Wenn er von diesen Wanderungen zu sehr ermüdet war, gab es einen Ort, an den er sich gern zurückzog: Bethanien, ca. drei Kilometer östlich von Jerusalem, hinter dem Ölberg gelegen. Dort wohnte Lazarus, den Jesus „Freund“ nannte. Dort wohnten die Geschwister des Lazarus, Maria und Martha, denen Jesus mit bevorzugter Liebe zugetan war. Hier in Bethanien geschah das große Wunder der Totenerweckung des Lazarus. Von Bethanien aus trat Jesus am Palmsonntag seinen Triumphzug nach Jerusalem an.

Bethanien, ein Ort voll der schönsten biblischen Erinnerungen! Daher war ich von stiller Neugier erfüllt, dieses Stück heiliger Erde zu besuchen, das der Herr so sehr geliebt hatte. Meine Neugier wurde noch gesteigert, als ich hörte, die Franziskanerbibelschule habe unter der Leitung des Professors für Archäologie, P. Sylvester Saller, in Bethanien drei Kirchen ausgegraben...

Jerusalem, 18. Juni 1951: Am Damaskustor war ich nachmittags um halb drei Uhr mit den beiden Archäologen P. Sylvester und P. Bellarmino verabredet. Der Platz vor dem Tor ist ein großer Autopark. Von hier fahren Autobusse nach allen Richtungen; hier stehen auch Taxis in großer Zahl. Als wir auf dem Platz auftauchten, stürmten gleich eine ganze Schar Taxi- und Autobuslenker auf uns zu: „Abuna – wohin? Kommen sie zu mir! Der Wagen ist ausgezeichnet. Ich fahre gut und billig...“ Die Autobusse fahren hier erst ab, wenn sie voll sind, so daß man manchmal seine Geduld erproben kann. Der Schnelligkeit halber nahmen wir daher ein Taxi, fuhren am Herodestor vorbei, hinab ins Kedrontal, am Gethsemanegarten vorbei, über den

Ölberg... In zehn Minuten waren wir bereits an Ort und Stelle.

P. Bellarmino machte sich mit einem Arbeiter daran, einige Meßarbeiten am Ausgrabungsgelände durchzuführen. P. Sylvester, der Chef der Ausgrabungen, führte mich nun in die Geheimnisse dieses Trümmerhaufens ein. Denn der erste Eindruck, den ich hatte, war der eines Trümmerhaufens. Ein gewaltiger Berg von Schutt und Steinen. Arbeiter fuhren unermüdlich hin und her, um den Berg noch größer zu machen. Die Größe dieses Schutthaufens läßt auf die Größe und Mühsal der Arbeit schließen. Man wußte nur mehr aus fernen Erinnerungen, daß hier einmal eine Kirche gestanden haben könnte. Schutt war auf Schutt gehäuft. Und auf den Schutt hatten die Araber ihre armseligen Hütten draufgebaut. Bevor die Grabungen begonnen werden konnten, mußten diese Hütten aufgekauft werden. Was das aber bedeutete, versteht nur der recht, der die orientalischen Rechtsverhältnisse kennt. Ein Haus hat z.B. nicht nur einen einzigen Herrn und Besitzer, sondern Brüder, Verwandte und Kindeskindern haben einen Anteil. Diesen Umstand benutzen die Mohammedaner, um die Ausgrabungen immer wieder zu verhindern und zu hintertreiben. Trotz aller Schwierigkeiten sind die Grabungen heute soweit gediehen, daß man die ursprüngliche Anlage und Geschichte klar erkennen kann.



Abb. 10: Das Damaskustor in Jerusalem,
1951, 49/31.

Ein scharfer Wind trieb uns den Staub in die Augen. Doch was macht schon Staub und Schmutz, wenn man in die vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende hinabklettern kann? Am Grunde angekommen, traute ich meinen Augen kaum. Ein Arbeiter kehrte mit einem Besen die Erde weg. Da erschien ein wunderschöner Mosaikboden, die Farben so frisch, als ob er erst neu gelegt worden wäre. Herrliche, schlanke Steinsäulen lagen da, aber in Stücke zerbrochen. Man kann klar den Altar-

raum erkennen, das Kirchenschiff, die Sakristei. Hinter der Kirche schloß sich ein Hof an, der zum Lazarusgrab führte. Die Kirche zeigt die gleiche Anlage wie die von Kaiser Konstantin erbaute Grabeskirche auf Golgatha, dürfte also aus dieser Zeit stammen. Die älteste Kirche wurde nach kurzer Zeit durch ein Erdbeben zerstört. Aber die Christen scheuten die Opfer nicht und bauten an der gleichen Stelle eine neue Kirche, größer und stärker. Der Fußboden liegt einen halben Meter über dem ersten, ist ebenfalls in Mosaik ausgeführt, aber lange nicht so schön wie der erste. Als diese zweite Kirche im Arabersturm zugrunde ging, bauten die Kreuzfahrer eine neue, dritte Kirche am gleichen Ort, dazu ein großes Kloster. Mit dem Fehlschlagen der Kreuzzüge war auch das Schicksal dieser großen Anlage besiegelt. Unter Saladin, dem Eroberer von Jerusalem, wurde Kirche und Kloster zerstört, Ruinen blieben zurück, in die sich Familien einnisteten. Ein Teil wurde als Moschee eingerichtet.

Man fragt sich, warum die Christenheit mit so hartnäckigem Eifer gerade an diesem Ort festhielt. Doch wohl nur deshalb, weil man wußte, daß hier das Grab des Lazarus war, an dem der Herr das unerhörte Wunder der Totenerweckung gewirkt hatte. Tatsächlich befindet sich die ganze Anlage inmitten eines Gräberfeldes. Der Ausdruck „Feld“ ist natürlich falsch, weil die Gräber in den Felsen eingehauen sind und eher Wohnkammern gleichen als unseren Gräbern. Der Zugang ist ein kleines Felsenloch, das mit einer Steinplatte verschlossen wurde. Ich ließ es mir nicht nehmen, in einige solche Gräber hineinzukriechen und sie genauer zu besichtigen. In einem fanden sich noch die Gebeine des Toten. Dem Typ und der Art nach gehen diese Gräber bis ins erste Jahrhundert n. Chr. zurück. Dadurch wird die Echtheit jenes Grabes bestärkt, das man noch heute als Lazarusgrab zeigt. Dieses hat aber den Grabescharakter ganz verloren, da es schon im Altertum als Kapelle eingerichtet wurde.

Als wir mit schmutzigen Händen und Kleidern wieder heraufkletterten, war die Sonne bereits hinter dem Ölberg untergegangen. Die letzten Strahlen fielen noch auf die Berge jenseits des Jordan. Der Berg Nebo, von dem aus Moses ins Gelobte Land schauen durfte, war zum Greifen nahe. In der Tiefe schlummerte das Tote Meer und die Jordanaue. Ein herrliches Stück Erde, wo man frei und weit werden muß. Als wir über den Ölberg ins Kedrontal hinabwanderten und ich einen letzten Blick auf das stille Bethanien zurückwarf, wunderte ich mich nicht, daß Jesus diesen Platz – menschlich gesprochen – lieb haben mußte.

14) Die in den Gräbern wohnen... Deir Chasanehm, 18.VI.1951

In den Evangelien kann man lesen, daß Jesus einen Besessenen heilte, der „in den Gräbern wohnte“. Diese Stelle ist mir immer sonderbar vorgekommen. Wie kann man schon in „Gräbern“ wohnen? Auf meinen Streifzügen durch das Heilige Land habe ich fast jedes Mal bewohnte Gräber gefunden. Am eindrucksvollsten war das Josua-Grab. Solch groteske Gegensätze können Menschen nicht erfinden. Diesmal fuhr ich nicht allein; wir waren unser fünf: ein Belgier, ein Franzose, ein Kanadier und ich als Österreicher, lauter Spezialisten für Heilige Schrift. Als Fünfter kam ein arabischer Führer dazu. Mit einem Taxi amerikanischer Herkunft fuhren wir durch das Hügelland von Ephraim, besuchten unter anderem auch das Dorf Deir Chasanehm, das einmal – wie die Leute selber noch erzählen – ganz christlich war, aber dann mit Militärgewalt mohammedanisch gemacht wurde. Christliche Baureste sind noch an der Moschee und an den Häusern erkennbar.

Am späten Nachmittag erreichten wir die Stadt Josuas. Wer die Schrift kennt, weiß, was der Name Josua in der Geschichte Israels bedeutet. Er war Nachfolger des großen Moseh, des Führers durch die Wüste. Moseh konnte das gelobte Land nur aus der Ferne, vom Berg Nebo aus, sehen; Josua aber hat das Werk des Moseh vollendet und das Land Kanaan mit Feuer und Schwert erobert. Zuerst belagerte er Jericho, dann Ai; dann lieferte er eine siegreiche Schlacht gegen die fünf Könige des Südens; schließlich auch eine ebenso siegreiche Schlacht gegen die vereinigten Könige des Nordens. Zu seinen Lebzeiten vollzog sich die tatsächliche Landnahme Palästinas. Hart und brutal ging Josua zeitweise ans Werk, aber am Ende seines Lebens konnte er die Genugtuung empfinden, ein großes Werk für sein Volk durchgeführt zu haben.

Doch wir würden die Gestalt Josuas falsch zeichnen, würden wir in ihm bloß den kriegesischen Führer seines Volkes sehen wollen, der selbst vor den blutigsten Mitteln der Kriegsführung seiner Zeit nicht zurückschreckte. Josua ist vielmehr eine religiöse Gestalt. Sein Kampf war nicht in erster Linie ein nationaler, sondern ein religiöser. Dies kam beim letzten Reichstag in Sichem zum Ausdruck. Hier stellte er das Volk nochmals vor die Entscheidung: „Wollt ihr dem Herrn, eurem Gott, dienen und seine Gebote halten, oder leben wie die Heiden? Wenn ihr nach heidnischer Art lebt, werdet ihr wieder aus dem Lande vertrieben werden, das euch der Herr geschenkt hat... Ich für mein Teil will dem Herrn dienen...!“ Und der greise Heerführer erneuerte noch einmal den Bund vom Sinai. Damit hatte er seine Aufgabe erfüllt. Er zog sich in sein Erbe nach Timnat-Serach zurück, wo er im Alter von 110 Jahren starb und in seinem Grab begraben wurde.

Timnat-Serach war, wie alle altkanaanäischen Städte, eine Bergstadt. Die heutige Landstraße führt unten im Tal vorbei. So mußten wir den Hügel erklettern, durch

Disteln und über Felsen. Die Westseite des Hügels ist ein Steilhang, für Verteidigung äußerst günstig. Die Höhe des Hügels ist heute nichts anderes als ein ebenes, umgeackertes Feld, auf dem irgendeine Frucht angebaut war. Sonst ist nichts mehr zu sehen, kein Haus, kein Palast, keine Befestigungsanlagen ... nur ein Feld, Disteln, Steine. – Doch etwas ist noch übrig: die Totenstadt. Am Abhang des der Stadt gegenüberliegenden Hügels sehen wir schon von weitem Löcher in den Felsen, die, gleich hohlen Totenaugen, uns anstarren. Dort drüben soll auch das Josuagrab sein.

Als wir von der verschollenen Stadt des Josua hinabstiegen, sagte uns der arabische Führer, die Gräber seien bewohnt. Ob wir sie trotzdem besuchen wollten? Wir bestanden darauf. In diese Grabanlagen hatten sich die heimatvertriebenen Araber geflüchtet und führten da mit ihren Familien ein armseliges Leben. Ein solches Felsengrab besteht aus einer großen Vorkammer, in der Größe eines normalen Zimmers. Von hier zweigen dann einzelne Stollen in die inneren Kammern ab, in die die Toten gelegt wurden. In solchen Höhlen läßt sich im Notfall vorübergehend ganz gut hausen.

Auch das sogenannte Josuagrab sollte von einer Flüchtlingsfamilie bewohnt sein. Als wir aber hinkamen, war es bereits verlassen, und so konnten wir es einer genaueren Untersuchung unterziehen. Der Vorraum zeigte noch die Spuren des Herdfeuers; noch andere unbeschreibbare Reste lagen herum. Dieser Ort muß früher einmal sehr verehrt worden sein; das beweisen die 290 Nischen in der Felswand, die zunächst den Eindruck eines Taubenkobels machen, in Wirklichkeit aber für kleine Öllämpchen verwendet wurden.

Von diesem Vorraum führt ein Schacht, so schmal, daß ein Mann auf Händen und Füßen knapp durchkriechen kann, in die eigentliche Grabanlage. Mich ekelte zwar, aber schließlich kroch ich doch durch, in das finstere Loch hinein. Was tut man nicht alles um der Wissenschaft willen! Im Inneren fanden sich keine Knochenreste mehr. Die ganze Anlage kann auch nicht auf Josua zurückgehen, sondern erst auf römische Zeit. Man hatte im Laufe der Kriege und Zerstörungen des Alten Bundes den ganzen Ort vergessen; nur ungefähr blieb in Erinnerung, daß in dieser Gegend das Josuagrab sein müsse. Als ich aus der Höhle – schmutzig an Händen, Hose und Hemd – herauskroch, verstand ich, warum die Flüchtlingsfamilie ausgezogen war. In diesen Erdhöhlen vermehren sich die Flöhe mit verzehnfachter Fruchtbarkeit und wachsen zu Millionenschwärmen an. Meine Hände waren fast schwarz, so daß man diese springenden Tiere abstreifen konnte.

Welche Gegensätze! Herrlicher Josua, kampfgewählter Führer deines Volkes, heute ist deine Stadt ein Acker und dein Grab eine Höhle für Ungeziefer.

15) Lauter Steinhaufen – Südlich von Hebron, 20.VI.1951

Als wir wieder ins Auto stiegen und unserem letzten Tagesziel, Beni Naim, östlich von Hebron im jüdischen Bergland gelegen, zusteuerten, begann einer nach dem anderen zu gähnen. Und weil das Gähnen bekanntlich ansteckend ist, wurde ich schließlich auch davon erfaßt, und ohne daß ich es recht merkte, gähnte ich vor Müdigkeit. – Es ist hier in diesem Land, das man das Heilige Land nennt, doch immer das gleiche, erschütternde Lied...

Gestern, am 20. Juni, fuhren wir in vier Taxis von den Toren der biblischen Hochschule der französischen Dominikaner in Jerusalem ab. Ziel: Besichtigung des Berglandes südlich von Hebron bis an die Grenzen des Staates Israel. Nach Bethlehem wäre es auf der Hauptstraße nur 8 km. Da aber ein Teil der Straße in den Machtbereich Israels fällt, ist diese Straße zurzeit unpassierbar. Statt der 8 km muß man heute einen Umweg von 25 km durch die Wüste Juda machen. Während des jüdisch-arabischen Krieges hatten die Araber durch das Kedrontal hinunter über Mar Dusios eine kühne, halsbrecherische Militärstraße gebaut, die heute dem normalen Verkehr zwischen Jerusalem, Bethlehem und Hebron dienen muß. Für den, der an Schwindel leidet, ist diese Fahrt nichts, denn der Weg führt an tiefen Abgründen vorbei.

Bis Hebron ging die Fahrt anstandslos. In Hebron aber mußte der Führer unserer kleinen Karawane auf die Polizeistation, um eine eigene Erlaubnis zum Betreten des Gebietes südlich der Stadt zu erreichen. Zu unserer „Sicherheit“ bestieg ein Soldat in voller Bewaffnung den ersten Wagen. In seiner Bedeckung traten wir die Weiterfahrt an. Als erstes besuchten wir die altjüdische Stadt Esthemoa, einst sehr einflußreich, mit einer großen Synagoge; heute ein armseliges arabisches Dorf. Die Synagoge wurde vor mehr als tausend Jahren bei der arabischen Landnahme zerstört. In die noch stehenden Mauern sind Wohnhöhlen eingebaut. In einem Misthaufen sahen wir noch die Rundung, die zur Aufbewahrung der Torah, der Heiligen Schrift, gedient hatte. Größere Steine mit Verzierungen wurden als Türstock in die verschiedenen Häuser eingebaut...

Unser Erscheinen hatte einen wahren Aufruhr im Dorf verursacht. Im Nu waren wir von einer großen Volksversammlung umgeben. Männer und Buben folgten mißtrauisch unseren Spuren. Frauen und Mädchen guckten neugierig hinter den Steinmauern, die jedes Haus umgeben, hervor. Wenn man schärfer hinblickte, verhüllten die gläubigen Töchter des Propheten sofort ihr Angesicht, aber nur drei Viertel! Mit den freibleibenden Augen verfolgten sie uns mißtrauisch. Es ging das Gerede, wir seien Juden und wollten nun das Land und das Dorf besichtigen, um dann wiederzukommen und die Araber zu vertreiben. Als wir aber dann erklärten,

wir seien friedliche Studenten aus aller Welt, schlug die Stimmung in Wohlwollen um. Beim Abschied winkten sie uns noch freundlich nach...

Die nächste Station, der Ruinenhügel von Maon, war sehr schwer erreichbar. Auf unausgefahrenen Felswegen rüttelten und ratterten die Wagen voran, bis wir uns ihrer erbarmten und zu Fuß über Felsen und Disteln die Anhöhe erreichten. Der Führer der Karawane, Professor Benoit, gab nun seine einführenden Erklärungen ab: „Maon war einst eine große Stadt. Daß es eine große Stadt war, erkennen sie an den Resten der fünf Kirchen, die hier gestanden sind...“ Wir suchten das ganze Gelände ab und fanden die traurige Tatsache bestätigt. Trümmer von Säulen und Gebäuden kündeten von der vergangenen Herrlichkeit. In christlicher Zeit residier-te hier auch ein Bischof. Von Maon ging's über Stock und Stein nach Chirbet Kurmul, dem Karmel aus den Davids geschichten. Der Name bedeutet „Weinberg“. Doch wenn man hier eine Traube sucht, wird man nur kahle Felsen und verödetes Land finden.

Hier hatte sich David auf seiner Flucht vor Saul im Wald versteckt. Doch wollte man heute einen Baum finden, müßte man weit wandern. Das einzige, das von der alten Herrlichkeit geblieben ist, ist die Quelle am Grund eines Felsentrichters. Hierher treiben die Beduinen ihre Schaf- und Ziegenherden zur Tränke, wie sie es vor tausend Jahren getan haben.

Hier spielte sich auch jene Idylle zwischen David und Abigail ab. David war landesflüchtig. Saul wollte den unliebsamen Rivalen los sein. Als David eines Tages vor Saul spielte und sang, holte dieser mit seiner Lanze aus, um ihn an die Wand zu speißen. David wich aus und floh. Zunächst versteckte er sich im Gebirge im Westen; seine Getreuen folgten ihm nach. Als er hier nicht mehr sicher war, zog er sich immer weiter nach Süden zurück und hielt sich in der Nähe der alten Städte Maon, Karmel und Ziph auf. In Maon wohnte ein reicher, geiziger Herdenbesitzer. Die Freischärler Davids mußten irgendwie überleben; David gestattete aber nicht, daß sie sich an den Herden vergriffen. Es kam kein Schaf und kein Lamm abhanden. Als aber die Zeit der Schafschur kam, forderte David für den geleisteten Schutz einen Tribut von Nabal. Dieser geriet in Zorn über den dahergelaufenen Taugenichts. Dies wurde David brühwarm berichtet, worauf dieser zum Rachezug rüstete. – Als die kluge Abigail davon hörte und das Unheil kommen sah, zog sie David mit großen Geschenken entgegen, worauf dieser sich versöhnen ließ. Nabal hielt inzwischen ein großes Gelage, wobei dem Bier in ausreichendem Maße zugesprochen wurde. Als Nabal vom Rausch erwachte und man ihm mitteilte, welches Unheil ihm gedroht hatte, traf ihn der Schlag. David nahm darauf die kluge und schöne Abigail zur Frau.

Karmel hatte in der christlichen Zeit eine Kirche und eine Festung, von denen wir in den Steinhaufen noch Spuren entdecken konnten. Von Karmel ging es weiter nach Ziph. Hier der gleiche Eindruck und Anblick. Hier war einmal eine Stadt mit Kirche und zahlreicher Bevölkerung. Heute ein Steinhaufen mit spärlichen Spuren vergangener Herrlichkeit. Am Rande der alten Stadt sah ich zwei Hütten aus aufeinandergeschichteten Steinen, die armselige Behausung einer Familie. Als ich näher hinging, flogen zwei verschreckte Hühner auf und davon...

In der schattenlosen Mittagshitze verzehrten wir unseren Proviant, tranken das mitgebrachte Wasser; denn Quelle ist weit und breit keine. Von all diesen traurigen Eindrücken ermüdet, war es eine Freude, in Jutta, der wahrscheinlichen Heimat der Eltern Johannes des Täufers, ein bewohntes Dorf vorzufinden. Doch das letzte Tagesziel war Beni-Naim. Der Ausblick von der Höhe ist wunderbar: man sieht tief unten das Tote Meer und die im Osten aufragenden Berge Moabs. Hier soll der Patriarch Abraham für Sodoma und Gomorrha gebetet haben. Die Araber zeigen noch die Fußstapfen Abrahams in einem Felsen. Die heutige Moschee ist in eine frühere Kirche eingebaut.

Als wir über den Ölberg wieder in Jerusalem einfuhren und ich nochmals nach Süden zurückblickte, erfaßte mich tiefe Traurigkeit. Das südliche Bergland war einst in der christlichen Epoche ein blühendes Land mit Dörfern, Städten, Kirchen und zahlreicher Bevölkerung. Der Perserkrieg unter Chosroa (ca. 600 n. Chr.) und die arabische Invasion haben all dem ein Ende gesetzt. Die Araber haben es zwar verstanden, dieses Land zu erobern und zu zerstören; sie haben es aber im Laufe ihrer tausendjährigen Herrschaft nicht verstanden, dem Lande auch nur einen Bruchteil der Herrlichkeit wiederzuschicken, den das Heilige Land in der altchristlichen Zeit hatte.

16) „Denn es will Abend werden ...“ – Emmaus, 24.VI.1951

Die orientalischen Verkehrsregeln brachten es so weit, daß ich abends um 7 Uhr als einziger Fahrgast in einem großen Autobus von Jerusalem nach Emmaus abfuhr. Eigentlich hätte der Bus um 3 Uhr nachmittags wegfahren sollen. Doch das stimmt schon nicht mehr, da es hier im Orient keinen Fahrplan und keine bestimmten Fahrzeiten gibt. Der Bus fährt ab, wenn er vollbesetzt ist. Normalerweise war der Bus nach Emmaus ca. um 3 Uhr nachmittags voll besetzt und fuhr ab. An diesem Sonntag, den 24. Juni 1951, stimmte etwas nicht. Schon um 9 Uhr saßen die Leute mit ihren Körben und Kisten am Abfahrtsplatz. Ein Diener stand auf der Lauer, um für mich einen Platz zu besetzen und mich rechtzeitig zu alarmieren. Ich saß inzwischen in meiner Stube und studierte die Geschichte von Emmaus. Eigentlich gibt

es zwei Orte, die den Anspruch erheben, jenes Emmaus zu sein, in dem der Herr am Ostersonntag abends sich den beiden Jüngern geoffenbart hatte. Der eine Ort ist Emmaus-Nikopolis, das heutige Amwas, der andere Emmaus-Kubaba. Wieso ist eine solch doppelte Überlieferung möglich? Die beste Erklärung hierfür ist die Geschichte. Bald nach dem Tode Jesu setzte eine der furchtbarsten Katastrophen für Palästina ein. Die Römer marschierten mit ihren Legionen gegen das aufständische Jerusalem. Unbarmherzig wurde der Widerstand gebrochen. Dörfer und Städte verschwanden von der Bildfläche. Das entvölkerte Gebiet wurde nach dem Sieg vom römischen Kaiser unter die Veteranen verteilt.

Die Urkunden berichten, Kaiser Vespasian habe 800 Veteranen in Emmaus, das 60 Stadien (=12 km) von Jerusalem entfernt liegt, angesiedelt. Diese neue Siedlung wurde aber im zweiten jüdischen Krieg um 130 n.Chr., der mit ungemeiner Erbitterung geführt wurde, von den Juden wieder zerstört. Dieses Emmaus in der Nähe von Jerusalem scheint damit aus der Geschichte ausgelöscht zu sein. Ungefähr 100 Jahre nach dem Judenkrieg taucht aber der Name von neuem auf. Diesmal wird ein Ort Emaus, 160 Stadien (=32km) von Jerusalem entfernt, vom römischen Kaiser Heliogabal zur Erinnerung an die siegreichen Legionen im jüdischen Krieg mit dem Namen Nikopolis, d.i. Siegestadt, ausgezeichnet. Das Erregende aber ist, daß die Franziskaner während des Krieges (1940) im alten Emmaus, 12 km westlich von Jerusalem, Ausgrabungen durchgeführt und so die Emmausfrage nun endgültig geklärt hätten...

Da ich selber ein bißchen mit dem ungläubigen Thomas verwandt bin, war ich aufs äußerste gespannt, an Ort und Stelle die Ausgrabungsergebnisse zu prüfen. Ich hatte vergessen, auf meine Uhr zu schauen. Plötzlich sah ich, es war Punkt drei Uhr. Der Autobus mußte jeden Moment abfahren. Ich sprang auf, packte Tropenhut und Aktentasche und stürmte beim Tor hinaus. Der orientalische Diener hielt mich lächelnd zurück: „Aber, Abuna, der Bus ist noch gar nicht da! Sie haben noch Zeit ...“ „Ach so! Wir sind im Orient!“ So schlich ich wieder in mein Zimmer zurück und schlug die Bücher auf.- Inzwischen hatten sich alle Fahrgäste verlaufen. Der Bus hatte heute ein Nebengeschäft gemacht und die wartenden Leute einfach sitzen gelassen. Vielleicht sind die meisten zu Fuß gegangen. An und für sich wäre es ja nicht weit, der gerade Weg ist nur 12 km. Doch den kann man nicht gehen, weil er in der strittigen Grenzzone liegt. Man muß also mit der Kirche ums Kreuz fahren und einen Umweg von fast 30 km machen, um in den toten Winkel zu kommen, wo Emmaus liegt.

Da ich der einzige Fahrgast war, raste der alte Kasten mit einem schauerlichen Tempo an seinen Ausgangsort nach Emmaus zurück. Ich ließ mich nicht stören und sann nach, was die Evangelien erzählen: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend

werden...“ Obwohl es erst halb 8 Uhr abends war, brach die Nacht nach kurzer Dämmerung fast plötzlich herein. Im Westen lagen schwere, dunkle, reglose Wolken, und vom Meer blies ein kalter, harter Wind herauf. Mich fröstelte. Im Frühjahr mag dieser Gegensatz zwischen Tag und Nacht noch stärker sein, so daß es einem sehr begreiflich vorkommt, wenn die beiden Jünger dem Herrn eifrig zuredeten, doch bei ihnen einzukehren.– Zum Glück wartete auch auf mich ein Quartier, das mich freundlich aufnahm.

Anderntags, um 5 Uhr früh, machte ich mich auf den Weg zur Emmaus-Basilika. Als ich eintrat (halb 6 Uhr) sangen bereits die Knaben der Franziskanerschule mit frischen Stimmen ein Choralrequiem. Vom Hochaltar grüßt eine gut gearbeitete Darstellung des Herrn, wie er das Brot bricht und den Jüngern reicht. Im Seitenschiff steht der Gnadenaltar, an dem ich das Geheimnis des Brotbrechens feiern durfte. Einstweilen stellte ich meine wissenschaftlichen Zweifel zurück. Denn schließlich sind die heiligen Orte überall dort, wo die heiligen Geheimnisse gefeiert werden.

Nach dem Gottesdienst ging ich aber gleich an die genaue Besichtigung. Die Basilika ist eine dreischiffige Kirche. Das linke Seitenschiff hat aber seine Eigenheit. Hier sind nämlich die Grundrisse eines alten Hauses aus der römischen Zeit eingebaut. Warum dies? Weil die Christen nie den Ort des Osterwunders vergessen hatten. Die Kreuzfahrer hatten bereits hier auf älteren Fundamenten eine Basilika gebaut, die aber in der Folgezeit zerstört wurde. Nur noch einige Trümmer ragten aus einem Erdhügel. Diese Reste wurden bereits 1901 freigelegt und die Basilika in den alten Ausmaßen wieder aufgebaut. Diese Dinge wußte man also schon lange.

Als aber die Franziskaner während des Krieges (1940) hier interniert waren, nützten sie ihre Zeit dazu, auf ihrem Gelände weiter zu graben. Das Ergebnis ist einer der besten Beweise für die Echtheit der Überlieferung. Sie gruben nämlich neben der Kirche die römische Straße aus und rechts und links davon die Reste von Häusern in dem gleichen Ausmaß wie jenes Haus, das in die heutige Basilika eingebaut ist. – Man kann sich also lebhaft vorstellen, wie die drei Wanderer die Straße herabkamen, auf dem schweren Straßenpflaster vor einem Haus stehen blieben. Die zwei redeten auf den dritten ein, doch bei ihnen einzukehren... Nichts Besonderes! Und doch ist in dieser Alltäglichkeit der Herr bei Menschen eingekehrt und hat das Emmaus-Wunder vollbracht.

Doch die Tagesereignisse rissen mich aus dieser evangelischen Glücksstimmung heraus. Irgendwo ging wieder eine Mine an der nahen Grenze, die mit Blut gezeichnet ist, hoch. In Begleitung eines bewaffneten Arabers konnte ich mich, in guter Deckung durch Felsen und Bergrücken, an die alte Gabaonitenstadt Kaphara heranarbeiten und die Höhe erreichen, auf der einst eine Festung gestanden hatte. Einige

Mauerreste, Felsen und Disteln waren das Ergebnis dieser gewagten Expedition. Da die Höhe in jüdischen Schußbereich liegt (nur 400 m), mußten wir uns nach einigen verstohlenen Blicken wieder zurückziehen. Unter solchen Verhältnissen hört die Wissenschaft auf, anziehend zu sein, denn „Im Krieg schweigen die Musen“. Als ich ins Quartier zurückkam, hörte ich noch, daß zwei Brüder im Dorf wegen eines Sackes in Streit geraten waren. Da zog der eine das Messer und erstach den anderen.

17) „... und fiel unter die Räuber“ – Jericho, 27.VI.1951

„Es ging ein Mann von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber“ lesen wir im Evangelium. Ich hätte gern den nicht allzu langen Weg von Jerusalem nach Jericho, 38 km, zu Fuß gemacht, um etwas vom Zauber der Landschaft und der alten Zeiten zu spüren. Doch mein Hausherr riet mir dringend ab: ich würde sicher unter die Räuber fallen. Große Strecken der Straße sind heute unsicher. Ich sollte doch diese romantische Idee aufgeben. – Weil man den Rat eines alten Mannes, der schon so viele Jahre hier lebt, nicht verachten soll, bequeme ich mich zum Autobus. – Die Fahrt ging wirklich durch eine Gegend, wo Räuber hausen könnten. Es muß nicht immer böser Wille da sein, wenn man von Überfällen hört. Es kann die letzte Verzweiflungstat von Menschen sein, die allen Halt verloren haben. In den Flüchtlingslagern um Jericho befinden sich ungefähr 60.000 bis 70.000 heimatvertriebene Araber in Zelten und Elendshütten. Man hat sie von Haus und Hof verjagt, ihnen alles genommen. Kein Wunder, wenn solche Menschen dann keinen Unterschied mehr kennen zwischen Mein und Dein, zumal sie in jedem Ausländer einen verhaßten Juden vermuten, an dem sie ihren Zorn auslassen. – Ich war doch froh, im Autobus durch diese Gegend fahren zu können. Ist das europäische Flüchtlingselend schon groß, so ist es das orientalische doppelt und siebenfach. Es ist das Vorrecht unserer Zeit, solch große Elendsstädte geschaffen zu haben. –

Doch als Wissenschaftler muß ich diese Gedanken zurückdrängen und die Spuren der alten Zeiten suchen. Im Terrasanta-Kolleg gaben mir die gastfreundlichen Franziskaner einen arabischen Buben als Begleiter und Schutz mit. Jericho hat einen guten Klang in der Geschichte: die Palmenstadt, die Stadt der Rosen! Hier hatte der große Herodes seinen Winterpalast erbaut und eine neue Stadt nach römischem Muster aus dem Boden gezaubert.

Lot sah mit Sehnsucht hinab in die grüne Jordandauen. Weite, fruchtbare Felder zogen sich einst hin bis zum Jordan. Hier wuchs das tägliche Brot für viele Tausende. In christlicher Zeit erreichte Jericho seine höchste Blüte und wurde Bischofsstadt. Aber der Perser- und Arabersturm hat all dem eine Ende bereitet: im 6. und 7. Jahrhundert wurde durch diese Horden mehr als 2000 Kirchen und Klöster im Heiligen



[Abb. 11: Ruinen in Jericho, 1951, 51/15.](#)

Land zerstört. Aber nicht bloß Kirchen gingen zugrunde, auch die Felder verfielen immer mehr. Die Bewässerungskanäle wurden nicht mehr gepflegt. Als Folge davon entstand dort, wo einst Fruchtgärten und Äcker blühten, eine wahre Wüste. Als wir zur Taufstelle am Jordan hinausfuhren, stiegen über diesen ausgedehnten Brachfeldern die „Sandfeuer“ zum Himmel. Die Hitze erreicht hier einen schier unerträglichen Grad, 40° Celsius im Schatten. Manche Stellen des Bodens erhitzen sich derart, daß ein Wirbel entsteht, der Sand und Erde mit sich gen Himmel fortreißt. „Ebene in Flammen“ und nicht „grüne Jordanaue“ möchte ich dieses ausgebrannte Land nennen.

Der Jordan selber ist im Sommer eher ein harmloser Bach von 3 oder 4 Meter Breite denn ein Fluß. Zur Zeit der Schneeschmelze aber tritt er aus seinen Ufern und wird zu einem großen, reißenden Strom. Wie eine Merktafel zeigt, erreichte der Jordan im Jahre 1934 einen Wasserstand, der 6 Meter höher ist als der heutige. Josua überquerte den Jordan im Frühjahr zur Zeit des höchsten Wasserstandes. In diesem Zusammenhang muß die wunderbare Überquerung des Jordan durch die Israeliten gewertet werden.

Sehr gespannt war ich auf den Anblick jenes Ruinenhügels, der einst die Stadt Jericho war, die durch Josua in einer Art Gottesgericht zerstört wurde. Von den Leuten wird dieser Hügel, Dschebel es-Sultan, gemieden, einfach aus dem Grunde, weil



[Abb. 12: Tell, Jericho, 1951, 52/25.](#)

es dort nichts zu sehen gibt als einen Wirrwar von Gräben und Schutthaufen, auf denen nichts wächst. Ich kann gut verstehen, daß die Einheimischen mit Mißgunst und Groll die Ausgrabungen verfolgen. Mein arabischer Begleiter hatte ebenfalls wenig Verständnis für diese von Spaten aufgewühlte Erde. Nach fünf Minuten drängte er bereits zum Weitergehen, während ich mit zäher Geduld einen Graben um den anderen, ein altes Stück Mauer um das andere untersuchte. Die altkananäische Stadt hatte nur eine Ausdehnung von fünf Hektar, lag auf einem kleinen Hügel und war durch Mauern stark befestigt. Wie die Ausgrabungen bewiesen, ging diese Stadt durch Feuer und Erdbeben zugrunde. Die Archäologie bestätigt also die Nachricht der Bibel. Der Ruinenhügel blieb bis in die israelitische Zeit hinein unbesiedelt. Erst Hiel baute die Stadt wieder auf. Bei der Grundsteinlegung opferte er seinen Erstgeborenen, bei der Vollendung der Stadt aber seinen Jüngsten den Göttern. So erfüllte sich der Fluch des Josua.

Der alten Stadt gegenüber ragt fast senkrecht der Dschebel Kuruntul zum Himmel. Wie ein Schwalbennest ist eine Kapelle und ein Kloster hoch in die Felsen hineingebaut. Nach der Überlieferung ist dies jener Ort, wo der Herr 40 Tage gebetet und gefastet hat. Trotz der tropischen Hitze kletterten wir im prallen Sonnenschein den Pfad hinan. Der Ausblick lohnt wirklich die Mühe. Die Jordanaue, das Tote Meer, die Berge Moabs... zum Greifen nahe.

Nach diesem heißen Tag fuhr ich am Abend zum Toten Meer hinaus, um ein kühles Bad zu nehmen. Ich schwamm auch weit hinaus in die salzige Flut. Das Schwimmen geht leicht, weil der Salzgehalt des Wassers sehr hoch ist. Man kann fast nicht untergehen. Doch bietet ein solches Bad nicht die gewünschte Erfrischung, denn kaum steigt man ans Land, ist der ganze Körper von einer feinen Salzschrift bedeckt. Und kommt ein Tropfen Wasser in die Augen, brennt es wie Feuer.

Jäh, fast unmittelbar, brach die Nacht über Jericho herein, eine jener tropischen Nächte, die den Menschen nicht ruhen lassen, die eher eine Folter denn eine Erquickung sind.

18) Die gestörte Hochzeit – Madaba, 28.VI.1951

Da kamen aus Madaba die Ambriten und nahmen Johannes, den Makkabäer, und alles, was mit ihm war, gefangen und zogen damit ab.
– Nach diesen Ereignissen meldete man Jonathan und seinem Bruder Simon, daß die Ambriten große Hochzeit feierten [...] (1 Makk 9,36)

Die Stadt Madaba im heutigen Transjordanien, östlich des Toten Meeres, ist wie alle Städte im Orient auf einem Hügel erbaut, von dem aus man die umliegende Gegend beherrschen kann. Ich befand mich auf einer hohen Warte, das heißt auf der höchsten Spitze des Kirchturmes der Pfarrkirche von Madaba, die auf dem höchstgelegenen Punkt der Stadt steht. Ich wollte das umliegende Land sehen, deshalb war ich heraufgestiegen. Doch bei den Turmfenstern hatte man keine gute Aussicht; daher ging es höher und höher! Die Mühe lohnte sich! Es war ein klarer Tag, wie ja im Orient fast alle Tage klar sind, wenn nicht gerade ein Sandsturm den Himmel verdunkelt. Und es hatte in diesem Jahr fast überhaupt nicht geregnet. Im Osten sah man, wie sich die von Kamelen ausgetretenen Wege in der Wüste verliefen. Doch im Süden, welch grandioser Anblick! In wilden, schwarzen Schatten stürzte das Tal des Arnon in die Tiefe.

Es ist eigenartig, wie jeder Mensch anders in die Gegend schaut. Ich war durch meine biblischen Studien vorbelastet. So sah ich im Geiste, wie sich über den Arnon her die Beduinenscharen der wandernden Israeliten langsam, aber unaufhaltsam voranwälzten. Vor ihnen ging der „schrecken Gottes“, sie galten als unbesiegbar; hatte sich doch auch das Meer vor ihnen geöffnet und sie trockenen Fußes durchziehen lassen. Die im Land ansässigen Amorräer aber wollten den Kampf doch wagen. Schon, der König von Hesebo, stellten sich den Eindringlingen entgegen...

Ich kletterte auf die nördliche Seite des Turmes und suchte mit den Augen den Hügel von Hesebon, heute die arabische Siedlung Hesban. Schon bekam Verstärkung

von Og, dem König von Basan, dessen Bett als größte Sehenswürdigkeit lange Zeit in Amman aufbewahrt wurde; hatte es doch eine Länge von 9 Ellen (3 m) und eine Breite von 4 Ellen. – Doch beide Könige wurden geschlagen und die Israeliten besetzen das ganze Land östlich des Jordan.

Es ist ja leicht, in Gedanken Jahrhunderte zu überspringen. Mein Blick blieb am Hügel von Dibbon haften, ich sah im Geiste den schwarzen Basaltstein des Königs Mesa vor mir. Eine stolze Inschrift, in den Stein gemeißelt, berichtet von Siegen und Triumphen. Den Moabitern war es gelungen, das Joch Israels abzuschütteln. König Mesa lebte in der Zeit, da in Israel der Prophet Elias mit gewaltigen Zeichen auftrat. Auf dem Stein rühmt sich Mesa: „Israel hatte sich des Landes von Madaba bemächtigt und wohnte vierzig Jahre darin ... doch unter meiner Regierung wohnt mein Gott Kamosch wieder darin!“

Dieser Stein war bereits 1868 von einem elsässischen Missionar gefunden worden. Als die Araber merkten, welch großen Wert die „Franken“ diesem Stein zuschätzten, zerschlugen sie ihn in Stücke und verkauften ihn um teures Geld. Heute befindet sich der Mesastein im Louvre in Paris. Als ich vom Turm herabkletterte, kam ich auf das flache Dach des Pfarrhofes zu stehen, auf dem der Pfarrer seinen Weizen zum Trocknen aufgeschüttet hatte. Auch Zwiebeln und andere Früchte lagen da, um in der Sonne die letzte Reife zu bekommen. – Nachdem der gastfreundliche arabische Pfarrer mir einen arabischen Kaffee angeboten hatte, trat ich den Streifzug durch die Gegend an. Heute ist Madaba in vollem Umbau. Die alten Häuser werden niedergerissen, neue Straßenzüge angelegt. Eine neue Epoche beginnt.

Diese Stadt hat seit der ältesten Zeit ihren Namen behalten. Sie war immer vor Ort östlich des Toten Meeres. Ausgehend von Blüte und Niedergang dieser Stadt kann man die Geschichte des ganzen Landes studieren.

Zunächst zog mich die am Stadtrand erbaute griechische Kirche an. Die heutige Kirche ist ein Neubau, birgt aber unerhört große Schätze. Ich meine nicht Schätze an Gold und Silber, sondern Schätze an Altertümern. Sie ist nämlich auf den Fundamenten einer frühchristlich-byzantinischen Kirche gebaut. Jene Zeit hatte eine große Vorliebe für schöne Fußböden, herrliche Mosaikarbeiten. Man scheut sich, solche Kunstwerke mit Schuhen zu betreten – „Zieh deine Schuhe aus, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliges Land!“ Von schweren Bretterläden bedeckt, die erst mit Mühe abgehoben werden müssen, verbirgt sich dieses Kunstwerk. Den Mittelraum des Kirchenschiffes nahm eine Mosaikkarte von Palästina ein! Wieviel Orte, wieviel Städte gab es in den ersten christlichen Jahrhunderten dort, wo heute Ruinen, Steppe und Wüste sind! Es kamen die Perser im Jahre 614, die Araber einige Jahrzehnte später... und eine große Kultur war in Trümmer gesunken. Dieses Schicksal hatte

auch Madaba zu teilen. Es lag Jahrhunderte lang öde und verlassen. Erst 1880 siedelten sich dort auf Betreiben des lateinischen Patriarchates von Jerusalem einige Christen an; ein armseliges Dorf, eine traurige Erinnerung an die einstige Größe. Doch heute schickt sich Madaba an, wieder die herrliche Stadt von einst zu werden.

Hinter den kleinen würfelförmigen Häusern lugten neugierige Mädchenaugen hervor; das Antlitz wurde sofort verhüllt, sobald man hinblickte. Eine mohammedanische Frau darf nur verschleiert vor einem Mann erscheinen. Ich lachte innerlich über diese Neugier der Frauen. Dann fiel mir noch jene denkwürdige Hochzeit aus der Makkabäerzeit ein:

Der tapfere Judas der Makkabäer war im Kampf gefallen. Seine Brüder hatten Mühe, sich zu halten. Die Männer von Madaba erlaubten sich den Übergriff, Johannes, den Makkabäerbruder, gefangenzunehmen und umzubringen. Die beiden anderen Brüder, Jonathan und Simon, sann auf Rache. Da wurde ihnen gemeldet, in Madaba werde eine große Hochzeit vorbereitet. Die Braut wurde aus einer nahen Stadt in feierlichem Zuge zum Bräutigam geleitet. Dieser zog aus Madaba selber in fröhlichem Hochzeitszuge, nichts Böses ahnend, seiner Braut entgegen. Die Makkabäer hatten sich in einem Hinterhalt versteckt, fielen über den Zug her und machten alles nieder. „So ward die Hochzeit in Trauer verwandelt und das Blut des ermordeten Bruders gerächt“.

19) Der Freund Gottes – Hebron, 2.VII.1951

Mit Polizei in Hebron! – Diesmal ging ein Polizist mit, nicht, weil ich wieder als „Spion“ verhaftet worden wäre, sondern um für meine persönliche Sicherheit in der Stadt „des Freundes Gottes“ zu sorgen. Dies ist der arabische Name der alten Stadt Hebron: el Chalil, d.h. „der Freund“, zu ergänzen ist „Gottes“. Denn der Patriarch Abraham durfte von Angesicht zu Angesicht mit Gott sprechen, wie ein Freund zu seinem Freunde.

Hebron ist eine heilige Stadt der Juden und Araber, denn hier ist ja das Grab Abrahams, des Stammvaters beider Völker, hier sind die Gräber der anderen Patriarchen Isaak und Jakob... Hebron war im Alten Bund die Krönungsstadt der Könige. Hier ließ sich David zum König ausrufen und salben; hier begann auch Absalom seinen Aufstand wider seinen Vater David. Hebron ist für die Juden das, was für das deutsche Mittelalter die Kaiserstadt Aachen bedeutete, eines der größten Nationalheiligtümer.

Umso schmerzlicher muß es für die Juden sein, daß sie zum Grab des Patriarchen keinen Zutritt haben. Die Araber gestatten ihnen höchstens den Zugang bei der Ein-

gangsstiege, worauf die Juden dann in der Mauer ein Loch bohrten, um in das Innere sehen zu können. Im Jahre 1923 kam es zu einem Pogrom, wobei die Araber alle Juden in Hebron mit Kind und Kegel ausrotteten. Wenn sich in Palästina jemand als „el Chalil“, also als Hebronener vorstellt, so weiß man sofort, daß man es mit einem ganz besonders fanatischen Anhänger des Propheten zu tun hat; denn nach Mekka ist Hebron eines der größten islamischen Heiligtümer, eben wegen des Grabes Abrahams, von dessen erstem Sohn Ismael sich die Araber herleiten.

Noch vor einem Menschenalter war es einem Christen fast unmöglich, nach Hebron zu kommen, um dort die Patriarchengräber zu besuchen. Manche haben es trotzdem gewagt. Wurden sie entdeckt, so waren sie ihres Lebens nicht mehr sicher. So hat sich z.B. im Jahre 1927 Professor Mader als mohammedanische Frau verkleidet, in die Moschee eingeschlichen. Diese Maskierung war insofern leicht durchführbar, da die mohammedanischen Frauen tief verschleiert gehen. Ein dichter, dunkler Schleier läßt auch das bärtigste Gesicht weiblich erscheinen, wenn die andere Kleidung der Frauentracht entspricht. Auch heute ist das lange, bis an die Knöchel reichende Kleid noch das Normale. Solche Vorkämpfer der Wissenschaft wie Mader setzten einiges aufs Spiel. Heute ist der Gang nach Hebron zum Teil ein Kanzleiakt geworden. Ich mußte mir bei der obersten mohammedanischen Behörde in Jerusalem einen Eintrittsschein für Hebron holen, der auch bereitwillig und ohne Stempelmarken gegeben wurde, nachdem ich einige arabische Empfehlungsschreiben, darunter eines von der Wiener Universität hatte vorlegen können, nur mahnte mich der Verstand, gerade in den letzten Tagen des Ramadan auf die Gefühle der gläubigen Muslim Rücksicht zu nehmen...

Unser Wagen überquert die Stadtgrenze von Hebron. Ein Franziskaner, der Direktor der Casanova von Bethlehem, fährt als Führer mit mir. Die Polizeiaußenstelle meldet unsere Durchfahrt sofort in die Zentrale. Bei der nächsten Kreuzung wartet schon ein Polizist, der zu uns in den Wagen steigt und uns dann auf Schritt und Tritt begleitet, damit uns nichts geschehe. Bei der Moschee angekommen, entwickelt sich schon der erste Konflikt! Zuerst muß man eine lange Stiegenreihe emporsteigen, um zum eigentlichen Eingang zu kommen. Diese ganze Stiegenreihe war aber heute blockiert, Ströme schmutzigen Wassers flossen herab. Großreinigung für die Ramadanfesttage! Als uns die Kehrer und Putzer erblickten, begannen sie trotz der Polizeibegleitung noch lauter zu schreien und zu gestikulieren, als sie es ohnehin schon taten. Keine Aussicht, hier durchzukommen.

Der Ramadan hat natürlich nichts mit dem mundartlichen Ausdruck „Rama dama“(wir tun abrahmen) zu tun, sondern ist der mohammedanische Fastenmonat. Unsere Fastenzeit daheim ist ja gar kein Fasten zu nennen im Vergleich zum mohammedanischen Fasten. Von 3 Uhr morgens bis 8 Uhr abends darf nichts geges-

sen, getrunken und geraucht werden. Im heißen orientalischen Juli ein sehr schweres Opfer! Die Reichen machen dann zwar die Nacht zum Tag, indem sie am Tag schlafen und bei Nacht essen und trinken; für die Erntearbeiter z.B. ist der Verzicht selbst auf einen Tropfen Wasser ein heroisches Opfer. Und doch wird dieses Opfer von den Gläubigen wirklich gebracht; heute mehr denn früher, da der Islam heute eine neue Blüte erlebt. Der Fastenmonat wird dann mit drei oder vier Feiertagen abgeschlossen.

Wir wollten schon umkehren, da erschien unsere „Rettung“ in der Gestalt des Sohnes des ‚Hohenpriesters‘. Als er den Franziskanerpater sah, winkte er freundlich, heraufzukommen. Die schimpfenden Waschmänner machten uns unwillig Platz.– Es ist kennzeichnend für die Haltung des neuen Islam, das der junge Sohn des ‚Hohenpriesters‘ seine Studien in den Schulen der PP. Franziskaner gemacht hatte.– Als wir dazu noch die Eintrittserlaubnis von Jerusalem vorlegten, war das Eis völlig gebrochen. Wir zogen unsere Schuhe aus und betraten den heiligen Raum. Zunächst fühlte ich mich an die Kaisergruft in Wien erinnert, denn im Wesentlichen ist die Moschee von Hebron eine Gruft. Abraham hatte die Höhle Machpela für sich und seine Familie als Begräbnisstätte gekauft. Über den alten Felsengräbern erhebt sich die von hohen Mauern umgebene Moschee. Den eigentlichen Gräbern in der Tiefe entspricht im Raum der Moschee ein großer Zier-Sarkophag in arabischer Arbeit, mit kostbaren türkischen Teppichen behangen. Die eigentliche Grabanlage ist vermauert. Seit Menschengedenken hat kein Menschenfuß jene Felsengräber mehr betreten. Über dem Abrahamsgrab ist eine Öffnung, durch die eine Öllampe hinabgelassen wird, um als „ewiges Licht“ vor dem Patriarchengrab zu wachen. Tief beeindruckt verließen wir diesen Ort, der Juden, Mohammedanern und Christen heilig ist; denn Abraham ist nicht bloß ein Nationalheld sondern vor allem eine religiöse Gestalt.

Auf der Rückfahrt bedankten wir uns bei unserem Leibwächter, der wieder zur Polizeistation zurückkehrte; wir hielten dann noch 2 km außerhalb von Hebron an, um die Abrahams-Eiche im Tal Mambre zu besichtigen, wo der Patriarch seine Wohnstätte aufgeschlagen hatte. Hier wurde er auch seines innigen Verkehres mit Gott gewürdigt. – Dieser ehrwürdige Ort ist heute ein Ruinenfeld. Man sieht noch Trümmer eines Baues aus der Zeit Herodes’ des Großen und Reste einer Kirche. Die Quelle hat aber alle Umstürze überdauert. Hier in der Nähe hat David die Mörder von König Sauls Sohn aufhängen lassen. – Heute sind die Höhen kahl und öde; in den Niederungen wachsen aber immer noch, gerade wie zur Zeit der Kundschafter, Weintrauben, die fast 1/2 m groß werden können. Doch das Land ringsum ist arm geworden seit den Tagen, da Abraham unter der Eiche mit Gott wie mit einem Freund reden durfte.

20) Militärparade in Bethlehem, 3.VII.1951

Die verwahrloste Geburstbasilika – Glanz und Elend der Davidstadt – Bethlehem ohne Weihnachtsromantik...

Militärparaden und Bethlehem sind zwei Dinge, die nicht zusammenpassen wollen. Wie im Leben vieles ungereimt ist, so bot sich mir Bethlehem, die Stadt des Friedenskönigs, in kriegerischem Kleid. Sonntag, den 1.VII 1951 war große Militärparade angesagt. Schon lange vor Beginn waren die angrenzenden Häuser von neugierigen Zuschauern wie von Bienenschwärmen besetzt. Zum Teil versteht man ja die große: Anteilnahme der Bevölkerung an diesem Soldatenspiel, da es sich um die Söhne und Brüder handelt, die nach Abdienung des Rekrutenmonats nun als stramme Soldaten heimkehren, um abzurüsten und dem nächsten Trupp Platz zu machen. Ich konnte bei diesem Aufmarsch auf dem Platz vor der Geburtskirche nicht recht warm werden, obwohl patriotische Reden geschwungen wurden, zeitweise von lebhaftem Klatschen unterbrochen. Doch die drohende Angst vor einer Entscheidung lag uneingestanden schwer auf allen Gemütern; denn noch ist kein Friede geschlossen zwischen Juden und Arabern, nur ein leicht verletzbarer Waffenstillstand hält die Gegner auseinander.

Eine drohende Wolke der Unsicherheit liegt düster über Bethlehem, das heute eine Grenzstadt geworden ist. Wundert es einen, wenn unter diesen unsicheren Verhältnissen ganze Sippen sich entschlossen haben, aus Bethlehem auszuwandern? Brasilien oder Australien ist das Ziel dieser Wanderungen. Ich hörte in mehreren Familien das Wort: „Lieber wollen wir jetzt gehen, solange wir uns noch frei entscheiden können, als zu warten, bis wir mit Gewalt vertrieben werden; denn der Jude wird früher oder später doch ganz Palästina nehmen...“ – Ebensowenig wie die Militärparade paßt das große Flüchtlingslager zu Bethlehem, der Friedensstadt. Nicht Zeltdörfer, sondern Zeltstädte sind über Nacht auf den steinigen Hügeln vor Bethlehems Toren aus dem Boden geschossen. Schätzungsweise haben hier 20.000 bis 30.000 heimatvertriebene Araber Zuflucht gefunden. Über die ärgste Not helfen die UNRRA und das päpstliche Hilfswerk hinweg.

Nochmals muß ich ansetzen und sagen: auch der Zustand der Geburtskirche paßt nicht zu unserer Glaubensüberzeugung. Viele Dorfkirchen der Heimat sind besser herausgeputzt als die vernachlässigte Geburstbasilika. Schon das Portal gibt Zeugnis von den hier stattgefundenen Kämpfen. – Kaiser Konstantin und Kaiserin Helena hatten über der Geburtsgrötte eine herrliche Basilika erbaut, die in Gold und Mosaik erstrahlte. Die vorhandenen Reste künden noch von der gewesenen Herrlichkeit. Da aber die verschiedenen mohammedanischen Eroberer auf ihren Pferden durch das Portal hineinritten, sah man sich gezwungen, den Eingang so klein zu machen, daß ein Mann nur gebückt hineingelangen kann. Und so ist es geblieben bis zum

heutigen Tag. Wenn man nun in demütig gebückter Haltung durch das „Portal“ eintritt, starrt einem die düstere Kälte einer vernachlässigten Basilika entgegen. Im Wesentlichen ist die konstantinische Basilika erhalten geblieben; auch die erste arabische Besetzung hat daran nichts geändert. Als dann die Kreuzfahrer heranrückten und schon im Emmaus lagerten, sandten die Bewohner von Bethlehem eine Gesandtschaft an Balduin. Über Nacht drang eine kleine Schar tapferer Ritter in Bethlehem ein, und als die Sonne aufging, flatterte bereits die christliche Fahne über der Geburtskirche. Hier wurden die Kreuzfahrerkönige gekrönt und gesalbt. Ja, Bethlehem hat schöne Tage in jener christlichen Zeit erlebt. Basilika und Geburtsstätte bekamen ein neues Gesicht.



Abb. 13: Betlehem, Geburtskirche, Prozession, 1951, 49/01.

Nach dem Fehlschlagen der Kreuzzüge gab es Tage, an denen in Bethlehem kein Priester mehr war. Das größte Verdienst um die Erhaltung der heiligen Orte erwarben sich seit der Gründung des Ordens die Franziskaner, die auch unter größten Opfern auf verzweifelterm Posten sich als Hüter des Heiligen Landes bewährten und das Öl in den Lampen der Geburtsgrötte nicht ausgehen ließen. Das Jahr 1757 ist besonders traurig in der Geschichte der Geburtskirche. Heute haben wir ein neues Verständnis unter den christlichen Konfessionen gefunden. Die Gegensätze werden zurückgestellt und das große Gemeinsame gesehen. Gehässigkeit soll begraben sein. In jenem Jahre aber rotteten sich griechisch-orthodoxe Mönche und Priester zusammen und trieben die Römisch-Katholischen mit Gewalt aus der Basilika hinaus. Seither haben die Lateiner nur einige kleine Rechte in der Geburtsgrötte erworben. Die Basilika selber ist im Besitz der Griechen und verfällt immer mehr und mehr der Vernachlässigung. Um einen Raum für den Gottesdienst zu haben,

erbauten die Franziskaner seitlich neben der Geburtsbasilika eine neue Kirche, die in gutem Zustand gehalten und viel besucht wird. Nachdem ich mich am Tag vorher angemeldet hatte, konnte ich am 2. Juli in der Geburtsgrotte die heilige Messe feiern. Der Stall von Bethlehem war ja kein Stall im europäischen Sinn, sondern eine Felsenhöhle, wie es viele in dieser Gegend gibt. Auch heute treiben die Hirten noch ihre Tiere in solche von der Natur selber gebaute Ställe. Ich habe viele solche Höhlen gesehen, die auch heute noch von Familien bewohnt werden.

Die Echtheit der Geburtsgrotte ist durch Gläubige und Heiden bezeugt. Zum Protest gegen das Christentum hatte bereits Kaiser Hadrian dort einen heidnischen Tempel zu Ehren des Frühlingsgottes Adonis und der Göttin Venus erbauen lassen. Diese Prophanierung wurde aber bald darauf von der gläubigen Verehrung der Christen wieder gutgemacht. Wie die Evangelien berichten, befand sich die Geburtsgrotte außerhalb der damaligen Stadt. Die alte Davidstadt lag auf einem anderen Hügel. Als die Sonne nicht mehr so mörderisch brannte, stieg ich zur alten Davidstadt hinauf. Sie ist immer wieder zur Gänze zerstört worden im Laufe ihrer Geschichte, so daß heute nur mehr Gräben Zeugnis von den alten Zeiten ablegen. Ich gedachte des Hirtenknaben David, den der Prophet Samuel heimlich zum König gesalbt; ich dachte daran, wie David im Eichental den Riesen Goliath erschlug; wie er von Bethlehem auszog ein Königreich aufzubauen. Am tiefsten erschütterte mich aber die Tatsache, daß hier, unter den armseligsten Verhältnissen Jesus, der Messias und Sohn Davids aus der Jungfrau Maria geboren wurde. Wir sind von Kindheit an daran gewöhnt, Bethlehem mit einer Weihnachtsromantik zu umgeben. Die Wirklichkeit muß sehr bitter gewesen sein: eine Felsenhöhle vor der Stadt, die für Tiere berechnet war!

21) Am Rachel-Grab – 4.VII.1951

An der Straße außerhalb Bethlehems befindet sich ein weithin sichtbares Bauwerk, das man sofort als einen orientalischen Grabbau erkennt. Heute ist Bethlehem eine Grenzstadt geworden. Der alte Pilgerweg von Jerusalem nach Bethlehem, die 7 km lange Straße, ist nicht begehbar, da sie im Grenzgebiet zwischen dem neuen Judenstaat und Jordanien liegt. – Trotzdem bin ich – in guter Begleitung – zu jenem Grabbau an der Straße gewandert. Es ist das Grab der Rachel, die bei der Geburt Benjamins ihr Leben lassen mußte und vom Patriarchen Jakob an der „Straße nach Süden“ bestattet wurde. Das Rachel-Grab war ein Heiligtum für Juden, Araber und Christen. In alten Reisebüchern ist noch zu lesen, wie jüdische Mütter zum Rachel-Grab wanderten, um dort ihr Herz auszuschütten. Die Anlage ist nicht groß: eine kleine Kuppel, unter der der Kenotaph (das leere Grab) der Mutter Rachel steht. Vor diesem Sarg setzten sich die Frauen hin, beteten und weinten und schlugen den Kopf

auf die Erde. Dann schrieben sie ihre Herzenswünsche auf Zettel und legten diese in das Grab. Zum Abschied lehnten sie noch den Kopf an die Mauer, um den Segen der Mutter Rachel mit nach Hause zu nehmen.

Von all diesen Zeremonien und Gebeten habe ich jetzt nichts gesehen. Keine jüdische Frau kann heute diesen Ort ohne Lebensgefahr betreten. Auch die Araber halten sich zurück, weil die Kapelle zu nahe an der Grenze ist. Man wird ganz traurig gestimmt, wenn man diesen Ort betritt! Es ist, als ob auch heute ein Klagen und Weinen durch das Land ginge, wie es der Prophet Jeremia geschrieben hat: „Horch! Auf der Höhe erschallt ein Klagen, bitteres Weinen! Rachel beweint ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, weil sie nicht mehr sind!“



Abb. 14: Bethlehem: Die junge Frau trägt einen Wasserkrug auf die überlieferte Art, 1962, 42/48.

Der Prophet Jeremias hatte dieses Lied nach der erste Zerstörung Jerusalems gedichtet. Der Evangelist Matthäus aber hörte in diesem Klagelied das Weinen der Mütter, deren unschuldige Kinder Herodes ermordete. Ist die Nachricht des Evangeliums glaubwürdig? – Vom Kindermord in Bethlehem berichten doch die anderen Geschichtsschreiber gar nichts! – Man muß nur wissen, wer und wie Herodes war, dann zweifelt man nicht mehr an der Echtheit des Evangelienberichtes. Er war ein Emporkömmling, ein König von Roms Gnaden, der sich mit brutaler Gewalt zur Macht durchgekämpft hatte. Er kannte keine Skrupeln und hatte keine Hemmungen, wenn er von irgendwoher die schwerer kämpfte Macht bedroht sah. – In seinen alten Tagen wurde sein Argwohn krankhaft. Aber schon im Jahre 37 v. Chr. hatte

er den letzten Hasmonäer-Fürsten Antigonus enthaupten lassen, weil er fürchtete, dieser könnte ihn einmal vom Throne stürzen. Diesen Schritt versteht man noch irgendwie. Doch daß er gegen seine eigene Gemahlin Mariamne zu wüten begann, wer kann das begreifen? Auch sie mußte unter Henkerhand ihr Leben lassen. -Sein Schwager und Hohepriester Jonathas war ein großer, stattlicher Mann. Als er vor dem Volke erschien, um den hohepriesterlichen Segen zu erteilen, jubelte ihm das Volk zu. Dies war Grund genug, ihn in den Fischteichen von Jericho ertränken zu lassen. – Seine eigenen Söhne Alexander und Aristobul ließ Herodes aus Angst um seine Herrschaft in Samaria erdrosseln. Als 300 Offiziere dagegen protestierten, ließ er auch diese töten. Was bedeuten für einen solchen Wüterich 50 oder 60 Fellachenkinder aus Bethlehem? Sie wurden aus Angst um den Thron vernichtet.

Herodes hatten den Tempel der Juden, der als eines der sieben Weltwunder galt, neu aufgebaut. Doch es gelang ihm nicht, die Herzen des Volkes zu gewinnen. Da er aber nach seinem Tode betrauert werden wollte, ließ er im Stadion von Jericho 7000 vornehme Juden einsperren; auf den Galerien wurden parthische Bogenschützen aufgestellt, die bei der Nachricht vom Tode des Tyrannen die Menschen im Stadion erschießen sollten, damit wenigstens auf diese Weise Trauer im Lande herrsche. Der Befehl wurde nicht ausgeführt. Herodes hatte sich südlich von Bethlehem auf dem nach ihm benannten Herodesberg ein Grabmal errichten lassen. Weithin sichtbar ragt dieser Berg inmitten der judäischen Wüste gen Himmel.

Ich wäre gern zum Grab dieses Tyrannen hinaufgestiegen, doch die Gegend ist zu unsicher; es ist ja noch Krieg, die direkten Feindeshandlungen nur durch einen Waffenstillstand hintangehalten. – So betrachtete ich diesen Berg des Grausens, der ein Mahnmal dafür geworden ist, daß gerade in dieser Stadt unter der Regierung des Königs Herodes der Messias geboren wurde, dessen Reich kein Reich der Tyrannei und der Unterdrückung, sondern ein Reich der Liebe und des Friedens sein sollte.

22) Wer mehr zahlt... – Mispah, 5.VII.1951

Geld regiert die Welt, die Politik im Großen und im Kleinen. Mit Geld kann man nicht bloß Lebensmittel und Kleider kaufen, sondern auch Kriege! Es war wieder einmal Krieg zwischen Israel und Judah – Ich spreche nicht von heute sondern von längst vergangenen Zeiten. Aber die Menschen sind so einfältig, daß sie in gewissen Dingen nichts Neues erfinden. Trotz tausendmaliger schlechter Erfahrung gehen sie immer wieder dieselbe Unheilsstraße. Nach dem Tode Salomons war das davidische Großreich in eine Nord- und eine Südhälfte zerfallen. Da aber das Nordreich Israel größer und mächtiger war, war es immer bestrebt, sich das kleine Judah mit der Hauptstadt Jerusalem einzugliedern. So schob Bascha (909-886 v.Chr.) der sich

nach einer blutigen Militärrevolte zum König von Israel aufgeschwungen hatte, die Grenze des Nordreiches bis auf 12 km an Jerusalem heran. Hier lag der Ort Ramah (die Höhe). Von da aus konnte man die Bewegungen des Südreiches genau einsehen; denn es gab ja nur die eine Höhenstraße, den alten Pilgerweg, der Nord und Süd miteinander verband. Diesen Ort Ramah wollte Bascha nun zu einer Festung ausbauen um damit seinen Gegner auf das Empfindlichste zu treffen. Auf Ochsenkarren, Eselsrücken und Kamelhöckern wurden die Steine herbeigeschafft. Ein Heer von Arbeitern kam in Einsatz, um im Königsrobot die Festung in kürzester Zeit fertigzustellen (1 Kg 15,16ff). Asa, König von Jerusalem (912–871 v. Chr.), brauchte nur auf den Ölberg zu gehen, um sich das Treiben dieses Ameisenhaufens anzusehen. Da wurde ihm Angst und Bange: das Reich in äußerster Gefahr! Ramah durfte nicht Festung werden! ... Und er hielt große Ratssitzung.

Bei Nacht und Nebel hätte man sehen können, wie sonderbare Gestalten mit schweren Lasten auf den Rücken der Tiere aus den Toren Jerusalems unter sicherer Deckung zur Jordansfurt hinunterstrebten. Sie trugen die Schätze Jerusalems. Der Reichsrat hatte beschlossen, alles Gold und Silber aus dem Tempel und der Schatzkammern des Königs an den König Benhadad von Damaskus zu senden mit der Botschaft: „Wenn du dieses Gold und dieses Silber in Händen hast, so denke daran, das Bündnis mit Israel zu lösen! Beginne Krieg mit Israel. Falle mit deinen Heerhaufen im Norden ein, damit Bascha von mir lasse!“ – Und so geschah es (1Kg 15,19ff).

Das Geld war mächtiger als das früher geschlossene Bündnis. Der Syrer begann Krieg gegen Israel. Als Bascha von den feindlichen Einfällen der Syrer hörte, mußte er den Bau der Festung Ramah aufgeben. Als Asa, König von Jerusalem, dies merkte, gab er das Zeichen zum Überfall auf Ramah. Was nicht gerade lahm war, wurde aufgeboten, um das angehäuften Baumaterial, Steine und Balken, von Ramah weg nach Mispah und Gibeon-Benjamin (die Saulsburg) zu schaffen, um diese beiden Orte in der Nähe von Ramah zu befestigen und so dem König des Nordens den Zugriff auf Jerusalem ein für allemal zu vereiteln. Woher sollte man aber so schnell Maurer und Architekten herschaffen. So viele, wie man nun benötigte, gab es gar nicht. Und darum wurde einfach drauflos gebaut. –

Da Mispah, auf Deutsch „Warte“, ausgegraben und die alten Mauern freigelegt worden waren, konnte ich an Ort und Stelle – diesmal ohne Bedrohung meiner persönlichen Sicherheit – die Arbeiten der einstigen Bauarbeiter des Königs Asa nachprüfen. Nach den heutigen Resten zu schließen, war die Mauer an einzelnen Abschnitten verschiedenen Arbeitskolonnen übertragen worden, denn es mußte ja schnell gebaut werden, immer mit einem Auge nach Norden blickend, ob nicht Bascha mit einem starken Heer zurückkommen werde. Dieser Eile ist es zuzuschreiben, daß die Gruppen sehr unterschiedlich arbeiteten. Dort aber, wo die aufeinander

dertrafen ergab es sich, daß die Mauerabschnitte nicht genau zusammenpaßten. Am Verlauf der Mauer kann man diese Bauabschnitte noch genau feststellen; sie verläuft nicht gerade, tritt vielmehr, den Bauabschnitten entsprechend 10 cm bis 1/2 m vor oder zurück...

Wie dem auch sei, die Festung wurde fertig und hielt allen Angriffen des Nordreiches stand. Mispah überdauerte die Zerstörung von Samaria und den Untergang des Nordreiches (722 v.Chr.). Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier (586 v.Chr.) wurde es sogar zur Hauptstadt von Rest-Judah erhoben. Hier hatte auch der Stadthalter Gedaljah seinen Sitz, der nach der babylonischen Kriegskatastrophe eine vernünftige Ausgleichspolitik mit den Siegermächten einschlagen wollte. Er wurde jedoch von Nationalisten, die sich nach dem Fall Jerusalems in noch unversöhnlicheren Haß hineingesteigert hatten, ermordet. Aus Angst vor einem neuerlichen babylonischen Strafgericht floh der Rest der Bevölkerung nach Ägypten. In diesen Flüchtlingsstrom wurde auch der Prophet Jeremias hineingezerrt. Sein Appell an die Vernunft wurde nicht gehört; Jeremias soll vielmehr in Ägypten umgebracht worden sein (2 Kg 28,22ff).

Heute ist Mispah ein unbewohnter Hügel unter vielen anderen Hügeln Palästinas. Er trägt den Namen Tell-el-Nasba. Als ich im Autobus, der täglich einigemal die Strecke Jerusalem-Ramallah fährt, eine Karte bis Tell-el-Nasbe verlangte, schüttelte der Chauffeur den Kopf und fragte, ob dies vor oder nach Ramallah wäre. so gänzlich ist Mispah, die berühmte Festung, aus der Erinnerung verschwunden. Nur einige Bauern, die dort oben ihre Felder bebauen, kennen sie, dazu noch einige Gelehrte, die über die alten Zeiten nachsinnen.

23) Die Stadt am goldenen Strom – Dscherasch, 8.VII.1954

Tief unten rauscht der Jabbok-Fluß, seine hellen Wellen eilen dem Jordan zu. Unser Wagen schlängelt sich in endlosen Serpentinien in das tief eingeschnittene Flußtal hinab. – Hier unten soll also der nächtliche Kampf des Engels mit dem Patriarchen Jakob stattgefunden haben [Gen 32,23-33]. Die Gegend ist heute einsam und verlassen und zwingt zur inneren Einkehr und Entscheidung. Im Arabischen heißt der Fluß Nahr-ez-zerqa, der blaue Strom. Wenn ich „Strom“ sage, so stimmt das nur im Frühjahr, wenn die Regenwasser zu Tale rauschen. Zur Sommerszeit, als ich den Jabbok überquerte, war der Wasserstand sehr niedrig. Doch hier soll nicht von Jabbok die Rede sein, wir überquerten ihn nur auf unserer Fahrt von Amman, der Hauptstadt des jordanischen Königreiches, nach der verlassenen Stadt am „goldenen Strom“, dem alten Gerasa, dem heutigen Tscherkessendorf Dscherasch.

Noch vor einigen Jahren mußte man diese Fahrt auf Eseln oder Kamelen unternehmen. Man brauchte dafür einige Tage. Mit dem Auto geht es heute schnell; denn das Königreich Jordanien setzt seinen Stolz darein, das Land mit einem ausgezeichneten Straßennetz zu durchziehen und aufzuschließen. Im Hintergrund stehen natürlich militärische Interessen.



[Abb. 15: Gerasa: Der Tempel der Artemis 1951, 25/14.](#)

Das Land ist sehr gebirgig. Die Straße klettert bald hoch hinauf, bald stürzt sie in steilen Kurven ins Tal. Hier sieht man – o Wunder im Orient – noch Reste eines Waldbestandes; allerdings meist nur Eichenbusch-Wald. In einem solchen Gestrüpp hatte Absalom, der abtrünnige und aufrührerische Sohn Davids, mit den Haaren verfangen, worauf er von Joab mit einer durchbohrt wurde [2 Sam 18,19].

Die letzte Kurve vor Dscherasch! Das Tal erinnert an ein Amphitheater. Weiße Ruinen leuchten herüber. Wir fahren in das Jahrhundert Jesu ein; denn diese vergessene Stadt erreichte im ersten christlichen Jahrhundert ihre Hochblüte, die noch unter den römischen Kaisern Trajan und Hadrian anhielt, bis sie schließlich im Persersturm (614 n.Chr.) zerstört und verlassen wurde.

Die Ruinen blieben so, wie sie damals waren. Rom hat große Ruinen aus der Kaiserzeit; doch will man erleben, wie eine römische Provinzstadt zur Zeit Jesu ausgesehen hat, muß man in den Orient fahren. Die Abgeschiedenheit des Landes hat



Abb. 16: Gerasa: Der Hadriansbogen, 1951, 25/11.

das alte Geheimnis behütet. Hier wurden keine Trümmer weggeschleppt und für andere Bauten verwendet. Wie die Säulen stürzten, so blieben sie liegen. Erst 1878 wurden von der türkischen Regierung hier Tscherkessen angesiedelt, die das türkische Joch jenem des russischen Zaren vorgezogen hatten. Noch heute tragen die Tscherkessen trotz der orientalischen Hitze ihre russischen Pelzkappen, überzeugt, daß das, was gegen Kälte schützen kann, auch vor Hitze schützen muß.

Entlang des Baches, der mitten durch die zerstörte Stadt fließt, wachsen etliche grüne Sträucher. Dieser bescheidene Bach war für die Orientalen ein köstliches Geschenk des Himmels gewesen, so daß nach ihm auch die Stadt ihren Namen erhielt: „Antiochien am Chrysorrhoas“, d.i. am Goldstrom.

Die erste Ruine, die wir erblicken, war das alte Stadion, die Pferderennbahn. Die Umfassungsmauer ist noch in Resten erhalten. Der nächste, nun schon wuchtigere Gruß der Stadt war der Trajansbogen. Als Kaiser Trajan zu Besuch in diese orientalische Stadt kam, wurde ihm zu Ehren von einem reichen Bürger der dreiteilige, große Triumphbogen gestiftet. Inschrift und Reliefs künden noch von jener siegesbewußten Zeit.

Nur noch einige Minuten, und wir fahren durch das Stadt-Tor, von dem aber heute nur mehr die Grundmauern erhalten sind. Am Stadttor steht die Hütte des Rui-

nenwächters. Jeder Besucher muß dort seinen Tribut erlegen, bevor er das Reich der Vergangenheit betreten darf. Der Eindrücke sind so viele, daß ich nicht weiß, welche ich festhalten soll. Erschüttert hat mich der große Zeustempel. Ja, die Alten haben verstanden, zu bauen! Ein Säulenaufgang führte zu dem auf einem Hügel gelegenen Tempel, der weit in die Landschaft hineingrüllte. Hierher brachten die Bedrängten ihr Geld, um es beim schützenden Gott in Sicherheit zu wissen. Der Tempel hatte monumentale Ausmaße, Granitsäulen von erhabener Wucht. Doch von all der Herrlichkeit ist nicht mehr viel erhalten; bei einem Erdbeben stürzte der Tempel wie ein Kartenhaus zusammen. Die wuchtigen Säulen wurden wie mit leichter Hand über den Berghang hingestreut.

Noch größer als der Zeustempel ist der Tempelbezirk der Artemis. Als Paulus in Ephesus war, brach dort ein Volksaufstand aus, den die Devotionalienhändler unter Leitung des Silberschmiedes Demetrius angestiftet hatten. Denn mit dem Überhandnehmen des Christentums ging das heidnische Andenkengeschäft immer stärker zurück. Die aufgewiegelten Volksmassen schrien auf den Straßen und im Theater: „Groß ist die Artemis von Ephesus!“ (Apg 19,34). Auch die hellenistische Stadt am „Goldstrom“ stand unter dem Schutz der großen orientalischen Muttergottheit.

Gerasa muß eine lebenslustige Stadt gewesen sein, gab es doch zwei große Theater und geräumig angelegte Bäder. Im Bühnenraum des Süd-Theaters stand eine Statue der Siegesgöttin, die ein römischer Offizier aus dem Heer des Titus für 6000 Drachmen gespendet hatte. Die steinernen Sitzreihen des Theaters sind noch bestens erhalten. Ich probierte, ob es möglich sei, diesen freien Raum mit der Stimme zu beherrschen, und begann die ersten Verse der Ilias laut zu deklamieren. Mit Leichtigkeit hätten mich die viertausend Zuhörer verstanden. Die Alten haben doch etwas von Akustik verstanden!

Welch ein Leben muß durch die Straßen dieser Stadt pulsiert haben. Das Forum ist ein großer runder Platz, von Säulenhallen umrahmt. Von hier führt in gerader Linie die Hauptstraße bis zum Nordtor; denn die hellenistischen Städte sind „nach amerikanischem Muster“ gleichsam mit dem Lineal angelegt, klar, übersichtlich, luftig und geräumig. Die Hauptstraße ist eine Säulenstraße; in der Mitte die Fahrbahn für die Wagen, rechts und links je ein Gehsteig, eingewölbt, und zwischen den Säulen immer wieder einen Ausblick auf die Straße gewährend.

Ähnlich wie Gerasa waren auch Pella und die anderen Zehnstädte gebaut. Die meisten davon hatten unter Pompejus 63 v.Chr. das Selbstverwaltungsrecht erhalten; sie waren also freie Reichsstädte, die unmittelbar dem Kaiser in Rom unterstanden.

Wenn ich also in den Evangelien wieder zu der Stelle komme, wo es heißt, daß Jesus sich in das Gebiet der Zehnstädte begab, so kann ich mir nun die Atmosphäre und die Eigenart dieser Gegend sehr gut vorstellen. Die kurzen Texte der Schrift beginnen zu leuchten [Mt 4,25; Mk 5,20;7,31].

24) Die Schande der Christenheit – Jerusalem, 10.VII.1951

Man muß die Sache wirklich beim Namen nennen. Es ist eine Schande, in welchen Zustand sich der heiligste Ort der Christenheit befindet: der Kalvarienberg, auf dem unser Herr gekreuzigt wurde, wo er sein Leben für die Erlösung der Welt hingab, wo er am dritten Tag von den Toten auferstanden ist.

Heute ist die Grabeskirche ein Bau, der mit allen möglichen hölzernen und eisernen Gerüsten gestützt werden muß, damit er nicht völlig einstürzt. Schwere Eisen-traversen halten die Front aufrecht. Kaum hat man sich durch dieses erste Gerüst zum Eingang durchgearbeitet, und vermeint nun, in einen erhebenden Kirchenraum einzutreten, ist man sehr enttäuscht. Linkerhand, innerhalb des Portals ist der Diwan des mohammedanischen Wächters, des Schlüsselträgers der Kirche. Er liegt auf seinen Kissen, schläft und schnarcht, oder schlürft seinen Kaffee, oder schaut gelangweilt den verschiedenen Kirchenbesuchern zu. Da sich die verschiedenen Konfessionen nicht einigen konnten, und über einzelne Besitzrechte immer im Streit lagen, bestellte die Hohe Pforte als unparteiischen Außenstehenden eine mohammedanische Familie als Wächter der Grabeskirche. Dieses Amt vererbt sich in der Familie weiter. Beim Einzug der Engländer nach dem Ersten Weltkrieg bot das Familienoberhaupt dem englischen General Allenby die Kirchenschlüssel an, da er dachte, eine christliche Besatzungsmacht hätte ein Interesse an der Grabeskirche. Doch siehe, der „gute Christ“ überließ weiterhin die Schlüssel den Händen der Ungläubigen.

Wenn man nun einen Schritt weiter in die Kirche hineingeht, schlägt es einem den Atem und den Ausblick. Man muß sich im Dunkel erst zurechtfinden. Wir stehen – möchte man meinen – auf einen Bauplatz. Denn der ganze Innenraum ist mit Holz eingebälkt. Doch das Holz ist schon alt und schwarz; dies muß also schon lange so sein.

Der erste Eindruck in der Grabeskirche ist niederschmetternd. Man weiß nicht aus noch ein vor lauter Winkelwerk. Die Basilika des Kaisers Konstantin und der Kreuzfahrer war frei und geräumig. Das Winkelwerk hat sich erst seit 1808 so ausgewachsen. In diesem Jahr wurde durch einen Brand die Kuppel zerstört. Die Griechen erhielten vorn Sultan die Erlaubnis zum Wiederaufbau. Diese Gelegenheit benützten sie, um ihre Sonderinteressen zu vertreten; sie bauten in die Grabeskirche



[Abb. 17: Jerusalem, der Eingang der Grabeskirche, 1977, 44/48.](#)

gleichsam ihre eigene Kirche hinein. Um dies verständlich zu machen, bringe ich einen Vergleich mit dem Stephansdom. Wie wäre doch dieser für alle Zeiten entstellt, wenn es einer Sondergruppe einfiel, das Mittelschiff von den Seitenschiffen zu trennen, indem zwischen den hohen Pfeilern eine Mauer aufgeführt würde. Das Kunstwerk des Mittelalters wäre in ein Puschwerk verwandelt.

Etwas Ähnliches ist aber im Hauptraum der Grabeskirche geschehen. Wo früher die hellen Säulen standen, ist heute eine baufällige, düstere Mauer. Es wurden ja in den letzten Jahren einige neue Bauprojekte entworfen, die aber wahrscheinlich an der Eigenwilligkeit der Sondergruppen scheitern werden. Wahrscheinlich wird man erst dann zum Handeln kommen, wenn die Kirche wieder einstürzt.

Es brauchte lange, bis ich durch diese künstlerischen und konfessionellen Verärgerungen hindurchfand, bis ich auch in dieser elenden Gestalt die Ehrwürdigkeit des Golgothafelsens fand und von ihm ergriffen wurde. – Es gibt keinen Ort in der Welt, der so sehr von Haß und Liebe umgeben ist, wie dieser. Denn Christus ist auch heute noch der meist Geliebte, aber auch zugleich der meist Gehaßte von allen Menschen.

Ich mag schon gar nicht mehr durch die Straßen der Altstadt von Jerusalem gehen. Anfangs fand ich diese „Höhlenwege“ interessant; denn dies dürfte der beste Aus-

druck für diese „Straßen“ sein. Rechts und links sind große Toreinfahrten, in welche sich verschiedene Geschäfte eingeklinkt haben. Manche dieser Räume sind nur ein bis zwei Meter tief, manche erreichen eine größere Tiefe, haben aber weder von oben noch von der Seite her Fenster. Das ganze Licht kommt durch das geöffnete Tor.



Abb. 18: Jerusalem, Straßenverkauf, 1977, 45/40.

Wenn man zum heiligen Grab gehen will, muß man meist an den Fleischerläden vorbei. Da hängen auf der Straße, der Sonne und dem Staub ausgesetzt, ganze Schafe, halbe Rinder; Gedärme liegen herum... Und doch kaufen die Leute hier ein. Mir ist für lange Zeit der Appetit auf Fleisch vergangen.

Heute, Freitag nachmittag, mußte ich wegen einer Paßangelegenheit doch wieder durch die Basare gehen. An einer Kreuzung sah ich von Ferne bereits eine Menschenstauung. Die Polizei sperrte den Wag ab. Verärgert wollte ich schon umkehren – wieder so eine Störung! Einige Tage zuvor hatten die Araber im Niemandsland einen Juden erschossen, worauf dann am nächsten Tag die Juden einfach am Damaskustor mit Maschinenpistolen in die Menge der Passanten schossen, und einen Mann und ein Kind schwer verletzten.

Schon war ich am Umkehren, als ich singen hörte. Also doch keine politische Sache sondern ein Pilgerzug. So setzte ich denn meinen Weg fort. An der Kreuzung sah ich fünf Männer. Als ich näher kam, sah ich auch das große Kreuz, das sie aus der Hei-

mat bis hierher gebracht hatten. Die Pilger, Frauen und Männer, gingen dem Kreuz voraus, andere folgten ihm nach. Durch ein Sprachrohr verkündete ein Priester auf Französisch: „Jesus spricht zu den weinenden Frauen: ‚Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch und eure Kinder. Siehe, es kommen Tage über dich, wie sie seit Menschengedenken nicht da waren. Kein Stein wird auf dem anderen bleiben!...“

Bei diesen Worten mußte ich an das nur einige Minuten entfernte Judenviertel denken. Kein Stein blieb auf dem anderen. Die große Synagoge sank bei den letzten Kämpfen in Trümmer. Die Judenhäuser wurden alle von den Arabern zerstört. Kein Jude wohnt mehr in der Altstadt Jerusalem.

Ich mußte auch an die Klagemauer denken, an der die gläubigen Juden durch viele Generationen die Herrlichkeit des alten Tempels betrauernten. Heute darf kein Jude diesen Ort betreten. Auch der Fremde kann es nur mit einem gewissen Unbehagen tun. Ich habe mich einigemal verstohlen dorthin gewagt, zur Mittagszeit, um die Quadern zu bewundern, bei deren Anblick die Apostel zum Herrn sagten: „Herr, schau, welche Steine!“ [Mt 24,1ff.].

„Wir beten dich an, Herr Jesus Christ und preisen dich!“ sang der Vorbeter, und das pilgernde Volk sang zurück, daß es in den engen Gassen hallte: „Denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst!“ – Ich schloß mich den Pilgern an, kniete mit ihnen nieder. Um mich herum standen Mohammedaner, für die das ganze ein Schauspiel, eine angenehme Unterbrechung ihrer Tatenlosigkeit war. Hinter meinem Rücken pries einer seine Ware an und herumlaufende Buben schrien: „Kaugummi! Nur einen Groschen!“ –

Die Männer hoben das Kreuz auf ihre Schultern und schritten, ein Leidenslied singend, zur nächsten Station weiter. So muß es auf dem Kreuzweg Jesu zugegangen sein: eine Stauung in den engen Straßen, verärgerte Kaufleute und Passanten, römische Soldaten, die den Weg absperreten. Was ist los? Es wird wieder einer hingerichtet! –

Doch als die Stauung sich gelöst hatte, lief wieder jeder seiner Arbeit oder Lust nach, und achtete nicht der blutigen Spur, die der Kreuzträger hinterlassen hatte. – Ich war bei dem Gedanken an die Gleichgültigkeit und Achtlosigkeit der Menschen zutiefst erschüttert. Dort wird der Erlöser der Welt zum Kreuzestod auf den Golgothafelsen hinaufgeführt, und der kleine Mensch hat nur den einen Gedanken: „Störe meine Kreise nicht – Man müßte wieder einen Kreuzzug predigen, um das eingeschlafene Interesse am Heiligen Land wachzurufen. Als im Mittelalter die Nachricht durch das Abendland ging: „Jerusalem ist gefallen“, loderte ein heiliges Feuer auf und Tausende und Abertausende nahmen das Kreuz, um mit Leib und Leben das Heilige Land der Christenheit zurückzuerobern.



[Abb. 19: Jerusalem, Straßenszene, 1977, 45/34.](#)

Heute ist die Grabeskirche, die sich über dem Golgothafelsen wölbt, dem Einsturz nahe, und niemand nimmt es sich zu Herzen.¹

25) Ich bete den Kreuzweg in Jerusalem – 15.VI.1951

Es war um die Mittagszeit, also um die sechste Stunde, als ich als einziger einsamer Pilger auf dem Golgothafelsen stand. – Mehr als irgendwo sonst erlebt man hier die religiöse Zerspaltenheit der Christen in verschiedene Konfessionen. So gehört die Stelle, an der das Kreuz des Herrn aufgerichtet war, den Griechisch-Orthodoxen, die Stelle der Annagelung aber den römisch-katholischen Christen. Ständig wacht dort ein griechischer Mönch, damit sich ja kein Lateiner zu nahe an die heilige Stätte heranwage.

Es war um die Mittagszeit; da war auch dieser Wächter weggegangen. Der ganze Raum war in ein mystisches Dunkel gehüllt, nur die Öllämpchen verbreiteten ihr andächtiges, mattes Licht. Da zückte ich meine Taschenlampe, ging an den Altar heran und leuchtete alles genau ab. Der ursprüngliche Golgothafelsen war mit kostbarem Marmor verkleidet worden, nur an der Stelle, an der das Kreuz des Herrn

¹ Claus Schedl beschreibt hier den Zustand, den er 1951 vorfand. Leider haben sich von diesem keine Dias erhalten; die hier gezeigten sind aus der Mitte der 1970er Jahre und verdeutlichen die Veränderung in diesen etwas über 20 Jahren.

in den Felsen eingerammt worden war, ließ man einen Platz frei und legte nur ein Gitter darüber, so daß man auch heute noch auf den gewachsenen Felsen hinunter schauen kann. Auch die Vertiefungen für die Kreuze der beiden Schächer kann man sehen.

Nach meiner unbeobachteten mittäglichen Untersuchung stieg ich die steinernen Stufen von der Kreuzigungskapelle herunter, ging vorbei an der großen Steinplatte, auf der Nikodemus den Leichnam gesalbt haben soll, hinüber zur eigentlichen Grabeskirche. Die Eindrücke sind sehr bitter. Eine gläubigere Zeit hatte einst den Raum mit allen Kostbarkeiten geschmückt, das Felsengrab des Herrn mit Marmor und Edelsteinen geziert; aber die Christenheit von heute hat anscheinend wenig Interesse an den heiligen Orten, an denen Jesus lebte und starb. Der ganze Innenraum ist eingerüstet, und dies schon jahrelang, das Gewölbe weist große Sprünge auf. Sicher ist man tief ergriffen, wenn man am Heiligen Grab selber die heilige Messe feiern darf, um von hier einen sieghaften Glauben mitzunehmen; aber die äußere Umgebung wirkt derart niederdrückend, daß eine rechte Freude nicht aufkommt.

Inzwischen ging es gegen drei Uhr Nachmittag. Um diese Zeit beginnt jeden Freitag der Kreuzweg. Ich verließ also die Grabeskirche durch das eingerüstete Portal. Am Ringang lag auf seinem Diwan der mohammedanische Torwächter, der gelangweilt und halb schlafend die Ein- und Ausgehenden betrachtete und zwischenhinein sei-



[Abb. 20: Jerusalem, Damaskustor, 1977, 44/33.](#)

nen Kaffee schlürfte. – Von der Grabeskirche weg durchquert man zunächst eine enge Gasse mit Verkaufsläden links und rechts. Da schiebt und drängt sich ein buntes Volk. Die Araber sind aus den umliegenden Dörfern gekommen, um hier einzukaufen. Viele sind schon ganz europäisch gekleidet, andere jedoch tragen noch die malerischen orientalischen Trachten. Man schiebt und wird geschoben, bis man endlich durch den Engpaß durch ist.



[Abb. 21: Jerusalem, Kirche aller Nationen und Maria-Magdalena-Kirche, 45/09.](#)

Unten bei der Via Dolorosa haben sich inzwischen schon Leute versammelt, die den Kreuzweg mitgehen wollen. Vor allem ist es die große franziskanische Familie, die sich allwöchentlich hier einfindet, dazu einige Pilger, die man an den Fingern abzählen kann. Unter das einfache Volk gemischt entdeckte ich auch den arabischen katholischen Weihbischof von Jerusalem, der trotz seines Alters und trotz der Hitze es sich nicht nehmen läßt, wöchentlich den Kreuzweg mitzugehen.

Wenn ich nun den Kreuzweg schildern soll, muß ich vorerst vor jeder Romantik warnen. Es gibt am Weg keine großen Stationsbilder und keine großen Kreuze. Der Zug geht durch die engen Gässchen des heutigen arabischen Jerusalem. Manche meinen, man täte der Menschheit einen Dienst, wenn man dieses orientalische Winkelwerk mit den elenden Häusern dem Erdboden gleichmachen und darüber eine geräumige, heilige Stadt aufbauen würde. Das sind Wunschträume. Einige

hundert Meter von der Altstadt entfernt bauen ja heute die Juden eine Großstadt nach europäisch-amerikanischem Muster mit breiten Straßen und luftigen, gesunden Wohnvierteln. Aber es ist vielleicht doch gut, wenn uns bis heute ein Stückchen Alt-Jerusalem erhalten blieb. Zur Zeit Jesu mag es nicht viel anders gewesen sein. Das Volk kaufte und verkaufte, die Händler priesen ihre Ware an, die Pilger von auswärts drängten sich durch die schmalen Gassen ... Hier schleppte man auch den zum Tode verurteilten Jesus mit den zwei Schächern durch die Straßen; vorausreitende Soldaten mußten Platz schaffen. Auch heute geht den Kreuzwegbetenden ein Soldat in alter türkischer Uniform voran. Dann kommt der Vorbeter, der italienisch die Stationen angab: „I. Station: Jesus wird zum Tode verurteilt“. Meine Gedanken steigen zwei oder drei Meter unter die Erde hinab. Dort ist das alte Straßenniveau, der alte Boden aus römischer Zeit. In den Kellerräumen des Franziskanerklosters und der Sionsschwesteren wurde der alte Kasernenhof der Antoniaburg ausgegraben. Mit tiefer Erschütterung bin ich durch die Kellerräume geschritten. Drei lange Vormittage hielt ich mich dort auf und studierte die ganze Anlage, die Baureste und auch die im Pflaster von den Soldaten eingravierten Zeichen. – Den Soldaten war es ja beim Wachestehen im Kasernenhof langweilig. Daher ritzten sie auf die großen Pflastersteine ein Spiel ein. Am häufigsten findet man das „Königsspiel“, das besonders in der Faschingszeit mit Vorliebe gespielt wurde. Ein zum Tode verurteilter Verbrecher wurde als König ausgelost. Man machte sich über ihn lustig, bevor er



[Abb. 22: Jerusalem, Gethsemane mit der Todesangsbasilika, 45/32.](#)

zur Hinrichtung geführt wurde. – Da wurde mir klar, daß für die Soldaten der Fall Jesu nichts anderes als ein guter Faschingsscherz war.

Während meine Gedanken unter der Erde weilten, ging der Zug von Station zu Station weiter. Wir waren höchstens 60, 70 Leute. Der große Strom des Lebens ging an uns vorbei wie damals, als Jesus gekreuzigt wurde. – Einige Meter vor der Grabeskirche beginnt die Zonengrenze zwischen dem jüdischen und dem arabischen Jerusalem. Wehe dem, der es wagt, diesen Raum zu betreten. Er ist ein Kind des Todes. In dieser Welt des Hasses und der Ruinen – das Judenviertel der Altstadt mit seiner uralten Synagoge wurde von den Arabern total zerstört und ist ein einziger Schutthaufen; kein Jude kann heute vor die Klagemauer treten! – geht Jesus seinen Leidensweg, von den Menschen hinausgestoßen und abgelehnt. Und doch gibt es keinen anderen Menschen, der Frieden bringen könnte. Denn Jesus ist der FRIEDE!

26) Nachtlager auf dem Nebo – 18.VII.1951

In Jericho hatte ich im gastfreundlichen Terra-Santa-Kolleg der Franziskaner ein Stadtquartier bezogen. Der reich bewässerte, gut gepflegte Garten zeigt, daß planmäßige, fleißige Arbeit diese vernachlässigte Jordansau wieder zur alten Blüte bringen könnte. Als ich meinen Plan aussprach, am nächsten Tag ein Taxi zu nehmen und auf den Berg Nebo zu fahren, wehrte Abuna Jussuf, der im Krieg eine höhere Charge innehatte und eher den Typ eines Draufgängers darstellte, sofort ab. „Das können sie nicht allein machen! Ich übernehme keine Garantie für ihre Sicherheit! Diesen Beduinen ist nicht zu trauen!“

Daher hatte ich mich schon damit abgefunden, jenen Berg nur aus der Ferne zu sehen, von dem aus Mose einen Blick in das Gelobte Land machen durfte, bevor er starb. Man muß ja nicht alle Ausgrabungen gesehen haben! – Denn auf dem Berg Nebo haben die Franziskaner Patres unter vielen Opfern große Ausgrabungen durchgeführt. Am Abend jedoch erklärte mir Abuna Jussuf, er werde doch mit mir auf den Nebo fahren, da er ja für den Zustand der Ausgrabungen verantwortlich sei. Die Arbeit daheim laufe schließlich nicht davon. Also auf zum Nebo!

Der Berg Nebo ist eigentlich kein Berg, der von allen Seiten aufragt; er stellt den Steilabfall der transjordanischen Hochebene dar. In der Zeit, da die Alpen entstanden, kam auch der asiatische Erdteil in Bewegung. Damals sank das ganze Jordantal in die Tiefe, und der See Genesareth und das Tote Meer entstanden. Vom Jordangraben aus schaut nun die transjordanische Hochebene wie ein riesiges Gebirge aus. Der Nebo selber ist einer der kleineren Abstürze, 1200 m hoch. Wenn man noch die 300 m unter dem Meeresspiegel dazurechnet, auf welcher Tiefe Jericho liegt, so erhalten wir immerhin die imposante Höhe von 1500 m. Diese Höhe wirkt umso

wuchtiger, da der Berg fast unmittelbar und steil am Ostufer des Toten Meeres zum Himmel ragt.

Unser Wagen rast auf der neuen Straße von Amman nach Madaba an den verödeten Fruchtfeldern Moabs vorbei. – Diese weiten Felder warten auf Bearbeitung und Besiedlung. Freilich wären die Anfangsschwierigkeiten sehr groß. Es müßten große Teiche und Wasserwerke angelegt werden, wie es in römischer Zeit war; dann könnte die rote Erde wieder ein Fruchtgarten werden und Tausende vertriebener Araber könnten hier eine neue Heimat finden. Doch dem Königreich Jordanien, das kaum eine Million Einwohner zählt, fehlen die Mittel, eine großangelegte Aktion durchzuführen. Und so muß die rote Erde weitertrauern.

Von weitem schon grüßt uns Madaba, eine Stadt auf dem Berge, überragt von einer neuen katholischen Kirche, die von einem arabischen Pfarrer verwaltet wird. Was mir zunächst auffiel, war eine große Staubwolke am Eingang des „Dorfes“; denn der Name „Stadt“ beinhaltet eher eine große Erinnerung an die Geschichte als die heutige Wirklichkeit. Was bedeutet diese Staubwolke? Beim Näherkommen entpuppte sie sich als das große Dresch-Feld. Es ist ja Erntezeit, da muß gedroschen werden. – Es ist interessant, wie unterschiedlich bei den einzelnen Völkern gedroschen wird. Das Wort der Schrift fiel mir ein: „Man soll dem dreschenden Ochsen nicht das Maul zubinden!“ [Mt25,4; 1 Kön 9,9] – Auf dem großen, von einer Steinmauer umschlossenen Dreschfeld gab es etwa 10 bis 15 große Strohhaufen, auf denen Ochsen, Kühe, Esel, oder bei den Reicheren auch Pferde, im Kreis herumgetrieben wurden. Dem Ochsen scheint dieses Spiel nicht schlecht gefallen zu haben; denn von Zeit zu Zeit bückte er sich und faßte ein großes Büschel mit seinem hungrigen Maul. Und niemand verwehrte es ihm. Es ist ja so Gesetz; wer mit dem Tier barmherzig ist, den wird Allah segnen, da es kein böser Mensch sein kann. So ist das Dreschen auch für die Tiere ein Fest. Doch in der Gluthitze des Tages wird auch der leichte Dreschschlitten zur Mühsal. Auf der Unterseite ist er mit Eisenstreifen oder Steinen besetzt; auf dem Schlitten selber steht der Fuhrmann. Vielfach waren es größere Buben, die so lange auf dem Fruchthaufen herumfahren mußten, bis das Stroh so zerkleinert ist, als ob es durch die Häckselmaschine gegangen wäre. – Ist es einmal so weit, dann wartet der Bauer einen günstigen Wind ab, der in Palästina meist um die Mittagszeit vom Meer her einsetzt. Dann greift er nach Schaufel oder Gabel und beginnt den kleingefahrenen Haufen gegen den Wind zu werfen. Stroh und Spreu fliegen weiter weg, der schwere Weizen aber fällt gerade zur Erde nieder. Bei dieser Art des „Windens“ gibt es natürlich nie ganz saubere Frucht. Aber da es vor Tausenden von Jahren schon so der Brauch war, warum soll es nicht auch heute ebenso gemacht werden!

Doch auch hier meldet sich die Neuzeit an. Als wir durch die Stadt fahren wollten, gab es auf Schritt und Tritt Hindernisse. Eine ganze Häuserzeile wurde gerade niedergerissen, um Neubauten Platz zu machen. Von Madaba aus gibt es nur noch einen Feldweg zum Mosesberg. Dieser Feldweg wird stellenweise zu einem Felsenweg; nur die größten Steine wurden entfernt. So humpelte unser armes Auto über die öden Höhen dahin, an den Beduinenzelten vorbei, aus denen uns Hunde kläffend nachliefen. Geier und Raubvögel kreisten über der Staubwolke, die unser Wagen zurückließ.

Als wir nach schwieriger Fahrt in der „Stadt“ Nebo einfuhren, war ich zutiefst beeindruckt. Todeseinsamkeit breitete sich über den weiten Berg, auf dem in christlich-byzantinischer Zeit eine große Stadt gestanden hatte. Nur eine Beduinenfamilie bewachte noch weiterhin die Ausgrabungen. Das schönste Ausgrabungsstück ist die ehemalige Kirche. Der Mosaikboden ist noch zur Gänze erhalten; mit seinen frischen Farben ist er eine Freude für die Augen. Man scheut sich, den Fuß daraufzusetzen. Von der Kirche ist sonst nichts mehr erhalten. Von der Nebo-Stadt (Chirbet-el-Muhalet) fuhren wir weiter zum Nebo-Kloster (Dschebel Siagha). Auch hier das alte Lied: Es war einmal ... Einst ein beliebter Wallfahrtsort mit großer, dreischiffiger Kirche, heute ein Ruinenhügel, aus dem die Ausgräber die Reste vergangener Herrlichkeit herausgeschält haben.

Bevor ich mich in der Baracke zur Ruhe legte, stieg ich nochmal zur Ruine der Kirche hinauf und setzte mich nieder, um von hier aus, wie Moses, ins gelobte Land zu schauen. Die Strahlen der untergehenden Sonne umfingen noch einmal verklärend die fernen Berge. Der Blick umspannt wahrlich das ganze Heilige Land, vom schneebedeckten Hermon im Norden über die Berge Samarias bis hinab in die jüdische Wüste. Zu Füßen breitet sich die Jordansau [aus], und in der Tiefe ruht das Tote Meer.

Als ich aus meinem Sinnen erwachte, war die Sonne bereits untergegangen und die Sterne begannen in unerhörter Pracht am Himmel zu funkeln. Die Mondsichel und der Abendstern zogen vereint ihre verträumte Bahn. Als der Ruinenwächter, ein mohammedanischer Beduine, sein Gewehr hervorholte und einen neuen Munitionsgurt über die Schulter warf, um die Nachtwache anzutreten, hatten wir in dieser Einsamkeit ein gutes Gefühl der Sicherheit.

27) Wenn die Kakteen reifen – Zum Tabor, 27.VII.1951

Als ich im Sommer 1951 mein Stadtquartier in Nazareth bezog, tobte in der Stadt gerade der Wahlkampf. Da Papier sehr kostbar war, beschmierte man alle freien Wände mit Wahlaufrufen. Auf Schritt und Tritt begegnete man dem großen hebrä-

ischen Buchstaben K (Kommunisten). Es berührt einen ganz eigentümlich, wenn man weiß, daß ein Großteil der Bevölkerung der Stadt Nazareth für die Kommunisten stimmte.



[Abb. 23: Blick auf Nazareth, 45/22.](#)

Nazareth ist im heutigen Judenstaat die einzige größere christliche Stadt, in der die arabische Bevölkerung weiterhin verblieben ist. Die Juden aber trauen diesen arabischen Christen nicht ganz. Nazareth gleicht heute eher einem großen Konzentrationslager. Die Bewohner dürfen die Stadt nur mit polizeilicher Erlaubnis verlassen. An den Ausgängen der Stadt sind jüdische Polizeiposten aufgestellt, die jeden Araber kontrollieren. Es ist begreiflich, daß die Arbeitslosigkeit in der Stadt immer mehr überhand nimmt. Die Lebensmittel sind rationiert, und vielfach bekommt man das, was auf den Karten aufgerufen wird, nicht zu kaufen. Daher erwartet sich das Volk von Nazareth die Rettung vor einem großen politischen Umschwung durch die Kommunisten. – Zu Ehren des Judenstaates muß aber gesagt werden, daß man sich in Israel mit größerer Sicherheit bewegen kann, als im arabischen Teil Palästinas. Während ich dort dreimal verhaftet wurde und kaum mehr ohne ein großes Risiko meine wissenschaftlichen Exkursionen machen konnte, war es mir in Israel möglich, unbehelligt über Stock und Stein, Hügel und Täler zu wandern.

Am Sonntag, den 27. Juli 1951, zeitlich in der Früh, packte ich meine spärlichen Ausrüstungsgegenstände: Landkarte, Tropenhelm, Sonnenbrille und zwei Brötchen als Reiseproviant (wir sind ja in Israel, wo es bekanntlich ‚viel Steine gab und wenig Brot‘) – und ich war startbereit.

Am Brunnen von Nazareth, wo auch Maria einst das Wasser holte, stand schon eine lange Schlange von Frauen und Mädchen mit Krügen. Wegen der großen Trockenheit floß das Wasser sehr dünn. Um jeden Streit zu vermeiden, mußte ständig ein Polizist Wache stehen und auf Ordnung achten.

Eigentlich liegt Nazareth wunderschön: wie ein Amphitheater in eine Bergmulde hineingebettet. So stieg ich die Hügel hinauf, auf der neuen, asphaltierten Straße, die ich auf der Höhe verließ; denn wenn man schon im Heiligen Land ist, soll man doch, wie es einst gewesen ist, über schmale, ausgetretene Feldweg wandern, und wenn diese sich verlieren, geht man eben ohne Wege seinem Ziel entgegen.

Bei solch stillen Wanderungen hat man viel Zeit zum Denken und sinnieren. In der Sommerszeit ist es eigentlich gar kein Vergnügen, über die ausgebrannten Felder dahinzupilgern; aber alles bekommt einen eigenen Reiz, wenn man bedenkt: Ich wandere auf den Spuren des Meisters. – Auf diesem Weg hier weiterwandernd käme man in etwa 7 Stunden zum See Genesareth. Ich hielt mich aber weiter rechts in Richtung Tabor. Nachdem ich die letzte Hügelkette, auf der es sogar einen spärlichen Wald gibt, überschritten hatte, setzte ich mich zur ersten Rast. Ich nahm meine Wegzehrung heraus und ließ einfach den Anblick des aufragenden Tabor auf mich einwirken. Ein herrlicher Berg, der mitten aus der Ebene wie eine Pyramide aufsteigt. Der Überlieferung nach soll hier oben das Verklärungswunder geschehen sein. – Ich kalkulierte, in etwa zwei Stunden werde ich sicher auf der Spitze sein und eine herrliche Aussicht genießen.

Doch man verrechnet sich so leicht. Die Berge scheinen im Orient so nah; doch wenn man dann zu wandern beginnt, weichen sie immer mehr zurück. So erging es auch mir. Die Sonne stieg höher, der Durst meldete sich. Doch es ist eine Grundregel der Orientwanderer: „Trinke nie aus einem fremden Brunnen, wenn du nicht deine Gesundheit aufs Spiel setzen willst!“, so muß man denn mit durstiger Kehle und ausgetrockneten Lippen weiter. Der Abstieg ins Tal war sehr hart; Steine, Steine und nichts als Steine; ein holpriger Weg, der kein Weg war.

Unten im Tal hat sich noch ein kleines arabisches Dorf erhalten, das mit Kaktusstauden wie mit einem Wall umgeben ist. Um diese Zeit waren die Kaktusfrüchte gerade reif. Die Frucht schmeckt süß und ist saftig wie eine Orange. Im Vorübergehen riß ich mir einige Früchte mit der bloßen Hand ab. Ich schnitt mit dem Taschenmesser die Schale weg und aß. Wie erfrischend! Doch die Strafe für diesen „Diebstahl“ ließ

nicht auf sich warten. Die Stacheln der Kaktee hatten sich an allen Fingern festgesetzt, und je mehr ich sie abzustreifen suchte, desto mehr bohrten sie sich in die Haut. Es dauerte drei Wochen, bis meine Hände wieder stachelfrei waren.

Auf den Tabor hinauf führt heute eine Straße mit weitausladenden Serpentinaen. Da solch weite Straßen nur für geduldige Leute und für Autos gebaut sind, ich aber weder geduldig bin noch ein Auto habe, nahm ich den geraden steilen Steg, der an der Vorderseite des Berges hinaufführt. – Immer wieder mußte ich stehen bleiben und Umschau halten. Ich möchte jedem wünschen, diese Wanderung machen zu können. Palästina ist wirklich ein schönes Land. Zu Füßen des Tabor dehnt sich eine große Ebene [aus], auf der heute immer neue jüdische Dörfer wie Pilze aus dem Boden schießen. – In der Kreuzfahrerzeit war der Berg eine große Festung. Sie konnte gegen den Ansturm des Halbmondes nicht gehalten werden. Nachdem die Kreuzfahrer vertrieben waren, setzten sich die Araber hier fest und bauten den Berg ebenfalls zu einer Festung aus. Der Berg hat nämlich keinen „Gipfel“, sondern bildet oben ein ausgedehntes Plateau. Die ganze Höhe war von einer mächtigen Mauer umgeben, von der heute noch einige Teile stehen.

Ich durchschritt diese Mauer und stand nun im heiligen Bereich. Eine lange Allee säumt einen geraden Weg, der zur Verklärungsbasilika hinführt. Hier wie überall im Lande sind es die Franziskaner, welche durch alle Stürme der Zeiten hindurch treue Wacht an den christlichen Heiligtümern hielten. Ich klopfte an die Tore des Pilgerhauses und bat für einen Tag um Aufnahme, die mir mit großer Bereitwilligkeit und Selbstverständlichkeit gewährt wurde. Zu meiner großen Freude traf ich hier einen Alt-Österreicher, den großen Pater Ivan mit seinem schon weißen, ehrwürdigen Patriarchenbart. Er ist gebürtiger Kroat, und lebt schon über 50 Jahre im Heiligen Land. Er träumt noch vom Kaiser selig und der schönen Zeit der großen Monarchie...

Seine große Liebe gilt den Sternen. So führte er mich auch des Nachts hinaus und zeigte mir die funkelnde Herrlichkeit dort oben. Um den Sternenstand genau fixieren zu können, hatte er sich zwei Sternenuhren gebaut. Glücklicherweise endlich jemanden gefunden zu haben, der ihm mit Interesse zuhört, begann er von den Wundern des Himmels zu erzählen. Ich hörte zu und schaute und staunte. Ein unvergleichlicher Anblick. – Aber nach der langen Tageswanderung war ich doch schon müde und konnte kaum mehr stehen. Doch er war berauscht vom Wunder der Sterne und sprach weiter und weiter. Hätte ich gegen Mitternacht nicht energisch Schluß gemacht, würden wir wahrscheinlich bis zum Morgengrauen die Sternengespräche weitergeführt haben. Schade, daß der Mensch so schnell müde wird. Ich wollte jedoch schon in der Früh um vier Uhr wieder einsatzfähig sein. So grüßte ich nochmals die Sterne des Pater Ivan und sank in einen tiefen, doch kurzen Schlaf.



[Abb. 24: Tabor, Verklärungsbasilika, 47/16.](#)

Am anderen Tag ging ich allein auf Entdeckungsfahrt auf den Heiligen Berg. Als die Sonne aufstieg, zelebrierte ich auf dem Gnadenalter die Heilige Messe. Dann stieg ich auf die Ruinen der alten Festung, setzte mich nieder und ließ noch einmal das Evangelium von der Verklärung vor mir wach werden.

Wer war dieser Jesus von Nazareth? – Seine äußere Erscheinung mußte etwas Einnehmendes, Gewinnendes, ja Faszinierendes gehabt haben. Einige alte Schriftsteller meinten zwar, er sei von häßlicher, unscheinbarer Gestalt gewesen, weil es im Propheten Isaias heißt: „Keine Gestalt ist an ihm und keine Schönheit“ [Jes 53,2]. Dieser Text ist aber vom leidenden Heiland gesagt. Doch der gewaltige Eindruck, den Jesus sofort bei seinem ersten Auftreten auf das Volk, vor allem auf die Kranken machte, war, so sehr er auch von geistig-religiösen Kräften getragen war, doch zum gewissen Teil Wirkung seiner hinreißenden äußeren Erscheinung. Besonders auffallend müssen die Augen Jesu gewesen sein; die Evangelien weisen immer darauf hin. Bevor er den Mann mit der vertrockneten Hand heilte, blickte er die Pharisäer voll Zorn an. Als seine Mutter kam und er gerade vor einer Schar von Jüngern sprach, blickte er die im Kreis Sitzenden an. Vom reichen Jüngling heißt es, daß Jesus ihn mit Liebe angeblickt habe. Und Petrus ging sein Lebtag lang der Blick Jesu nach der Verleugnung nicht mehr aus dem Sinn, so daß er sich – nach der Legende – die Augen blind geweint haben soll. Dieses flammende, vom Zorn

erfüllte, dieses liebende, gütige Auge ist den Menschen von damals an Jesus vor allem aufgefallen. So heroisch und heldisch sein Geist den erhabensten und fernsten Dingen zugewandt war, so rückhaltlos und unbefangen wendete er sich den kleinen und kleinsten Dingen zu. Nichts entging seinem schauenden Auge. Man braucht nur die Gleichnisse einmal in dieser Richtung durchzulesen. So anschaulich und lebensnah zeichnen sie die Arbeit des Landmannes, des Fischers, des Winzers, des Perlenhändlers, des Pächters und des Kaufmannes, des Baumeisters und des Gärtners, der Hausfrau und der einsamen Witwe... bis hinauf zum Richter, zum Kriegsherrn und König. So bunt und wechselreich und angefüllt mit tausend Schatten und Lichtern beschreiben sie den Alltag, das lärmende Kind auf der Straße, den breiten Gebetsriemen und die Quaste am Kleid.

Die Sprache Jesu ist so anschaulich, daß man daraus eine ganze Kulturgeschichte der großen und kleinen Leute seiner Zeit rekonstruieren kann. Man sieht die Blumen blühen und hört die Vögel singen. Man erlebt die Menschen in ihrer Natürlichkeit, als ob der Herr auch heute noch so zu uns spräche. Wie lebensnah Jesus denkt, verrät nicht zuletzt die Deutlichkeit, mit der er seinen eigenen Beruf als Baumeister und Zimmermann schildert; so wenn er vom Splitter im Auge redet und vom Eckstein, den die Bauleute verworfen haben, oder vom Baugrund, den kein Platzregen und kein Sturmwind gefährden kann, oder vom Kostenvoranschlag, den man machen muß, wenn man einen Turm bauen will. Jesus war ein Frühaufsteher und liebte die Berge und den See. Er macht den Eindruck des ganz Gesunden, Strapazierfähigen, Natürlichen.

Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der die Evangelisten die irdischen Ereignisse aus dem Leben Jesu berichten, erzählen sie nun auch von der Verklärung auf dem Berge. Da wurde die andere Seite seines Wesens sichtbar. Die inneren, göttlichen Strahlen brachen aus ihm hervor und sein Gewand war weiß wie Schnee.

Wer war doch dieser Jesus? – Das Wunder seiner Menschheit ist nur vom Wunder seiner Gottheit her zu erklären. Da reicht eine natürliche Erklärung nicht aus. „Stauen nur kann ich und staunend mich freuen.“ Vom Berg der Verklärung wanderte ich weiter nach Kana in Galiläa, wo ich einige saftige Granatäpfel kaufte, und von dort dann mit dem Autobus wieder nach Nazareth zurückfuhr.

28) Ein Tag in Kapharnaum – 31.VII.1951

Solange es Menschen auf Erden gibt, wird das Fragen um Jesus nie mehr verstummen. Wer ist dieser? Er läßt die Leute nicht in Ruhe und die Leute nicht ihn. Etwas Aufregendes und Bedrohendes geht von seiner Gestalt aus; aber auch etwas Beseligendes, Stärkendes, Beglückendes, das die Horizonte Gottes aufleuchten läßt.



[Abb. 25: Kana, Hochzeitskirche, 47/10.](#)

Wer war dieser Jesus von Nazareth? – Ein Bautischler, der auf der Höhe seiner dreißiger Jahre sein Handwerk stehen ließ, von daheim fortzog und ein ungeheures Aufsehen erregte, bis er elend am Kreuze starb. So schaut nach außen hin sein Leben aus. Wer war er? Heute noch, nach fast zweitausend Jahren ist genauso glühend gehaßt, aber noch glühender geliebt wie damals. Heute steht er genauso wie damals im Kreuzfeuer der Meinungen. Es ist nicht viel Auswahl in den Meinungen! Entweder war er ein Narr, der die fixe Idee hatte, er sei Gottes Sohn; daher zog ihm auch Herodes das Narrengewand an; oder er war ein ausgemachter Schwindler, der seine Geistesgaben zur Verführung des Volkes mißbrauchte, so daß ihn die Volksscharen als Messias betrachteten; oder aber er war tatsächlich der Gesandte Gottes, der gekommen ist, die Herrschaft Gottes auszurufen.

Je tiefer man das Leben Jesu durchforscht, desto mehr kommt man zur Überzeugung: Dieser Jesus ragt entweder ins Untermenschlich-Dämonische oder ins Übermenschlich-Göttliche hinein. Auf alle Fälle aber sprengt er das Maß des Menschlichen. Wer ist er also? -Als einsamer Wanderer- denn so schlägt man sich am leichtesten in fremden Ländern durch – fuhr ich mit dem Autobus zum See Genesareth hinab. In der Gegend, wo einst Kapharnaum gelegen haben soll, sprang ich aus

dem Autobus und befand mich auf der staubigen orientalischen Landstraße. Ich wischte mir den Staub aus den Augen, drückte den Tropenhelm in die Stirn und sah mich verwundert in der Gegend um.

Ich befand mich in der kleinen, von steil abfallenden Bergen umschlossenen Ebene von Genesareth, die zu dieser Jahreszeit von der glühenden Sonne ausgebrannt war. Etliche hundert Meter vor mir glänzte weiter unten stahlblau der See. Vom Ostufer her grüßten grell die gelblich-weißen, in den See hinabstürzenden Felswände. Ich war berauscht und betroffen von diesem Anblick. Hier sollte also die Bühne sein, auf der das große Welttheater von Jesus Christus gespielt wurde. Ich verließ die Landstraße und ging auf einige Hütten zu, unter deren Dach sich die Reste der Brotvermehrungs-Kirche befinden sollten. Der Raum war von einem Zaun umschlossen. Als ich näherkam, grüßte mich das Kläffen eines hungrigen Hundes. Dann hieß es warten und wieder warten, bis sich in dieser orientalischen Schwüle ein Wesen zeigte. Ein schüchternes arabisches Mädchen lugte aus der windschiefen, angelehnten Haustür. Als ich ihm winkte, sperrte es den Hund ein, machte mir das Zauntor auf, öffnete die Baracke und – welch eine Überraschung – ich stand auf einem wunderbaren Mosaikboden aus altchristlicher Zeit. Hier haben also die alten Christen die Stelle der Brotvermehrung verehrt...

Da es bereits später Nachmittag war, mußte ich trachten, mein Nachtquartier zu erreichen. Es sollte das italienische Hospiz auf dem Berg der Seligpreisungen sein. Hier traf ich aber das heulende Elend an. Der Wassermotor hatte einen Defekt; so mußte man stundenweit das Wasser vom See herauftragen, denn eine Quelle gab es hier nicht. Dazu hatte auch das elektrische Licht ausgesetzt, und das Brot war sowieso in Israel sehr, sehr spärlich. Aber was tut das alles, wenn man hoch am Ziel der Sehnsucht angelangt ist! Da kann man schon für einige Zeit das Essen und Trinken auf ein Mindestmaß einschränken. – Am anderen Tag wollte ich nun Kapharnaum entdecken gehen.

Vom Berg der Seligpreisungen hat man eine wunderbare Rundschau. Man kann fast den ganzen See Genesareth mit einem Blick umfassen; herrlich blau spiegelte er bereits in den Morgenstunden den wolkenlosen Himmel wider.

Schon von oben sieht man am Seerand einige Ruinen; sie erwecken den Eindruck zweier Kirchen. Da es hier nicht viel ausgefahrene oder zumindest ausgetretene Wege gibt, beschloß ich die kürzeste Verbindung zweier Orte ist die Gerade! So peilte ich also Kapharnaum an und stieg vom Berg der Seligpreisungen herab. Doch wehe dem naiven europäischen Wanderer! Ein Wald von mannshohen, dürren Disteln und Dornen sperrte mir den Weg. Ich wollte Gewalt anwenden, sah mich nach einem Knüppel um. Doch wo findet man in dieser baum- und strauchlosen Gegend



[Abb. 26: Tabgah, Kirche der Seligpreisungen, 47/40.](#)

ein vernünftiges Holzstück, mit dem man die Disteln zerschlagen kann? Schließlich fand ich ein „vorsintflutliches“, armlanges, halb morsches Stück; und nun hieß es: Hieb links, Hieb rechts! Schrittweise kämpfte ich mich vor bis in die Nähe des Seeufers. Nachher wurde mir gesagt, daß in dieser Gegend viele giftige Schlangen seien. Mich hat keine gebissen, auch bin ich keiner auf den Schwanz getreten. –

Was fand ich in Kapharnaum? Ein großes, modernes Steinhaus, das früher vielleicht den Pilgern Obdach bot. Heute ist es geschlossen. Wiederum nach langem Warten zeigte sich verschüchtert und verschreckt der arabische Wächter, der mir das Gitter zu den Ruinen aufsperrte. Ich hatte schon mächtigere Ruinen in Ägypten und Syrien gesehen; doch es ergriff mich zutiefst, hier in jener Synagoge zu stehen, in der einst Jesus seine Lehrtätigkeit begann und seine großen Wunder wirkte. Im Evangelium heißt es, daß ein römischer Offizier die Mittel zum Bau der Synagoge beigestellt habe. – Ich ging dann nicht mehr zum Tor zurück, sondern kletterte über die Umfriedungsmauer, gute zweieinhalb Meter hoch, sprang drüben hinunter und befand mich in einem Gewirr von Gestein und Trümmern aus alter Zeit. Da müßte irgendwo das Haus des Petrus gewesen sein, wo sich am Sabbat Abend die ganze Stadt versammelte ... Doch wo war es heute? Ich kam mir ungeheuer verlassen vor, ein einsamer Wanderer; weit und breit kein Mensch, keine Siedlung, kein Segel auf dem einst so bevölkerten See, und keine Ruderboote.

Der Anblick der griechisch-orthodoxen Kirche, die unmittelbar am Seeufer erbaut ist, gab mir den Rest. Ich hatte mich schon gefreut, in den heiligen Raum einzutreten und ein wenig Besinnung zu halten. Von Ferne sah ich, daß die Kirchentüren offen standen. Als ich jedoch näher kam, gewahrte ich den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte. Hier hatte die Kriegsfurie gehaust. Bänke und Altar waren herausgerissen und vor der Kirche verbrannt worden; die Fensterscheiben zerschlagen. Tauben und Nachtvögel hatten sich bereits eingenistet; bei meinem Eintritt stoben sie erboht auseinander.

Herr, Gott im Himmel, was ist aus Kapharnaum geworden! Einst bis zum Himmel erhoben durch die Wunder und Worte Jesu! – und heute?! – Als ob ich den Fluch, der auf diesem Orte lastet, gespürt hätte – mir wurde unheimlich zu Mute. Wie ein Dieb schlich ich mich fort. Wohin?

Das Ufer war felsig. Ich suchte einen einladenden Platz und setzte mich auf einen in den See vorspringenden Felsen. Das, was ich hier gesehen hatte, war zu viel und zu niederdrückend. Ich stützte den Kopf in die Hand und blickte auf den See hinaus. Wer kann solche Gegensätze aushalten? Die herrliche Schilderung in den Evangelien, und die traurige Wirklichkeit! Brot hatte ich keines, um mich zu stärken; von besseren Sachen gar nicht zu reden. Wohl aber hatte ich noch einige israelische Zigaretten. So zündete ich mir eine nach der anderen an. Wieviel ich geraucht habe, weiß ich nicht. Jedenfalls beschäftigte mich nur die eine Frage: Wer war dieser Jesus von Nazareth, dessen Fluchwort an diesem Ort so buchstäblich in Erfüllung gegangen ist?

Die Sonne brannte immer stärker, obwohl erst Vormittag war. Schließlich warf ich meine Kleider ab und schwamm in den See hinaus. Ober mir der blaue, in der Hitze zitternde Himmel, unter mir die Tiefe, die begehend die Arme nach mir streckte. Wenn mir hier etwas passierte, wer fragte nach mir? – Der Wellengang war ziemlich stark; daher zog ich es vor, wieder dem sicheren Ufer zuzusteuern.

Einst aber war es anders; da pulsierte frisches Leben durch das kleine Fischerstädtchen. Von Syrien kamen Karawanen und zogen weiter nach Süden. Die Bauern jenseits des Sees brachten ihr Getreide; vom galiläischen Bergland herab wurde Öl und Schafwolle geliefert. Die Straße am See war einst dicht bevölkert. Deswegen gab es auch in Kapharnaum eine wichtige Zollstelle, an der Levi als Zöllner fungierte.

Eines Tages kam auch Jesus von Nazareth mit seiner Mutter, seinen Verwandten und seinen neu angeworbenen Jüngern in die Seestadt hinab. Er wird wohl im Hause des Petrus Aufnahme gefunden haben. – Am Sabbat ging er seiner Gewohnheit gemäß in die Synagoge. Man lud ihn ein, zur versammelten Gemeinde ein paar Worte zu sagen. Man reichte ihm die Schriftrolle und er las den heiligen Text zuerst



[Abb. 27: Fischer am See Genezareth, 56/12.](#)

auf Hebräisch. – Da begannen die Leute schon zu staunen und zu fragen: „Wer ist dieser? Er hat doch nicht studiert, wieso kann er Hebräisch?“ Dann setzte er sich hin und sprach ... Ja, ER sprach, wie noch kein Mensch vor ihm gesprochen hatte, wie einer, der Macht hat über die Herzen. Sie erschrakten: „Was der sich nicht alles zu sagen getraut! Ist er nicht der Zimmermannssohn aus Nazareth!“

Als alle hingerissen lauschten, gellte plötzlich ein Schrei durch die Synagoge. Alle wandten sich erbozt in die Richtung des Unruhestifters. Ah, der Besessene! Er schreit: „Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth? Bist du gekommen, uns zu verderben?“ – Was hier bei diesem „Sonntagsgottesdienst“ geschieht, ist unerhört. Der Besessene fühlt sich von der Nähe Jesu bedroht. Erschreckt blicken alle auf den Rabbi Jesus. Was wird er tun? Aus seinen Augen flammt Glut. Er schilt den Teufel im Besessenen und sagt: „Verstumme und fahre aus ihm!“ Der Teufel wehrt sich. Er schüttelt sein Opfer noch einmal, wirft ihn dann hin und fährt aus.

Es ist begreiflich, daß die Menschen bei solchen Vorkommnissen das Entsetzen packte. Als sie heimgingen, fragten sie einander: „Was soll dies alles? Eine neue Lehre mit solchen Machtbeweisen? Wer ist er? Auch die Dämonen gehorchen ihm“.

Auch Jesus ging mit den Aposteln heim. Worüber redeten sie? – Zunächst werden sie wohl stumm, noch ganz unter dem Eindruck des Geschehenen stehend, nebeneinander hergeschritten sein. Als sie sich aber dem Hause des Petrus näherten, be-

gann dieser von der Kranken zu reden, die daheim mit schwerem Fieber im Bett lag, von seiner Schwiegermutter. – Der erste Gang Jesu ist nun zur Kranken. Er grüßt sie freundlich, fragt, wie es ihr ginge, nimmt sie bei der Hand, richtet sie auf... und sie ist geheilt. Das erste Heilungswunder ist geschehen, schlicht und einfach, echt menschlich, fern jeder theatralischen Aufmachung: „Und sie stand auf und bediente ihn“.

Die Nachricht von dieser Heilung muß sich in Windeseile in dem Städtchen verbreitet haben. Einer sagte es dem anderen: „Der in der Früh in der Synagoge den Teufel ausgetrieben hat, hat auch die Schwiegermutter des Petrus geheilt ...“

Als der Sabbat vorbei war und man wieder weiter gehen durfte, setzte die erste große Wallfahrt zu Jesus, dem Heiland, ein. Die ganze Stadt versammelte sich vor dem Hause des Petrus; man wollte Jesus sehen und noch mehr von ihm hören. Aber nicht bloß die Gesunden kamen; man schleppte die Kranken herbei, welche an den verschiedensten Gebrechen litten.

O dieser erste Abend in Kapharnaum, an dem das geschäftige Leben vergessen war, an dem man nur an Jesus dachte ... Und er schritt durch die Reihen der Kranken, legte ihnen seine helfende Hand auf und heilte viele von ihnen. – Wenn es in dieser Nacht überhaupt eine Ruhe gab, so sicherlich für Jesus erst sehr spät. Und doch heißt es, daß er am anderen Morgen bereits sehr früh aufstand und an einen einsamen Ort ging, um zu beten. So ist dieser erste Tag in Kapharnaum erfüllt von großen, aufrüttelnden Fragen: Wer ist dieser Jesus? Er redet wie einer, der Macht hat, nicht so wie die Schriftgelehrten. Er hat Gewalt über die Dämonen. Er heilt die Krankheiten. Er ist ein Frühaufsteher und stiller Beter.

Man muß an das Wunder Jesu immer wieder so herangehen, als ob man ihm zum ersten Mal begegnete und noch nichts von ihm gehört hätte. Jesus ist uns vielfach eine Selbstverständlichkeit geworden, an die wir von Kindheit an gewöhnt sind. Wir müßten aber immer wieder erschrecken vor den Abgründen, die sich hier auftun, und dadurch zu neuem, bewußterem Glauben gelangen.

29) Auf einem Berge Galiläas – Safed, 6.VIII.1951

Die letzte Wanderung führte uns auf den Tabor... Heute lade ich Sie ein, mir nach Nordgaliläa zu folgen... Es ist immer lustig, sich auf Entdeckungsfahrten zu begeben; man muß immer auf Überraschungen gefaßt sein, wir sind ja im Orient. Da gilt der Grundsatz: „Sich über nichts wundern, sich von nichts überraschen lassen; denn Allah ist groß! Wenn Allah es so und nicht anders haben will, was kann da der kleine Mensch tun!?“

Ich ging also in Haifa zum Autobusbahnhof und suchte dort den Wagen, der ins obere Galiläa fahren sollte. Ich muß dem neuen jüdischen Verkehrswesen das Zeugnis ausstellen, daß hier musterhafte Ordnung herrscht. In langen Schlangen standen hier bereits Menschen und warteten auf die Abfahrt der Autobusse, die von Haifa aus strahlenförmig in die verschiedenen Teile Israels ausfahren. Auch vor meinem galiläischen Wagen standen schon an die zwanzig Wartende. Wie viele noch hinter mir standen, weiß ich nicht; als sich die Sperre öffnete, stiegen wir jedenfalls ohne Gedränge ein, bis der Wagen voll besetzt war. Was draußen blieb und keinen Platz mehr fand, wartete ruhig auf den zweiten Wagen, der sofort eingeschoben wurde. So ging die Fahrt los! Vom Meeresstrand bei Haifa immer höher ins galiläische Bergland hinauf. Ich schlug die Karte auf und studierte die draußen vorbeieilenden Berge und Hügel. Bei jähem Biegungen – die Straßen sind kühn gebaut! – gab es dann unerwartete herrliche Weitblicke. Im Nebel unten lag die große Esdrelonebene, die Kornkammer Israels.

Ich hatte wenig Lust, mich in meiner besinnlichen Betrachtung durch ein Reisegespräch stören zu lassen. Doch meine Nachbarin, ein bildhübsches jüdisches Mädchen, blond, blauäugig, das ebenso gut von der Waterkant stammen konnte, lugte schon immer neugierig auf meine Karte. Als der Wagen wieder eine seiner kühnen Wendungen machte und eine neue Landschaft sich vor uns auftat, konnte sie die Neugier nicht mehr bezwingen und fragte mich, wo wir wohl schon wären. Es kostete ihr merckliche Mühe, hebräisch zu fragen, wie ja auch mir das Hebräische noch nicht ganz geläufig war. Aber so viel brachten wir doch gemeinsam heraus, daß sie aus Deutschland flüchten mußte, daß ihre Eltern in den Gasöfen zugrunde gegangen waren und daß sie nun selber in Haifa gelandet sei, um zu ihrem Onkel nach Safed zu fahren. Wie sie selbst vor dem Tode gerettet wurde, ist zu kompliziert, um es hier zu berichten. Jedenfalls ergriff mich das Schicksal dieses jungen Mädchens zutiefst, das nun hoffte, im Lande Israel ein neues Leben in Freiheit und ohne Feindesfurcht beginnen zu können. – Wir hatten das Hebräische bald mit dem Deutschen vertauscht, doch sprachen wir leise und vorsichtig, da es damals noch nicht geraten war, in Israel öffentlich Deutsch zu sprechen. Die nationalen Gefühle waren noch zu erregt.

Das letzte Stück der Fahrt war überaus kühn; die Straße wand sich durch die bucklige Welt Obergaliläas. Hügel und Berge trauerten kahl; einst gab es hier Wälder und Olivengärten. Doch heute sind bereits an vielen Winkeln neue jüdische Siedlungen angelegt, ein großes Versprechen für die Zukunft. Es soll wieder Bäume und Schatten in Galiläa geben und reichlich Öl geerntet werden. Das Wiederaufforstungsprojekt des Staates ist wirklich grandios.

In Safed, der Endstation, stiegen wir aus. Meine Begleiterin fand unter den Wartenden bald ihren Onkel, der sie freudig begrüßte, deutsch und hebräisch durcheinander. Man wollte mich unbedingt zu einer Tasse Kaffee einladen, doch ich dankte und machte mich auf meine Entdeckungsfahrt. Im arabischen Teil Palästinas ist es heute lebensgefährlich, sich allein auf Wanderungen zu begeben. Ich habe ja bereits berichtet, daß ich dort dreimal verhaftet und unter Beschuß genommen wurde. Ganz anders hier in Israel; hier konnte ich mich frei bewegen. So verließ ich bald die eigentliche Stadt Safed, die einst eine blühende arabische Kleinstadt war. Die Araber wurden jedoch vertrieben, und die Juden bauten die Stadt auf das Fünffache aus. Damit ist Safed eine der bedeutendsten Siedlungen des neuen Israel in Galiläa geworden. – Es ist eine echt orientalische Bergstadt. Ebene Wege gibt es wenig. Häuser und Gassen klettern den Berghang empor. Auf der Höhe gab es in der Kreuzfahrerzeit eine große Festung, von der noch die Ruinen Zeugnis ablegen. Heute steht dort ein jüdisches Kriegerdenkmal. Von hier aus hat man einen herrlichen Rundblick. Fern am Horizont im Osten sah ich einen Baum. Sie werden lachen, wenn ich das sage. Doch ein Baum ist in dieser Gegend eine solche Seltenheit, daß man ihn kilometerweit wahrnimmt. Gerade diesen Baum nahm ich als Ziel meiner Wanderung. Ausgebaute Wege oder Straßen gab es in diese Richtung nicht, auch keine Felder und Kulturen. Es war ja bereits Ende Juli, wo es keinen grünen Fleck mehr in dieser Höhe gibt; alles ist ausgebrannt und dürr. So nahm ich die Luftlinie über Stock und Stein, ganz allein auf weiter Flur. In einer Talmulde begegnete ich nur einem alten Hirten. Er hütete seine Schafe, die die dürren Disteln fraßen. Ob einem bange wird bei solch einer einsamen Wanderung? – Was kann denn schließlich passieren; wandert man doch auf den Spuren des Meisters. Immerhin war es ein bißchen brenzlig: Grenzgebiet! – Mit jedem Schritt wuchs der Baum. Als ich näher kam, sah ich, daß er mit einer Steinmauer umgeben war; das heißt, „Mauer“ kann man gar nicht sagen, waren es doch nur Steine, roh übereinander getürmt. Ich kletterte darüber und befand mich im kargen Schatten dieses kostbaren Gewächses. Später sagte man mir, dies sei ein Gefechtsstand während des jüdisch-arabischen Krieges gewesen.

Ich dachte nicht an Gefahr, sondern war glücklich, von hier aus den Blick in das Jordantal nach Osten tun zu können. Der Nordzipfel des Sees Genesareth lag tief unten im blauen Dunst. An seinem Ostufer leuchteten weiß-graue Felsen. Etwas weiter im Norden macht sich im Tal der kleine Bruder des Genesarethsees, der Hule-See, breit. Zwischen beiden schlingt der Jordan in ungezählten Windungen sein silbernes Band. Soweit das Wasser reicht, säumt ein grüner Streifen Fluß und See. Je mehr aber das Land ansteigt, desto mehr schwindet das Grün, und rötlichbraun und grau liegt die Landschaft in der orientalischen Mittagshitze da. Die Luft zittert über dem Tal. Einsam, unendlich einsam kommt man sich vor.



[Abb. 28: Der See Genezareth, 47/24.](#)

Gerade hier in den Bergen drängte sich mir wieder die Frage auf: Wer war dieser Galiläer? – Man kann die Evangelien nie ganz ausschöpfen. Je mehr man sie betrachtet, desto mehr offenbaren sie einem das Wunder der Person Jesu. – Da lesen wir: „Nach der Brotvermehrung entließ er die Scharen und stieg auf den Berg, allein, um zu beten!“ (Mk 6,46). Oder: „Als er allein war im Gebet, kamen die Jünger zu ihm ...“ (Lk 9,18). Oder vor der Apostelwahl heißt es wieder: „Er ging hinaus auf den Berg, um zu beten und verbrachte die Nacht im Gebet“. – Die Berge und Hügel Galiläas sind geweiht und geheiligt durch das einsame, stille Beten des Herrn. Da neigte sich der Himmel nieder und in der Unrast und Feindseligkeit der Menschen fand Jesus hier den Frieden und die Geborgenheit im Willen seines himmlischen Vaters.

Glückliche Stunden der Einsamkeit in Galiläa ... Die still stehenden Augenblicke des Mittags glichen einer Ewigkeit. Doch nun neigte sich die Sonne bereits dem Westmeer zu. Ich hätte noch allzu gerne das Heulen der Schakale in der Nacht abgewartet; doch unbewaffnet wie ich war, mußte ich dem Jordan und dem schlummernden See Abschied winken und hinabsteigen zu den menschlichen Quartieren, wo die Unrast und der Kampf ums tägliche Brot daheim sind.

30) Auf der Fährte des Höhlenmenschen – 9.VIII.1951

Jetzt wird es gruselig und gefährlich. Nur wer Mut hat, soll mir folgen; denn wir steigen hinab in die Urzeit der Menschheit. Ausgangspunkt und Einstieg ist Nazareth. Mein Quartier liegt am Berg oben; wie ein großes Amphitheater in eine Talmulde hineingebaut. Von meiner Wohnung aus sehe ich unten die Verkündigungskirche und das große Pilgerhospiz der Franziskaner. Auf der gegenüberliegenden Seite, am Bergaufstieg, versteckt sich hinter den hier seltenen Bäumen das Krankenhaus der österreichischen Barmherzigen Brüder.

Doch diese heiligen Stätten hatte ich schon besucht; heute wollte ich etwas anderes entdecken. Auf zu den Höhlenmenschen!

Als ich das schmale Gässchen hinunterstürmte, hätte ich bald jemanden umgerannt. Es war die Schwester Oberin meines Hospizes. Sie war auf den Markt gegangen, um einzukaufen. Aber o Elend! Im neuen Staate Israel ist das Brot sehr rar! Nicht einmal was auf Karten aufgerufen ist, kann man bekommen. In ihrer großen Einkaufstasche hatte sie nur eine Handvoll grüner Bohnen. Das sollte wieder für einen ganzen Tag reichen! Es ist bitter schwer, auf dem Posten zu bleiben und am Hungertuch zu nagen! – Ob es zur Zeit, da Jesus über dieses Land ging, nicht manchmal ebenso schwer gewesen sein mag, so daß Maria nicht wußte, was sie auf den Tisch setzen sollte? Denn sie waren ja nur eine arme Handwerkerfamilie ...

Als Jesus nach Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit wieder in seine Heimatstadt zurückkam, nahm man ihn nicht freundlich auf. In der Synagoge kam es zu einem Auftritt. Die Fanatiker packten Jesus und drängten ihn aus der Stadt hinaus; sie wollten ihn einen Felsen hinunterstürzen. Das ist nun der Ort, wo wir zu den Höhlenbewohnern eindringen können. Die Felsen hier in Galiläa sind meist aus Kalkstein, der sich leicht im Wasser löst. Auch in den Alpen sind ja die Kalkgebirge wild zerklüftet und bilden vielerorts große und kleine Höhlen. So gibt es auch hier noch viele halb oder ganz verschüttete Höhlen. In den letzten zwanzig Jahren wurden gerade diese Felshöhlen näher erforscht. Dabei fand man die Spuren der eiszeitlichen Höhlenbewohner. Ähnliche Höhlen fand ich noch am See Genesareth im „Säulental“, einer wilden Felsschlucht, in die die Sonne mörderisch niederbrannte. Und dann noch am Karmelgebirge. Alle diese Höhlen singen das gleiche, uralte Lied.

Vor Millionen von Jahren – so fängt es an, – da gab es weder ein Jordantal noch einen See Genesareth, noch ein Karmelgebirge, noch auch einen Sionsberg, auf dem heute die Stadt Jerusalem steht. Damals gab es nur das große Tethysmeer, das alles bedeckte. Millionen von kleinen und größeren Tierchen waren nötig, die ihre kreidehaltigen Schalen ablagerten. Korallen bauten damals schon mit Ameisenfleiß und Kunstsinne ihre Felsendome ins Meer. Nach diesen Ablagerungen nennt man

diese Erdperiode Kreidezeit. In Palästina ist diese Schicht besonders stark. Nach den Berechnungen der Erdforscher waren zur Entstehung dieser Schicht einige Millionen Jahre nötig.

In diesen Jahrmillionen ging die Sonne auf und unter, die Sterne leuchteten am Himmel und spiegelten sich im Meer, auf dessen Grund das zukünftige Heilige Land gebaut wurde.

Doch dann kam die Zeit, da es im Bauch der Erde unruhig wurde; sie wand und drehte sich in Geburtswehen. Was am Meeresboden war, stieg ans Tageslicht. Die große Revolutionszeit in der Geschichte der Erde kam in der Tertiärperiode. Die Alpen wurden aufgetürmt und der Himalaya, die Karpaten und die Pyrenäen begannen ihre Geschichte. Zur gleichen Zeit tauchte auch Palästina vom Meeresgrund auf; dabei barst die Erde, im Osten sank ein großer Teil in einem gewaltigen Bruch in die Tiefe: das Jordantal. Im Westen entstanden die verschiedenen Gebirge Palästinas. Doch damit war das Heilige Land noch nicht fertig. Im Tertiär war Palästina mit seinen Bergen eher wie eine Insel im Mittelländischen Meer; denn das Meer reichte weit ins Land hinein. Das Tote Meer, das Jordantal, der See Genesareth waren eine zusammenhängende große Wasserfläche. Aufgrund der Sonnenstrahlung wurden Berechnungen durchgeführt. Diese ergaben: vor einer Million Jahren war die Erde in großen Zügen bei der Gestalt angelangt, in der wir sie heute vorfinden. Es gab bereits die heutigen Erdteile. Doch dann wurde es erst interessant; denn die Wohnung des Menschen wurde vorbereitet. Es begann die Eiszeiten.

Wir leben heute in einer Erdperiode, in der die Gletscher zurückweichen und immer kleiner werden. Es gab aber Zeiten, da diese Ungetüme weit in die Täler und Ebenen vordrangen. Vor sich her schoben sie Stein- und Schottermassen, sogenannte Moränen, an denen auch die jeweiligen Standorte, bzw. Grenzen der Gletscher erkennbar sind. – Es entspann sich ein zäher Kampf zwischen Sonne und Eisriesen; bald triumphierte das Eis, bald die Sonne. Schließlich aber siegte die Sonne. – In den Alpen unterscheiden die Eisforscher vier Eiszeiten, gleichsam vier Abschnitte dieses gewaltigen Ringens.

Während sich in Europa die Eiszeiten austobten, herrschten im Süden im gleichen Rhythmus die Regenperioden. Das Wasser drang vor, Inseln versanken im Meer, Schlamm und Geröll lagerten sich darüber. Im Jordantal kann man diese Ablageungsstufen wie an einem Musterbeispiel ablesen. Wer sich aber in diesen Hitzekessel hinabbeigt, soll ja auf seinen Tropenhelm nicht vergessen, sonst könnte es ihm ergehen, wie jenem Forscher, der dies verschmäht und in der Nachmittagshitze hineinkletterte. Mitten in der Arbeit schrie er auf wie ein Stier, schlug um sich wie ein Rasender und konnte schließlich nur mehr auf seine trockene Zunge deuten:

Durst! Durst! – Der begleitende Araber lief ins Tal hinab um Hilfe, doch als er zurückkam, war sein Herr schon tot. Aufgrund dieser Jordanterassen unterscheiden die Gelehrten vier Regen-Zeiten und drei Zwischen-Regen-Zeiten.

Für die Forscher beginnt es jetzt aufregend zu werden; denn schon in der zweiten Zwischeneiszeit tauchen die Spuren der ersten Menschen auf. Die Sonne war im Vormarsch, das Klima in Palästina tropisch heiß, die Vegetation üppig. Ein Paradies!

Wie und wo lebte damals der Mensch? – Er verteidigte sich gegen die wilden Tiere nur mit einem einfachen Steinkeil, der roh zugehauen war. Viele solche Steinkeile wurden gefunden. Der Mensch lebte im offenen Land; vielleicht hatte er schon primitive Hütten. Davon ist kein Rest vorhanden. Nur der behauene Steinkeil in seiner Hand gibt Zeugnis von seiner Existenz. Jahrtausende zogen ins Land. Das Klima wurde immer schlechter. Sollte der Regen nicht aufhören, war ein Wohnen unter freiem Himmel unerträglich. Der Mensch suchte einen Unterschlupf, er kroch in die Felshöhlen. Dort hat er gelebt, geliebt, gekämpft; dort ist er auch gestorben und wurde begraben.

Ein solcher „Höhlenmensch“ wurde nun im „Säulental“ am See Genesareth gefunden; besser gesagt nur ein kleiner Rest von ihm, die Schädeldecke. – Wie mag dieser Höhlenmensch ausgesehen haben? Wir können nur sei Schädel rekonstruieren. Er hatte eine niedrige, fliehende Stirn mit starken Augenwülsten; der gleiche Menschentyp wie der Neandertaler bei Bonn. – Die Tierknochen, die man in der Höhle fand, geben Zeugnis von seiner Lebensart. Wir sehen diesen Menschen im Kampf mit Rhinoceros, Flußpferden, Elefanten und Auerochsen! – Und er hat sich im Kampf ums Dasein bewährt; denn seine Steinwerkzeuge wurden immer vollkommener. Dieser Höhlenmensch von Genesareth hat nach der Schätzung der Gelehrten vor ungefähr 230.000 Jahren gelebt.

Welche Schicksale diese Menschen gehabt haben, können wir nur erraten. Bei den Ausgrabungen in den Höhlen bei Nazareth und am Karmelgebirge taucht plötzlich eine neue Rasse auf, mit hoher Stirn. Im Wesentlichen der Typ des heutigen Menschen. Diesmal wurden nicht bloß einige Knochen gefunden, sondern zwölf ganze Skelette. Diese Menschen müssen den Schätzungen zufolge vor ungefähr 150.000 oder 120.000 Jahren gelebt haben. Was zählen im Vergleich zu diesen langen Zeiträumen ein paar Jahrtausende, die wir Heutigen als Geschichte überschauen können. Die Menschheit hat unendlich lange Jahrtausende gelebt ohne all die Verfeinerungen der fortgeschrittenen Kultur. In der Alt-Steinzeit kam man mit primitiven Steinwerkzeugen aus. In der Jung-Steinzeit wurden diese verfeinert; zu den Steinwerkzeugen kamen solche aus Tierknochen hinzu.

Einsam, in kleinen Familiengruppen, lebte der Mensch. Er sammelte sein tägliches Brot, die Früchte der Bäume, oder ging auf Jagd. Erst vor 10.000 Jahren begann er sich in dauernden Dörfern niederzulassen. Das erste Haustier, das sich zum Menschen gesellte, war der Hund; nach diesem erst kamen die anderen Haustiere. Es mußten wieder einige Jahrtausende vergehen, bis die Menschen die erste feste Stadt erbauten. Aber wo? – Das Niltal und das Zweistromland streiten um den Vorrang; vielleicht tauchen aber irgendwo bis heute noch unbekannte Spuren des frühen Menschen auf.

Ich hatte mein Stadtquartier im italienischen Hospiz am Berg der Seligpreisungen bezogen. Von dort wanderte ich hinüber ins „Säulental“ (wadi Amûd). Die Augustsonne brannte unbarmherzig. Im engen Wadi lag die Luft so unbeweglich, daß eine Nadel in der Luft hätte stecken bleiben können. Das Tal war völlig ausgebrannt, selbst die Tauben hatten sich verkrochen. Ich suchte die zwei von Garstang genau beschriebenen Höhlen, die „Höhle der Prinzessin“ (mugharet al-Amirah) und die „Höhle der Zigeunerin“ (mugharet az-zuttiye).

Um zur „Zigeunerin“ zu gelangen, muß man fast 50 Meter die Kalkfelsen hinaufklettern. Oben angelangt, versteht man, daß sich der Frühhensch hier niedergelassen hatte. Er hatte von hier aus einen guten Überblick über die Gegend: unten im Wadi der Bach, der heute nur zur Regenzeit Wasser führt; dann die Nähe des Sees und der Küstenebene, die genügend Jagdgründe boten...



[Abb. 29: Mugharet el-Zuttiyeh, 46/47.](#)

Die Höhlen am Karmelgebirge besuchte ich von Haifa aus. Ich nahm den Autobus Richtung Tel Aviv. Die Straße war schon asphaltiert, hatte aber derart viel Schlaglöcher, daß nur ein mäßiges Tempo möglich war. Dazu kam noch der überraschend starke Gegenverkehr. (In Hinkunft wird man die Straße wohl verbreitern müssen, da sie eine der Lebensadern zwischen Haifa und Tel Aviv bildet). Auf der Höhe der Kreuzritterburg Athlit etwa 35 km südlich von Haifa, stieg ich aus. Die Höhlen im „Säulental“ am See Genezareth waren verhältnismäßig leicht zu finden gewesen; unverhältnismäßig schwieriger war das Karmelunternehmen. Von der Straße bis zu den Höhlen waren es ungefähr 7 km. Ich sah aber keinen Weg durch die ausgebrannten Felder; daher blieb mir nichts anderes übrig, als querfeldein loszumarschieren. Dabei hatte ich immer das ungute Gefühl, in die militärische Sperrzone zu geraten. Nach langem Umherirren fand ich endlich die drei Höhlen, die „Ziegenhöhle“ (mugharet es-sukhul) die „Ofenhöhle“ (mugharet et-tabun) und die „Bachhöhle“ (mugharet el-wad).

Die wertvollen Skelett- und Werkzeugfunde sind längst in die Museen gebracht worden. An Ort und Stelle fand ich daher nichts als eben Höhlen. Die „Bachhöhle“ ist nach Nord-Westen offen und bietet einen Ausblick auf das Meer. Der Eingang ist teilweise mit Gebüsch verwachsen, das Innere unwirtlich und feucht. Wer nicht mit historischer Phantasie ausgerüstet ist, dem sagen diese Höhlen wirklich nichts (deswegen habe ich das Abenteuer des Frühmenschen kurz skizziert). Gegen Abend



[Abb. 30: Karmel, die Höhlen el-Wad, Jamal und Tabun, 46/48.](#)



[Abb. 31: Nachal Oren, untere Höhle \(„Hiobshöhle“\), 47/01.](#)

wanderte ich zur Straße zurück, wobei über meinem Kopf hinweg Schüsse knallten. Es war aber nur ein Jäger, der mit ein paar Vögeln die magere Kost aufbessern wollte. – Schließlich holperte der Autobus mit mir bei dunkelnder Nacht zurück nach Haifa.

31) Hungerdemonstration in Beerscheba – 11.VIII.1951

Unvergeßlich ist mir der Aufenthalt in Beerscheba, der Stadt des Patriarchen Abraham. Dort gab es schon in alten Zeiten eine gute Quelle; und wo Wasser ist, ist auch Leben. Daher war dieser Ort von jeher ein beliebter Siedlungsplatz inmitten des ausgebrannten Südlandes. Auch heute spielt Beerscheba im neuen Judenstaat eine große Rolle. Die jüdische Regierung hat über 30.000 Einwanderer nach Beerscheba dirigiert. Die Stadt ist noch im Anfangsstadium, nur einige Viertel sind aufgebaut; ein Großteil der Bevölkerung lebt noch in Zelten. Welches Elend sich hier zusammendrängt, kann man nicht schildern. Die Lebensmittelversorgung funktioniert nicht immer. Als ich mich in Beerscheba aufhielt, erlebte ich dort eine Hungerdemonstration. Tausende von Menschen versammelten sich vor der Parteibaracke der MAPAM (Radikal-Sozialisten) und zogen von dort, als es finster wurde, durch die Straßen der Stadt, laut „Lechem, Lechem liladim“ (Brot, Brot für unsere Kinder) schreiend.

Und der Wüstenwind jagte über die Stadt hinweg und hüllte alles in Sand und Staub und erstickte den Ruf der hungernden Menge ... „Lechem“ heißt also auf Deutsch „Brot“; Bethlehem demnach „Haus des Brotes“ oder einfach „Brothausen“. Es wurde schon viel über diesen tiefsinnigen Namen geredet und geschrieben; denn gerade in Bethlehem wurde ja der Menschheit das himmlische Brot des ewigen Lebens geboren. Der Geburtsort Jesu könnte keinen besseren Namen tragen. – Manche Gelehrte meinen, diese Deutung sei zu einfach und daher falsch, und daß hinter „Lechem“ sich die altertümliche Göttin namens Lachama verbirgt. Demnach wäre Bethlehem in heidnischer Zeit Kultstätte der Kriegsgöttin Lachama gewesen.

Wie dem immer auch sei – mögen die Gelehrten forschen und streiten: Ich höre bei dem Namen Bethlehem immer den Schrei nach Brot heraus: „Lechem, Lechem liladim!“ – „Brot, Brot für unsere Kinder!“

32) Das Ende einer Epoche – Auf der Höhe von Kreta, 15.VIII.1951

Als unser Schiff aus dem Hafen von Haifa Richtung Europa auslief und die palästinische Küste in der einbrechenden Nacht verschwand, als nur mehr die Lichter des Hafens uns einen Abschiedsgruß nachsandten, da wurde mir lebhaft bewußt: In diesem Lande ist wieder eine Epoche zu Ende gegangen. Wieder ist eine Stunde der Weltuhr abgelaufen. Etwas Neues beginnt! – Und in der Erinnerung erlebte ich von Neuem die vielfältigen Eindrücke, die ich in diesem Lande gewonnen hatte.

Auf der Exkursion in den Süden von Hebron hatten wir Maon, Kurmul und Ziph, lauter Orte, die aus der Davidsgeschichte bekannt sind, besucht. David hatte hier mit seinen „Partisanen“ Unterschlupf gefunden. Den Lebensunterhalt verschaffte er sich, indem er den reichen Herdenbesitzern seinen „Schutz“ angedeihen ließ und dafür entsprechenden Zehent forderte. Demnach muß zur Zeit Davids diese Gegend noch genügend Weideplätze und Wasser geboten haben.

Doch heute ist rundum das Land verbrannt, kein grüner Halm ist zu sehen. Es war einmal... so beginnen alle Märchen; und so begann auch unser Professor, Pater Benoit, uns das Märchen dieses Landes zu erzählen: „Wir befinden uns jetzt in der Mitte der alten Stadt Maon. Dies beweisen die alten Baureste. In dieser Stadt gab es in byzantinisch-christlicher Zeit fünf Kirchen. Dort drüben grüßen uns die Ruinen der Stadt Kurmul; sie hatte ebenfalls mehrere Kirchen. Und am fernen Horizont sehen sie noch den Stadthügel von Ziph“.

„Wann und wodurch sind diese Siedlungen zerstört worden? Erdbeben oder Gewalttat der Menschen?“ – „Das ist eine traurige Geschichte. Um 614 n. Chr. kamen die Perser unter Chosruc und zerstörten in Palästina mehr als 4000 Kirchen und

Klöster. Und kaum waren die Perser abgezogen, kam die arabische Welle, die die Zerstörung vollendete. Die Wasseranlagen verfielen, die Bäume verdorrten, wenn sie nicht schon umgehauen waren. Die übriggebliebenen Menschen mußten die Gegend verlassen.“ Wir haben hier das Musterbeispiel für das Ende einer Kulturepoche...! Sicher, auch die Fahrt nach Transjordanien war ein starkes Erlebnis gewesen – aber! – in Madaba bewunderten wir in der griechischen Kirche den alt-byzantinischen Mosaikboden mit der weltberühmten Palästinakarte. Was gibt es auf dieser Karte noch für Orte und Städte, die einst blühend waren, heute aber wüst und öde daliegen.

Von Madaba fuhren [wir] wieder in die Steppe hinaus, zum Berg Nebo. Was fanden wir am Berg Nebo? – Ruinen, nichts als Ruinen! Einstmals gab es hier eine große Stadtsiedlung mit zwei Kirchen. Die eine hatte einen Mosaikboden, wie ich noch keinen schöneren gesehen habe. Etwas entfernt vor der Stadt lag ein Kloster mit einer dreischiffigen Basilika. Wohin ist die Herrlichkeit entschwunden? Es kamen die Perser, es kamen die Araber, es kam die Zerstörung und der Tod. Die christlichen Namen wurden ausgelöscht. Die Söhne der Wüste haben es verstanden, das Land zu nehmen und zu zerstören. Sie haben es aber nicht verstanden, auch nur einen Bruchteil davon wieder aufzubauen. Von unseren verschiedenen Exkursionen kreuz und quer durch das Land nahmen wir diesen Eindruck mit: In der alt-christlichen, byzantinisch-römischen Zeit hat Palästina seine größte Blüte erreicht. Danach kam der Islam und der kulturelle Verfall...

Lebhafte Erinnerungen an die Kreuzfahrerzeit stiegen in mir auf, als ich nach Akko kam. Im Jahr 1104 nahm Balduin I. mit Hilfe der Genuesen die Seefestung ein, und der Vormarsch des christlichen Abendlandes in Palästina begann. Es gab keine europäische Nation, die sich von diesem heiligen Krieg ausgeschossen hätte. Bald wehte wieder die christliche Fahne von der Grabeskirche, von der Geburtskirche. Doch dies alles war nur von kurzer Dauer, ein kleines christliches Intermezzo in der langen Zeit der islamischen Herrschaft. Am 18 Mai 1291 erlag die letzte christliche Festung dem Ansturm der Sarazenen. Sultan Melek al-Aschraf führte 140.000 Mann Fußvolk und 60.000 Reiter in den Kampf. Die Stadt Akko wurde zerstört, was lebend angetroffen wurde, niedergemetzelt. Das Ende einer Epoche...

Und heute? Stehen wir in Palästina wieder vor einem Wendepunkt? Ich will einfach Tatsachen sprechen lassen: Von Jerusalem aus fuhr ich nach Ain Karim, d.i. St.Johann im Gebirge, dem Geburtsort Johannes des Täufers. Noch vor fünf Jahren eine ganz christliche Ortschaft mit zwei großen Kirchen und einer blühenden Schule! Heute sind die arabischen Christen alle vertrieben; in ihren Häusern haben sich polnische Juden angesiedelt. Die Kirchen sind gesperrt, weil kein Pilger mehr kommt. Die Schule erübrigt sich von selbst.

Ich stieg auf den Sion hinauf, der heute noch halb in der Niemandszone liegt. An den Stacheldrähten vorbei betrat ich die ehrwürdige Basilika des Heimanges Mariens; sie ist heute von den Benediktinern wieder bestens in Ordnung gebracht. Während der Kriegshandlungen gab es aber Ausschreitungen, die sich nicht rechtfertigen lassen: jüdische Soldaten rissen die Seitenaltäre heraus und verbrannten sie vor der Kirche; das große Mosaik in der Apsis zeigt etliche Einschüsse, es wurde als Zielscheibe genommen. – In Kapharnaum steht am See eine griechische Kirche. Als ich mich durch das Distelgestrüpp bis zu ihr durchgeschlagen hatte, blieb ich wie gebannt stehen! Ein entweihtes Heiligtum! Was beweglich war, wurde herausgerissen und verbrannt. Ein Greuel der Verwüstung! Tauben und Fledermäuse flogen erschreckt vor dem unerwarteten Besucher davon.

Ferner: Man versteht schwer, daß auch heute noch das große deutsche Hospiz in Tabgha am See Genesareth vom jüdischen Militär beschlagnahmt ist. Als ich durch die märchenhaft schöne Anlage ging, störte mich keine Seele; denn zur Stunde war es verlassen. Aber wie das wohlgepflegte Heim von einst aussah! – So wie ein Haus aussieht, in dem eine zuchtlose Soldateska gehaust hatte. Man wird mir vorwerfen, ich bringe Greuelnachrichten. Das tue ich wahrlich nicht. Ich berichte nur, was ich gesehen habe! Ich will auch das Positive nicht verschweigen, das mir wie ein Wunder vorkam, wie eine Verwirklichung der prophetischen Verheißung!

Ich saß auf dem Gipfel des Berges Tabor; unter mir dehnte sich die weite Ebene Esdrelon; heute ein Fruchtgarten Gottes; in arabischer Zeit vollkommen verlassen. Vor fünfzig Jahren gab es dort kaum eine Siedlung. Heute stehen dort Städte, und die Dörfer schießen nur so aus dem Boden. Wo vor drei Monaten noch Brachland war, sind heute neue jüdische Bauernhöfe entstanden. Der Boden ist gut gepflegt und bewässert, und die Erde gibt hundertfältige Frucht. Ich fuhr von Tel Aviv nach Jerusalem. Die Berge sind noch kahl, aber schon sprießen Millionen neugepflanzter Bäume auf diesen erbarmungswürdigen Hügeln. Wenn man in zehn Jahren nach Jerusalem hinauffährt, wird man durch einen Wald fahren. Die jüdischen Einwanderer aus allen Völkern der Erde entwickeln eine Energie, die nicht ihresgleichen auf der Welt hat.

Wo einst Öde und Wüste war, entstehen neue Städte. Beerscheba hatte vor der jüdischen Immigration eine arabische Bevölkerung von 8000 Menschen; heute aber steht dort eine Stadt von mehr als 30.000 Juden.

Ja, Palästina! – Ende einer Epoche! Etwas Neues ist über dieses Land gekommen. Wir hegen die Zuversicht, daß die Ausschreitungen bei der Landnahme Einzelfälle bleiben, die allerdings sehr zu bedauern sind. Das offizielle Israel steht ja den Pilgern des Heiligen Landes mit größter Offenheit gegenüber. Die Christenheit wird

aber mit der Tatsache rechnen müssen, daß die Pilgerfahrten nicht mehr in ein mohammedanisches, halb christliches Land führen, sondern eben in ein wieder jüdisch gewordenes!

Heute ist alles noch im Werden, in einem Gärungsprozeß. Aber in diesem Gärungsprozeß muß als gestaltendes Ferment der christliche Anspruch hineinwirken; denn, ob Palästina nun mohammedanisch oder jüdisch ist, es ist und bleibt auch das Heilige Land der Christenheit!

II. Vorstoß nach Babylon: Exkursionen 10.X.1958 – 22.IV.1959

1) Aus der Heimat des heiligen Paulus – Tarsus, 22.XI.1958

Von Adana führt seit kurzem eine neue, schnurgerade Straße über Tarsus zum Hafen Mersin. Die Entfernung beträgt 42 km. Zu allen vollen Stunden fährt ein Autobus; dazu gibt es auch die Möglichkeit, mit der Bahn zu fahren. Dies alles weist darauf hin, daß Tarsus mit seinen fast 40.000 Einwohnern heute keine tote Stadt ist. Ich nahm also in Adana den Autobus, der vollgestopft und schwer beladen war. Wo der Autobus die Umfahungsstraße verläßt und nach Tarsus einbiegt, wird die Straße gleich schlechter. Vor uns ein großer Lastwagen. Unser Fahrer tutet in langen Symphonien. Der Lastwagenfahrer scheint taub zu sein; der Wagen poltert vor uns her. Bei einer günstigen Gelegenheit biegt unser Autobus von der Straße ab, und querfeldein rumpelnd überholen wir den Lastwagen.

Ein großes Fabriksgebäude ist der erste Gruß von Tarsus. Ich kann nicht sagen, ob hier Zucker oder Baumwolle verarbeitet wird. Das Gebäude könnte in jeder anderen Stadt der Kulturwelt stehen. Doch sobald man im Stadtzentrum aussteigt, umwogt einen orientalisches Leben. Ich dachte, ein Bummel durch die Stadt könnte einem Bibliker nicht schaden. Mit den römischen Ruinen ist man ja bald fertig. Als Mahnmal vergangener Zeiten ragt noch heute bei der Westeinfahrt das sogenannte Paulustor mit seinen drei Bögen auf. Der Autoverkehr führt daneben vorbei. Nur die einheimischen Fahrzeuge mit Esel, Ochs oder Pferd benützen noch das alte Tor. Es wurde in der Kaiserzeit öfters umgebaut, dürfte aber an der gleichen Stelle geblieben sein, sodaß der phantasiebegabte Pilger hier Gelegenheit hat, sich vorzustellen, wie der junge Saulus durch dieses Tor geschritten oder geritten kam. Heute ist das Tor mit Gras überwachsen, brüchig und auffällig.

Von der antiken Stadt ist nichts mehr vorhanden; genau so steht es auch um das Christentum. Es gehört zur Tragik der Geschichte, daß in der Geburtsstadt des Völkerapostels das Christentum vollständig erstorben ist. An seiner Stelle ragen Minaretts wie Zeigefinger zum Himmel. Zu den fünf Gebetsstunden sieht man an Brunnen vor den Moscheen Männer ihre Hände, Füße und ihr Gesicht waschen, um dann barfuß in die Moschee zum Gebet zu gehen. Ich muß gestehen, daß mich der Anblick von 50 bis 70 Männern, die still die Hände hoben, sich verneigten, auf die Knie sanken und mit der Stirn den Boden berührten, tief beeindruckte. Auf alle Fälle macht der Islam den Eindruck einer Männerreligion. Wenn auch der Ruf des Muezzins im Tumult der Straßen untergeht und ein Großteil der Passanten sich überhaupt nicht um ihn kümmert, so stellt das kleine Häuflein betender Männer doch eine Kraft dar, die nicht übersehen werden darf.

Um einen Eindruck von der Stadt zu bekommen, schlenderte ich durch schmale Gäßchen der höchsten Erhebung zu. Es gab natürlich gleich einen Auflauf, als ich – Fremdling – daherkam. Bald war ich von mehr als 30 Kindern umringt. Natürlich wollten sie wissen, woher ich komme. „Aus Avusturya“! „Das ist eine große Insel!“ Die Verwechslung von Austria mit Australien kann man auf einer Orientreise jeden Tag erleben. – Der Stadthügel, heute mit Pinien bepflanzt, ist insofern interessant, als man von dort aus sehen kann, wo einst ein Meeresarm bis zum heutigen Stadtgebiet heranreichte. Wieder kann sich der phantasiebegabte Historiker das prachtvolle Geschwader vorstellen, mit dem Kleopatra hier einfuhr, um Mark Anton zu verführen. – Der Meeresarm ist heute versandet; Tarsus ist vom Meer vollständig abgeschnitten.



[Abb. 32: Tarsus, Pauluskirche, 27/07.](#)

Vom Hügel herabkommend stöberte ich noch in der Handwerkerstraße herum. Zeltmacher habe ich keinen gefunden, wohl aber einen Sattler, dem ich lange zuschaute. So ähnlich könnte Paulus gearbeitet haben. Die Hälfte der Werkstätte befindet sich auf der Straße; da hockt ein Mann und stopft Stroh in einen Beutel, um den Sattel weich und elastisch zu machen. Ein anderer bearbeitet die Lederteile; interessiert oder apathisch schauen einige den beiden Fleißigen zu. Paulus hat sicher auch unter diesen einfachen und vielfach primitiv anmutenden, Verhältnissen gearbeitet. Man sagt zwar, daß die Zivilisation des Imperium Romanum höher war



[Abb. 33: Tarsus, Kleopatrator, 27/09.](#)

als die des heutigen Orients; trotzdem glaube ich, daß man sich Paulus, den Theologen der hohen Mysterien, nicht orientalisch genug vorstellen kann. Das große Scandalum für den „Kulturmenschen“ ist und bleibt auch heute, daß das Wort im Orient Fleisch wurde.

In den Paulusbiographien ist mit viel Romantik der Vorstoß des Völkerapostels durch die Kilikische Pforte nach Innerkleinasien beschrieben, so daß man den Eindruck gewinnt, Tarsus liege direkt am Taurusgebirge. Das stimmt nicht. Tarsus liegt ganz und gar in der Ebene. Als eine ferne, nicht allzu hoch wirkende Gebirgskette schließt der Taurus gegen Norden die große Ebene ab. Von Tarsus bis zum Kilikischen Tor sind es genau 55 km. Heute kann der Taurus auf einer ausgezeichneten Asphaltstraße ohne Schwierigkeit überquert werden. In alter Zeit mag dies um vieles mühsamer gewesen sein. An der Engstelle ist tatsächlich nur für die Straße und [einen] Wildbach Platz, dessen Bett aber jetzt vollständig ausgetrocknet war. Nach der Engstelle weitet sich das Tal; es wachsen noch Pinien. Bei etwa 1200 m ist die Paßhöhe überschritten. Für einen Menschen, der aus den Alpen kommt, wirkt der Besuch der Paßhöhe etwas enttäuschend. – Auch heute ziehen noch Esel- und Kamelkaravanen auf Saumpfaden über Tarsus. Und auch Paulus wird sich auf seinen Reisen durch die „Türkei“ der üblichen Verkehrsmittel bedient haben.

2) Unheimliche Fahrt nach Palmyra – 3.XII.1958

Palmyra ist eine Oase mitten in der Syrischen Wüste und hat im Laufe der Geschichte eine entscheidende Rolle in der großen und kleinen Politik des Orients gespielt. Hier rasteten die Kamelkarawanen, die wertvolles Handelsgut von Ägypten und Syrien ins Zwischenstromland und umgekehrt brachten. Als Handels-Umschlagplatz blühte die einfache Siedlung an der Quelle inmitten der Wüste immer mehr auf und wurde in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu einer großen, dem damaligen Geschmack entsprechenden, modernsten Stadt des Orients ausgebaut.

Riesige Tempelanlagen, Geschäftsstraßen und Theater beweisen, daß dort einmal das Herz des Morgenlandes pochte. Hier herrschte die sagenumwobene Königin Zenobia, die es gewagt hatte, dem Ansturm der römischen Legionen zu trotzen; aber schließlich zwangen die römischen Soldatenkaiser auch diese stolze Herrscherin der Wüste in die Knie. Palmyra wurde erobert, die Stadtmauern zerstört, die Bevölkerung flüchtete, der Handel ging andere Wege. Um die Palmenstadt wurde es immer einsamer, bis die Wüste barmherzig über große Teile der Stadt das Leichentuch Sand ausbreitete. Nur einige Beduinen hausen noch im Herzen der Wüste.



[Abb. 34: Palmyra, Tempel des Baal, 25/29.](#)

In der Neuzeit wurde es hier aber wieder lebendig. Man erkannte die militärische Bedeutung dieses Stützpunktes mitten in der syrischen Wüste. Aber noch mehr interessierten sich die Wissenschaftler für diesen Ort. Die Stadt Palmyra hatte ihre

Blüte ungefähr zur gleichen Zeit erreicht wie Carnuntum bei Wien. Was ist aber vom römischen Carnuntum noch erhalten? Ein großes Feld mit einigen ausgegrabenen Fundamenten. In Palmyra dagegen stehen Tempel und Theater fast noch in ihrer ursprünglichen Form und Größe. Es ist nur, als ob die Menschen vor einiger Zeit weggezogen wären und ihre Behausungen der Wüste preisgegeben hätten. Will man also die entschwundenen Zeiten kennenlernen, so ist gerade die Palmenstadt inmitten der Wüste der geeignetste Ort hierfür. Dies ist der Grund, warum ich mich am 3. Dezember 1958 entschloß, eine Exkursion nach Palmyra zu wagen.

In früheren Zeiten konnte man den ungefähr 150 km langen Weg durch die Wüste nur auf Kamelrücken zurücklegen und brauchte einige Tage; heute dagegen ist auch Palmyra verkehrstechnisch gut erschlossen. Mein Stadtquartier hatte ich in der syrischen Stadt Chöms bezogen, nördlich von Damaskus am Rande der Wüste. Wer die Bibel etwas kennt, weiß vielleicht, daß bereits König David auf seinen Kriegszügen gegen die Aramäer bis in diese Gegend vorgedrungen ist. Manche meinen, er habe sogar die Oase Palmyra besetzt, was auch nicht ganz ausgeschlossen ist. Für ihn war es noch ein kühnes Wagnis, ins Herz der Wüste vorzudringen; heute fahren regelmäßig täglich Autobusse dahin. Daher in friedlichen Zeiten keine große Sache mehr!

Bekanntlich sind aber heute die arabischen Länder in Unruhe geraten; dies wirkt sich lähmend auf den Fremdenverkehr aus. Man trifft kaum andere Reisende und ist allein inmitten der arabischen Welt. Bei der Autobushaltestelle in Chöms fing es gleich gut an. Ich bekam zwar eine Fahrkarte, aber der Wagen war schon seit etlichen Stunden voll besetzt. Macht aber nichts; es kann höchstens nur noch voller werden. Ein Beduine findet noch Platz, wo sonst niemand mehr einen findet. Während in den Städten die lange arabische Kleidung fast zur Gänze verschwunden ist, halten die Beduinen beharrlich daran fest, denn für die Wüste ist und bleibt dies die beste Kleidung. Den Großteil der Fahrgäste stellten also Beduinen, die zu ihren Zelten zurückfuhren, den Rest aber Soldaten, die ihr Quartier in Palmyra erreichen wollten. Als dann vorne und hinten im Wagen je ein Soldat mit Maschinengewehr Posten bezog, wurde mit klar, daß diese Fahrt vielleicht doch nicht ganz geheuer war. Den Mittelgang füllten ebenfalls Soldaten. Zwei von ihnen hatten einen Missetäter zu transportieren. Was der Arme verbochen hatte, konnte ich nicht herausbringen. Sie stießen ihn jedenfalls in den Wagen. Beide Hände waren mit einer Eisenklammer zusammengeschlossen und die beiden Daumen noch eigens in eine Eisenschraube gelegt. Es dürfte sich um einen Deserteur gehandelt haben. Trotz des grausamen Anscheins wurde der Verbrecher human behandelt. Als einige Beduinen ausgestiegen waren, bekam auch er ein Stockerl zum Sitzen und die Kameraden boten ihm, wie auch den anderen, ihre selbstgedrehten Zigaretten an.

Ich war gespannt, die Wüste kennen zu lernen. Man hat doch so eine bestimmte Vorstellung von der Wüste; man denkt, da gibt es nur Sand und Sand und wieder Sand. Doch das ist falsch! Wir fuhren schon einige Stunden durch eigentliches Wüstengebiet, und ich meinte noch immer, rechts und links lägen brachliegende Äcker, die nur auf Regen und Anbau warteten. Aber das Traurige besteht darin, daß der Regen nie kommt und endlos weite Gebiete öd und ohne Grün bleiben. Die ersten Kilometer der Straße waren noch halbwegs ausgebaut wie bei uns eine sehr schlechte Landstraße. Später hört die Straße überhaupt auf, und jeder Fahrer folgt entweder der Spur seines Vorgängers, oder macht sich eine neue. Der Boden ist steinig und hart; ein Versinken im Sand gibt es einstweilen noch nicht. Kurz vor Palmyra erst stießen wir auf eine Sandregion, und die Räder wühlten sich ein. Das Gelände stieg, wir näherten uns einem Gebirgszug.

Doch von diesem sah ich nichts mehr; denn inzwischen war es stockfinstere Nacht geworden. Ich konnte nur bemerken, wie im Scheinwerferlicht einige Kamele flüchteten. Die Fahrt war teilweise furchtbar. Wenn der Wagen – und der Fahrer hielt trotz der straßenlosen Straße ein ordentliches Tempo – in ein Loch fuhr und uns durcheinanderbeutelte, daß man manchmal fast an die niedrige Decke schlug, schrien die zwei Frauen, die mitfuhren, laut auf. Die letzten Stunden vor dem Ziel war fast nur ein einziges Schreien und Wimmern der jüngeren Frau zu hören, worüber die Männer nur lachten.

Als die Lichter von Palmyra grüßten, atmeten wir erleichtert auf. Der Missetäter wurde wieder aus dem Wagen gestoßen; was weiter mit ihm geschah, weiß ich nicht. Ich stieg als letzter aus. Wohin nun? Mein Autobusnachbar hatte gemeint: „Du mußt als erstes auf die Polizei. Ohne polizeiliche Erlaubnis darf niemand nach Palmyra“. Woher sollte ich das wissen? Eine solche Erlaubnis hatte ich leider nicht. Doch ich war entschlossen, die Polizei in so später Abendstunde nicht mehr zu stören. Man muß ja auch etwas auf Höflichkeit geben. Ich wollte zum Hotel Zenobia. Aber wie das finden? Ich fragte einen Burschen. Dieser ging mit mir bis zum Rand des neuentstandenen Wüstendorfes und wies mir dann mit der Hand die Richtung: „Dort, wo sie die Lampen sehen, ist das Hotel!“ und verschwunden war er.

So tappte ich denn weiter. Es war eine mondlose Nacht, dafür strahlten die Sterne in unerhörter Pracht. Ich suchte die bekannten Sternbilder ab. Der große Wagen stand mit der Deichsel nach unten, als ob er zur Erde herunterfahren wollte. Inzwischen hatte ich vergessen, auf die Lampe zu achten; das Licht war plötzlich weg! Es wurde mir unheimlich. Ich hatte nur einen leichten Seesack mit, den ich nun fester schulterte, um die Hände freizuhalten. Ich bückte mich und nahm in beide Hände je einen ordentlichen Stein, um gegen Überfälle gewappnet zu sein, und tappte wieder weiter. Zurückgehen hatte ja keinen Sinn. Vielleicht war das Licht nur ausgedreht

worden? Die Füße sagten mir, daß ich mich noch in der Spur unseres Autobusses bewege, und vom Autobus aus hatte ich doch beim Einfahren die Aufschrift „Hotel Zenobia“ gesehen. Sie können mir glauben, daß ich erleichtert aufatmete, als bei einer Biegung plötzlich Licht und Hotel wieder auftauchten. Gewaltige Ruinenmauern hatten mir die Sicht „verstellt“.

In der großen Vorhalle, die auch als Festsaal verwendet wurde, brannte nur eine Öllampe. Ein Diener mit vollständig ver mum mtem Gesicht schlurfte heran; er hatte Zahn- oder Ohrenweh. Der Hausherr war nicht daheim. Ob ich ein Zimmer haben könnte, ob überhaupt eines frei wäre?? Und ob! Alle waren frei, eine ganze Flucht von Zimmern in diesem größten Hotel inmitten der Wüste. Seit Monaten kamen keine Gäste mehr; nur einige Russen hätten sich gezeigt. Er wies mir ein sauberes Zimmer an, mit Bett und vier Wänden, Tisch und Sessel brauchte man anscheinend nicht. Das Fenster war Gott sei Dank schwer vergittert und mit Läden verschlossen. Der Vermummte – eine harmlose, gute Seele – machte mir zwei weiche Eier und einen Tee. Zwischenhinein stöhnte er ob seiner Schmerzen und klagte über die furchtbare Kälte. Dann trat ich nochmal ins Freie. Unbeschreibliches Gefühl! Die Sternennacht über mir, Ruinen von Jahrtausenden um mich, ich selber geborgen oder verloren im Herzen der Wüste.

Die Nacht war tatsächlich bitterkalt. Die dünne Decke reichte nicht, ich schlief schlecht. Schließlich legte ich noch den alten Teppich vom Boden über das Bett und träumte dann von einem Löwenüberfall, aus dem ich erschreckt aufwachte. Draußen auf dem Gang harte Soldatenschritte! Werden sie mich holen, den Spion in der Nacht? Doch die Schritte verhallten in der Ferne, es wurde wieder ruhig. Ich sehnte den Morgen herbei, – zählte die Stunden. Erst um sieben Uhr begann es zu dämmern. Mit einer Handvoll Wasser – Wasser ist dort kostbarer als in manchen Gegenden der Wein – war die große Morgenreinigung vollzogen, und schon war ich bereit loszuziehen, um die verschollene Stadt zu entdecken.

Doch welche Überraschung! Als ich ins Freie trat, hoffte ich endlich die Ruinenfelder überblicken zu können. Doch ich sah nichts, buchstäblich nichts! Vom Hochgebirge her ist mir Nebel bekannt; doch der Nebel von Palmyra war eben ein orientalischer Nebel, so dicht, daß man nicht zwei Meter sehen konnte. Also abwarten! Ich zog mich in meine Behausung zurück; der Vermummte war auch schon hervorgekrochen und machte mir wieder Tee. Ich studierte nochmals die Pläne. Um acht Uhr hielt ich es nicht mehr aus. Geht's, wie es eben geht! Jetzt probiere ich einen Rundgang! Der Nebel hatte sich etwas gelichtet, aber über zehn Meter konnte man noch nichts unterscheiden. So schritt ich denn von Überraschung zu Überraschung. Plötzlich tauchte eine Säule aus dem Nebel auf; laut Plan mußte sie zum Tempel des Himmelsgottes gehören; ich stand also auf heiligem, heidnischem Boden. Ich

tastete die Umgebung ab und [ging] dann weiter in Richtung zur Hauptstraße. Das muß in der Glanzzeit einmal eine Prunkstraße gewesen sein, quer durch die ganze Stadt, rechts und links von Säulenhallen flankiert. Schon tauchten die ersten Säulen aus dem Nebel, aber zugleich auch Gestalten, die ich als Soldaten identifizierte. Vor denen muß man Respekt haben; also änderte ich die Richtung und ging anhand des Stadtplanes auf die zweite große Tempelanlage zu. Das Tor war leider noch gesperrt. Erst um zehn Uhr würde der Ruinenwächter kommen. Was machen?

Ich vermutete, daß der Nebel nur über der Niederung lag; denn Palmyra liegt ja gleichsam auf dem Grund einer Pfanne, auf deren einer Seite ansehnliche Berge aufragen. Also hinauf über den Nebel! Dies ging aber nicht, ohne die Hauptstraße zu überqueren, wo sich Soldaten herumtrieben. Aber warum soll man eigentlich ausweichen, es können ja auch nur Menschen sein! Ich machte sogar Bekanntschaft mit einem Major, der gut französisch sprach. Er berichtete mir: Palmyra ist seit der Revolution Garnisonsstadt. Um die Soldaten vernünftig zu beschäftigen, hat man sie einfach für die Ausgrabungen eingesetzt. So räumen sie jetzt die Säulenstraße vom Wüstensand und machen jeden Tag neue Funde. Leider läßt der wissenschaftliche Mitarbeiterstab viel zu wünschen übrig. – Mit dieser Bekanntschaft war nun viel gewonnen. Das Hauptquartier kannte nun meine „verdächtige“ Person, und so konnte ich durch den Nebel zum Berg aufsteigen. Ich hatte eine herrliche Rund-sicht über eine Nebellandschaft, aus der gespenstische Ruinen aufragten.

Doch nicht bloß die Lust zum Bergsteigen trieb mich in die Höhe; hier oben befanden sich die Friedhöfe. Aber was für Friedhöfe! Solche gibt es meines Wissens nur hier. Die Toten wurden nicht in der Erde bestattet, sondern in hohen Türmen, manche gegen 40 Meter hoch und noch darüber. Da ruhen sie heute noch, in Etagen übereinander gebettet, wenn nicht Grabräuber auf Schatzsuche die Gräber aufgebrochen und geplündert haben. Ich setzte mich und sann nach über den sonderbaren Verlauf der Menschenwege. Die Sonne tat wohl. Die einfache Windbluse genügte jetzt als Kleidung. Ich zog die Kapuze gegen den Wind über den Kopf, zündete einen Tschibuk an; doch es wurde mir deshalb nicht weniger unheimlich. Etwas mußte nicht in Ordnung sein. Ich stieg daher wieder in die Ruinenstadt hinab und besuchte den großen Tempel. Welche Pracht muß das einmal gewesen sein. – Am Amphitheater vorbei erreichte ich dann um die Mittagszeit wieder das Hotel. – Die Polizei hatte sich bereits für mich interessiert. Der sonderbare Fremde war aufgefallen, ich müsse mich sofort stellen. Inzwischen war der Hausherr heimgekommen, ein syrischer Christ. Ich gewann bald seine Sympathie; denn wie ein Spion sah ich ja doch nicht aus. Er ging selber mit meinen Papieren zur Polizei und brachte die Sache in Ordnung. Das nennt sich wahrlich orientalische Gastfreundschaft!



[Abb. 35: Palmyra, Relief, 25/29.](#)

In dieser Wüstenstadt könnte man Tage und Wochen bleiben und studieren. Unter den jetzigen Verhältnissen scheint es aber besser zu sein, sich mit einem Blitzbesuch zu begnügen, sofern es einem überhaupt gelingt, in das Reich der Königin Zenobia vorzudringen. Ich mußte mich wohl oder übel noch am selben Tag entschließen, ins Kulturland zurückzukehren. Diesmal nahm mich ein Militär-PKW mit. Obwohl schon drei Offiziere hinten saßen und vorn der Fahrer mit einem anderen, höher Chargierten, wurde ich zwischen diesen und den Fahrer hineingezwängt, was bei meiner „Körperfülle“ leicht zu machen war. Und so ging es dann in schnittigem Tempo fort aus der Märchenstadt. Als ich zurückblickte, sah ich nur eine große Staubwolke über der Wüste hängen.

3) In die Falle gegangen? – Irak, 8 .XII.1958 – 6.I.1959

Weder in Wien noch in Stambul noch in Ankara konnte ich das erwünschte Einreisevisum in den Irak erhalten. Daher hatte ich schon längst die Hoffnung aufgegeben, das Ziel meiner Studienfahrt, das alte Babylonien und Assyrien, je zu erreichen. Doch in Damaskus ging der Kanzleidirektor des österreichischen Konsulates mit mir auf das irakische Konsulat. Allerdings nicht, weil er glaubte, daß hier das Visum zu bekommen wäre, sondern nur um zu sehen, wie das neue republikanische

Irak auf ein Einreisegesuch reagieren würde. Und siehe da, binnen zehn Minuten stand das irakische Visum in meinem Reisepaß, mit der handgeschriebenen Bemerkung „Persönlich durch den österreichischen Konsul vorgestellt; ausnahmsweise gestattet“. Unter diesem günstigen Vorzeichen, daß der Name Österreich einen guten Klang auch in der neuen arabischen Welt hat, flog ich am 8.Xii.1958 guten Mutes mit dem nächsten Flugzeug von Damaskus über die syrische Wüste – ein unvergeßlicher Eindruck – gegen Bagdad, die Märchenstadt aus Tausend und einer Nacht. Doch der Sturz aus dem Märchentraum in die raue Wirklichkeit sollte nur allzu schnell erfolgen.

Pflichtgemäß stellte ich mich der österreichischen Vertretung in Bagdad. Der freundliche Herr schlug die Hände zusammen: „Wie können Sie es wagen, jetzt nach Irak zu kommen?! Ich kann für Sie keine Garantie übernehmen. Sie kommen mit europäischen Vorstellungen. Hier aber ist der unberechenbare Orient!“ Gedämpft, mit dem Bewußtsein, in eine Falle geraten zu sein, verließ ich das hohe Haus. Ein irakischer Soldat stand mit aufgeflepptem Bajonett am Toreingang. Er begrüßte verwundert.

Also auf eigene Gefahr im irakischen Hexenkessel! Mein Quartier lag am Nordrand der Stadt. Um dieses wieder zu erreichen, war die ganze Altstadt zu durchqueren. Beim Umsteigen musste ich auf dem Platz Bab el-Muadham etliche Minuten warten. Ich merkte gleich, daß etwas nicht in Ordnung sein mußte. Die Autobusse stau-



Abb. 36: Bagdad, al-Kazimiyya-Moschee, 16/43.

ten sich, der Verkehr stockte. In wenigen Augenblicken war der große Platz menschenleer. Wie auf ein Kommando liefen alle in eine Richtung. Der Schuster im Basar warf seinen Hammer hin und lief ebenfalls. Der Lebensmittelverkäufer ließ seinen Stand allein und unbewacht zurück.

An der Haltestelle blieben nur drei Europäer zurück, die die Lawine nicht mit sich fortgerissen hatte. Wir sahen einander schweigend an. Was nun? Wenn es ernst werden sollte, dann auf alle Fälle sich in [die] Gegenrichtung bewegen, um nicht Opfer der Volkswut zu werden. Aber einstweilen galt es abzuwarten, um zu sehen, was überhaupt los sei. Von ferne hörte man auftosesendes Geschrei. Schon dachten wir daran, in unseren Botschaften Sicherheit zu suchen; da flutete die Menschenmenge wieder zurück. Es war nur der „einzig geliebte Führer“ (az-Zaim al-auchad) ausgefahren und hatte sich dem Volke gezeigt. Nach geraumer Zeit – Zeit spielt hier keinerlei Rolle – kam der Verkehr wieder in Fluß. Am Staatsgefängnis vorbei, vor dem schwere Panzer aufgefahren waren, fuhr ich in mein Quartier. Bagdad glich einem Heerlager und erinnerte mich an die Russenzeit in Wien.

Der nächste offizielle Gang führte mich zur Sicherheitspolizei. Nicht bloß, um mich als Fremder anzumelden, es ging um mehr. Seit der Revolution waren alle Ausländer auf die Stadt Bagdad konfiniert. Wollte einer das Stadtgebiet verlassen, benötigte er eine Sondererlaubnis der Sicherheitspolizei, die meist nicht gegeben wurde. Mit gemischten Gefühlen ging ich durch die alten Basare hinab zum Tigrisufer ins Hauptquartier. Durch wie viele Sperren ich mußte, weiß ich nicht mehr; jedenfalls landete ich in einem kleinen Zimmer im ersten Stock bei einem sehr freundlichen Beamten. Nun denke man ja nicht, daß der Fall gleich kurz und knapp erledigt wurde. Das wäre europäische Hast. Das Köstliche im Orient besteht darin, daß alles, auch unpersönliche Akten, eine persönliche Note bekommt.

Wie begrüßten daher einander mit „ahlan wesahlan!“, wünschten einander gute Gesundheit und redeten arabisch und englisch über dieses und jenes, so gut es ging. Schließlich läutete er mit einer Handglocke, die auf dem Tische stand, energisch. Ein Diener trat ein. „Zwei Tee!“ Der heiße Tee tat wohl, obwohl ich im Stillen schon die Minuten zählte, wann er wohl auf das Thema zu sprechen käme. Schon begann die dritte Stunde meiner Sitzung. Nur so nebenbei fragte er: „Was denken Sie über die Engländer und Amerikaner? Wir hassen sie!“ Da hieß es klug sein! Ich meinte nur: „Österreich war auch von Fremden besetzt. Wir waren alle froh, als die Besatzungsmächte fort waren!“ Damit war er zufrieden. „Wohin wollen Sie fahren?“ – „Ich möchte die alten Ruinenstädte von Babylon, Uruk, Ninive usw. besuchen“. – Was kaum möglich schien, geschah. Beim Verlassen der Polizeidirektion hatte ich drei wertvolle Ausgehsscheine in der Hand, die es mir ermöglichten, das Gefängnis Bagdad zu verlassen und in die endlosen Weiten des alten Babylonien hinauszufohren.

Doch auch außerhalb der Hauptstadt spürte man sofort, daß das ganze Land in Gärung war. Nach Babylon fuhr ich am Freitag, dem mohammedanischen Feiertag [12.XII.1958]. Am Tag vorher hatte es geheißsen, ausländische Agenten hätten wieder einen Putsch auf die Regierung angezettelt und seien mit Autos geflüchtet. Die „vaterländische“ Jugend wurde aufgefordert, am kommenden Tag auf die angegebenen Autonummern zu achten. Bei jeder Brücke auf der etwa 100 km langen, neuen Straße Bagdad – Babylon lagerte ein Rudel – fast hätte ich gesagt, HJ-Buben – die sich nicht damit begnügten, die Wagennummern aufzuschreiben, sondern uns immer wieder wie eine Räuberhorde überfielen, und was nicht niet- und nagelfest war im Wagen aufrissen, um versteckte Waffen zu suchen. Eine sehr bittere archäologische Ausfahrt. Um gerecht zu sein, muß ich sagen, daß uns höhere Militärs, die an wichtigen Stellen den Verkehr überwachten, mit größter Höflichkeit behandelten.

Ist man dann mitten in einem alten Ruinenfeld, versinkt die feindselige Welt rundum, und die Geister der Vergangenheit werden wach. Als ich durch die Wüste dem Ruinenfeld der Stadt Warka, der Gründung[sort] des berühmten Helden Gilgamesch, zufuhr, erlebte ich das seltene Schauspiel einer Fata Morgana. Am Horizont war es, als ob zwei gewaltige Kegel auf der Spitze stünden. Beim Näherkommen stellten sie sich auf die Basis. Gigantische Bauwerke der Vorzeit, jene berühmten babylonischen Götter- und Stufentürme, die die Stürme der Zeit, der Geschichte und der Wüste nicht vollends zerstören konnten. Ohne nun auf alle meine gewagten



[Abb. 37: Uruk \(1958\), 14/50.](#)

Exkursionen näher eingehen zu wollen, sei kurz gesagt, daß man im Irak auf Reisen immer gut „behütet“ ist. Als ich von Mossul gegen Assur, der einstigen Hauptstadt des Assyrischen Reiches hinaus[fuhr] [17.XII.1958], telefonierte die Polizei von Mossul aus an die dem Ruinenfeld nächstgelegene Polizeistation und beorderte einen Mann auf die Straße, der von 9 Uhr Früh bis 4 Uhr Nachmittag auf mein Kommen wartete und mich Schritt für Schritt in den Ruinen begleitete. Wir teilten das Essen miteinander und wurden gute Freunde. Der Europäer empfindet so etwas als Belästigung und Bespitzelung, der Iraker aber als Höflichkeit.

Am Tag vor meiner Abfahrt [4.I.1959] wurde gerade der „Tag der Armee“ gefeiert. Die Straßen von Bagdad waren wie an einem Palmsonntag geschmückt. Rechts und links der Straßen hohe Palmwedel; über die Straßen gespannt Zehntausende von elektrischen Lampen, patriotische Aufschriften. Vor allem aber prangte überall das Bild des „einzig geliebten Führers“, wörtlich „der allereinzigste Führer“, – früher ein Gottestitel – mit welchen die Iraker jetzt ihren Staatschef auszeichnen. Ohne das Führerbild im Knopfloch konnte sich kaum jemand auf der Straße zeigen oder einen Einkauf wagen. Auch die Nichtüberzeugten fügten sich dem Druck der Lage.

Mein abschließender Eindruck nach einem siebenmonatigen Aufenthalt im Orient war, daß die Lage weiterhin unübersichtlich bleibt. Der Orientale ist impulsiver als der Europäer, daher kann es bald hier, bald dort zu unverhofften Ausbrüchen kommen. In der Zeit der Besetzung wirkten die ausländischen Mächte dämpfend und beruhigend ein. Nun aber ist der Araber frei geworden. Er schämt sich seiner Herkunft. So ist es streng verboten, Szenen aus dem einfachen Volksleben zu fotografieren. Eine Beduinenfrau morgens am Backofen, eine alte Hütte, gebaut wie vor 5000 Jahren – ungemein wertvoll für die Wissenschaft, aber das alles darf es nicht mehr geben. Der Araber will das Moderne des Westens nicht bloß nachahmen, sondern diesem vorauslaufen. Diese psychische Übersteigerung dürfte manches erklären. Europäer erhoffen sich sehr viel von der religiösen Kraft des Islam als Bollwerk gegen den Kommunismus. Diese Ansicht kann ich nicht teilen. Im Irak sind gerade die religiösen Zentren und Wallfahrtsorte wie etwa Kerbala und Kadhimein zugleich kommunistische Hochburgen.

Aber trotz aller Spannungen kann man sich unter den Arabern sehr wohl fühlen. Dort ist der Mensch dem Menschen noch viel näher als in unserer hohen Zivilisation. Die Banden der Freundschaft und Verwandtschaft sind fester verschlungen als in Europa. Wenn man aus den engen orientalischen Städten herauskommt und wieder europäischen Boden betritt, fühlt man sich einsam und verlassen. Dort die engen, halbdunklen Basare, wo Schuster und Schneider, Tischler und Kaufmann auf offener Straße miteinander des Lebens Not und Freude teilen. Die ganze Straße gleicht einem einzigen Familienbetrieb, wo einer dem anderen hilft. [Dagegen] in

Europa die einsam stehenden Häuser, in denen sich der Einzelne verschanzt und den Zugang zum Nächsten verloren hat. Trotz einiger Vertrautheit mit orientalischen Verhältnissen wage ich es nicht, eine andere Prognose für die Zukunft zu stellen als diese: Der Orient bleibt weiterhin unberechenbar und kann jeden Tag mit neuen Überraschungen aufwarten. Die Lawine rollt...

4) Der neue chaldäische Patriarch – Mossul, 16.XII.1959

Im Folgenden seien einige Eindrücke von der Inthronisation des neuen chaldäischen Patriarchen Paulus II. Scheikho, die am 16. Dezember 1958 in Mossul stattfand, festgehalten. In Begleitung eines jungen Dominikanerpaters, der den chaldäischen Ritus anzunehmen gedachte, trat ich aus dem altherwürdigen Kloster in die enge Gasse, die nicht breiter ist, als die ausgespannten Arme erreichen können. Eine Frau ging vorbei, eine Christin; sie küßte die Mauer der Kirche und legte ehrfurchtsvoll die Hand darauf. Dann liefen zwei kleine, etwa zehnjährige Mädchen an uns vorbei. Beide kratzten sich die Haare und schnitten Gesichter. Ich dachte bei mir: Solche Bengel! Der Pater aber erklärte: „Das machen die mohammedanischen Kinder immer, wenn sie an einem Geistlichen vorbeikommen, weil sie glauben, daß die Flöhe auf sie überspringen“. Also zwei Welten nebeneinander, die nicht zu einander finden. Das Christenviertel ist vom mohammedanischen Teil der Stadt als geschlossenes Siedlungsgebiet scharf abgetrennt und bildete früher auch eine wirtschaftliche Einheit. Der Patriarch ist nicht nur religiöses Oberhaupt, sondern der nationale, wirtschaftliche und politische Vertreter seiner Gruppe der islamischen Staatsgewalt gegenüber; einfach der Vater seines Volkes.

Ich befragte unseren Hausdiener, was er sei? „Ein Chaldäer“, antwortete er stolz. Was soll das? Wer kennt sich schon in diesem Mosaik von verschiedenen christlichen Richtungen aus! Was seine Muttersprache sei? „Sureth“ – also ein neusyrischer Dialekt und nicht Arabisch. Nach langjähriger Beschäftigung mit dem Syrischen war es für mich eine besondere Freude, jemanden mit syrischer Muttersprache zu finden. Doch mit dem klassischen Syrisch konnten wir uns nicht verständigen. Das Neusyrische (=Sureth) hat sich aus dem Altsyrischen ähnlich weiterentwickelt, wie etwa das Italienische aus dem Lateinischen. Es gibt also heute noch eine nicht zu übersehende Minderheit in der Gegend von Mossul, die syrisch oder Assyrisch als Muttersprache bewahrt hat. Die Sprache bildet nun sicher die wichtigste Voraussetzung für ein nationales Bewußtsein; in diesem Falle ist aber Sprache unlöslich mit Religion verknüpft. Die religiöse Gemeinschaft ist zugleich auch die nationale Gemeinschaft, und umgekehrt. Syrisch sprechen nur die Christen. Die christologischen Kämpfe hatten in der alten Kirche den orientalischen „Protestantismus“ zur Folge. Die ostaramäische Christenheit verfiel dem Nestorianismus. Erst im Zeitalter

der abendländischen Kirchenspaltung fand ein Teil der Nestorianer zur Union mit Rom zurück. Und diese mit Rom unierten „Nestorianer“ nennen sich einfachhin Chaldäer, was gleichbedeutend ist mit katholisch, während sich die heutigen Nestorianer als Assyrer bezeichnen.

Mossul selbst hat eine starke Christengemeinde; das Hauptsiedlungsgebiet ist auch heute noch das Bergland, das die große Ebene um Mossul säumt. – „Heute werden Sie etwas erleben, wenn die alle von den Bergen herniedersteigen!“ – bereitete mich mein Begleiter vor. Wir überquerten die neue Straße, die grausam mitten durch das alte Viertel gezogen wurde. „Angeschnittene“ Häuser zeugen vom Fortschritt. Sie müssen dem Verkehr weichen. Ein Anblick wie nach einem Bombenangriff, wo Türen ins Leere führen. – Die chaldäische „Kathedrale“ liegt mitten im Gewirr des Christenviertels. Ohne Führer kann man sie kaum finden. Schon strömten von allen Seiten Menschen herbei. Kurdische Tracht herrschte vor; denn die Christen hatten sich im Laufe der Zeit im äußeren Brauchtum den Kurden angepaßt, so daß Christ und Kurde von vornherein nicht zu unterscheiden sind. Der geschlossene Hof vor der Kirche war bereits überfüllt. Wer den Orient nicht erlebt hat, kann sich den Lärm und das Geschrei nicht vorstellen. Der Weg zum Kirchenportal war selbst für uns ein buchstäblicher Kampf. Und erst im Kircheninneren! Schon Stunden vorher wurden alle Plätze besetzt. Aber welche Plätze? Selbst die oben neben den Heiligenstatuen und der Türsturz über dem Eingang! Es war tatsächlich nur eine einzige Masse, Leib an Leib gedrückt, aber auch Herz und Herz im gleichen Rhythmus der Freude pochend: „Wir haben einen neuen, großen Vater!“. Die uns so gewohnte Stille des Gotteshauses war ins Gegenteil verkehrt. Ein Rufen, Schreien, Jauchzen. Fast hatte man den Eindruck wie vor Beginn eines Volkstheaterstückes. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß das Presbyterium, wie es in chaldäischen Kirchen der Brauch ist, durch einen Vorhang verschlossen war. Vor dem Vorhang waren die reservierten Plätze, d.h. einige Sessel für die westlichen Gäste. Die einheimischen Priester und Theologen traten ein, machten eine Verneigung vor dem Vorhang und setzten sich im Türkensitz nebeneinander auf den Teppich.

Dem einziehenden Patriarchen erging es nicht besser als uns. Soldaten mußten ihm mit Brachialgewalt den Weg zum Heiligtum bahnen. Als er den Kirchenraum betrat, brandete ein unbeschreiblicher Jubel auf, dessen Ausdrucksweise ein westlicher Mensch nur schwer versteht. Die Zunächststehenden suchten irgendetwas – einen Zipfel seines Gewandes – zu erhaschen, um es zu küssen; die Fernstehenden kämpften sich vor, um das gleiche zu tun. Der Einzug glich einem Handgemenge, einem Kampf um den Patriarchen, den Vater des chaldäischen Volkes. – Erschöpft und die Ströme des Schweißes von seinem Gesicht wischend, kam der hohe Herr beim Presbyterium an. Der Vorhang wurde weggezogen und das heilige Theater

konnte beginnen. Rechts und links des Altares hatte die Theologenschola Stellung bezogen; an den beiden Wänden des sowieso schon kleinen, Altarraumes drückten sich vornehme Zuschauer; für die heilige Handlung blieb nur mehr der kleine, ausgesparte Raum in der Mitte übrig. Als Mitkonsekratoren waren zehn chaldäische Bischöfe erschienen, lauter ehrwürdige Gestalten mit weißem Bart und hoher weißer Mitra. Die Theologen sangen einen Introitus; doch der Lärm in der Kirche war so groß, daß ich – am Rande des Presbyteriums – den sicher nicht leisen Gesang aus fünfzig Theologenkehlen nicht hören konnte. Dann trat der Senior der Bischöfe vor das Mikrophon; doch dieses funktionierte nicht. Nach langen Versuchen, die keineswegs mit Ungeduld, sondern mit Interesse verfolgt wurden, mußte man die Hoffnung, es wieder in Stand zu setzen, aufgeben. Ohne Lautsprecher mußte die Weihe beginnen. So hörten wir zwar kein Wort von dem, was während der Weihe gesprochen wurde, konnten aber mit den Augen den wunderschönen Ritus verfolgen. Der Höhepunkt war die Handauflegung durch alle zehn Bischöfe zugleich! Das soll man in der streng hierarchischen lateinischen Liturgie versuchen! Aber die Szene war erschütternd: der neue Patriarch unter der Last der aufgelegten Hände, ein Symbol der Last des Volkes, die zu tragen er sich bereit erklärt hatte. Nach der Handauflegung nahm der Neugeweihte auf dem Throne Platz. Die Bischöfe traten der Reihe nach zur Huldigung heran; zur Huldigung des Volkes aber begab sich der Patriarch in den Hof hinaus. Auch dies glich eher einem Kampf als einer Huldigung; es war ein Andrang von allen Seiten zugleich. Schließlich wurde der Geweihte von fünf oder sechs Soldaten in irakischer Uniform geschützt; sie bildeten einen Ring um den Bedrängten. Gerne hätte auch ich dem chaldäischen Patriarchen meine Huldigung dargebracht; jedoch nach dem langen Zuschauen zog ich es vor, mich nach Hause durchzukämpfen, und das Leben des Oberhauptes der chaldäischen Christenheit nicht auch noch zu „bedrohen“. Paulus II Scheikho war bisher Bischof in Aleppo gewesen. Als Patriarch führt er den Titel „von Babylon“ mit der Residenz in Bagdad. Die Zahl der chaldäischen Christen ist schwer zu fassen. Mein Gewährsmann meinte, 100.000 im Irak allein. Die Zahl mag zu hoch gegriffen sein. Ein klareres Bild über die Ausbreitung der chaldäischen Christen bekommt man, wenn man die Bischofssitze aufzählt: Beirut, Aleppo, Mossul, Amidija, Zacho, Kirkuk, Bagdad, Teheran, Ahwaz und Basra. Die Chaldäer sind also über die Staatsgebiete von Libanon, Syrien, Irak und Iran verstreut; ein trauriger, dezimierter Rest der einst so blühenden ostaramäischen Christenheit. Im chaldäischen Priesterseminar in Mossul studieren unter Leitung der PP. Dominikaner etwa 70 Theologen, eine sehr erfreuliche Zahl, die aber den Bedarf in keiner Weise deckt. –

Heimgekommen war ich noch Zeuge einer traurigen Auseinandersetzung. Ein hochgewachsener, chaldäischer Bürgermeister aus den kurdischen Bergen wartete auf meinen Begleiter; eine imposante Gestalt in seiner kurdischen Tracht. Der Pfar-

rer war gestorben, eine Gemeinde ohne Priester. Der Bischof hatte keinen Ersatz. Daher kam der Bürgermeister zum Dominikanerkloster. Stundenlange Verhandlungen und Besprechungen waren bereits vorausgegangen. „Schick uns einen Priester, wenigstens für Weihnachten und Neujahr. Wir können doch das Neue Jahr nicht wie die Hunde anfangen, ohne Gottesdienst!“ Das waren die erschütternden Worte des Chaldäers. Die Antwort lautete: „Leider, uns sind die Hände gebunden. Seit der Revolution sind wir auf die Stadt konfiniert und dürfen das Gebiet von Mossul nicht ohne spezielle Genehmigung verlassen. Die Ansuchen wurden bisher immer negativ erledigt.“ – Kein Wunder, daß der Mann mit Verbitterung gegen den neuen politischen Kurs im Irak in seine Berge zurückkehrte.

Wir wünschen aber, daß die chaldäische Christenheit, die schon so viele Stürme – mit großen Verlusten zwar, aber doch siegreich – überstanden hat, unter der Führung des neuen Patriarchen einer glücklicheren Zukunft entgegengehen möge!

5) Sprich hebräisch! – Jerusalem, 22.I.1959

Schon oft wurde ich gefragt, welche Sprache die Juden in Israel sprechen? Ob wirklich Hebräisch oder Aramäisch oder eine der verschiedenen Sprachen der Einwanderervölker! Die Antwort ist sehr einfach. Als ich in Haifa in einer einfachen, kleinen Bude etwas kaufen wollte, sagte der Mann stolz: DABBER IVRIT (sprich hebräisch!). Damals wurde gerade der Wahlkampf ausgetragen. Lautsprecherwagen fuhren durch die Straßen und schrien ihre Parteiparolen auf Hebräisch in die Massen. – Aber nicht bloß die hohe Politik wird hebräisch ausgefochten; selbst die kleinen Kinder kann man auf der Straße Hebräisch sprechen und spielen hören. Es ist eine Tatsache, an der man nicht vorbeisehen kann, daß Hebräisch heute wieder eine gesprochene, lebendige Sprache ist. Das Zentralstatistikamt in Israel stellte fest, daß zur Zeit der Staatsgründung 75 Prozent der dortigen Juden Hebräisch sprachen. Durch die Einwanderungen wurde der Prozentsatz auf ca. 59,8% herabgedrückt. 1954 war er aber bereits wieder auf 61,6% angestiegen.

Den wenigsten dürfte bekannt sein, wie es zu diesem „Sprachwunder“ kam. Wie war es möglich, daß eine Sprache, die bald nach der Zerstörung von Jerusalem im Jahre 586 v. Chr. als Volkssprache untergegangen war, wieder zu neuem Leben erwachte? Zwar fristete das Hebräisch als Gelehrtensprache ein mageres Dasein, aber selbst in den Schulen wurde es durch Aramäisch verdrängt. Trotzdem bestand durch das Vorhandensein der hebräischen Bibel durch alle Jahrhunderte hindurch eine „hebräische Permanenz“, von der die Wiedergeburt ausgehen konnte. Eine genaue wissenschaftliche Analyse des modernen Hebräisch ergab, daß nicht sosehr das Mischna-Hebräisch der Rabbinen, als vielmehr das Bibel-Hebräisch bei der

Geburt der neuen Sprache Pate stand. Mehr als drei Viertel dieser neuen Sprache stammen aus der Substanz der Bibel.

An der Wiege des modernen Hebräisch stand der unbeugsame Wille eines Mannes, der sein kühnes Unternehmen mit Kerker und jüdischer Exkommunikation büßen mußte. Heute aber wird er stolz als Eliezer BEN JEHUDA gefeiert. Vorher hatte er den deutschen Namen Isaak PERLMANN geführt. 1858 in Litauen geboren, wurde er noch in der Strenge des Gesetzes erzogen. Da er sehr begabt war, wollte er aus dem engen Ghetto heraus an eine Hochschule. Dies sah man daheim mit scheelen Augen, weil das Hochschulstudium „den Väterglauben zerstöre“. Trotzdem inskribierte Perlmann für Medizin und kam unter den Einfluß sozialistisch-revolutionärer Ideen, die damals Rußland bewegten. Viele seiner jüdischen Kollegen erhofften sich mit dem Sieg der Revolution auch den Aufstieg Israels. Er teilte diese Hoffnung nicht. In einem späteren Brief schreibt er über eine Art prophetisches Erlebnis aus dieser Zeit: „Mir war, als ob sich der Himmel öffnete und ein großes Licht vor meinen Augen aufleuchtete. Und eine starke Stimme erscholl, eine Stimme in meinem Inneren: Das Heil kommt für Israel nur im Lande Israel!“

Mit 20 Jahren zog Perlmann nach Paris und belegte Medizin an der Sorbonne. Es folgten schwere Jahre. Die Mittel für das Studium mußte er sich nebenher erarbeiten. Kein Wunder, daß er nach kurzer Zeit schwer lungenleidend wurde. Da rieten ihm die Ärzte, er solle zur Ausheilung das trockene Klima Palästinas aufsuchen. Nun begann er intensiv hebräisch zu studieren, und schrieb seinen ersten hebräischen Artikel über das Land Israel. Hier erscholl zum ersten Mal der Ruf zur Heimkehr ins Land der Väter in hebräischer Sprache: „Wir sind ein Volk ohne Land, ein Volk ohne Sprache! Es gibt keine ‚Erlösung‘ für Israel als nur in der Rückkehr in sein Land und in der Wiederbelebung seiner Sprache.“ In Paris heiratete er Deborah, die seine erste und beste Schülerin wurde. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Algier, wo er keine vollständige Heilung fand, übersiedelte er endgültig nach Palästina. Das Jahr 1881 muß als das Geburtsjahr der neuen hebräischen Sprache bezeichnet werden. In diesem Jahr ließ sich Perlmann mit seiner Frau – von jetzt ab sich stolz BEN JEHUDA nennend – in Jerusalem nieder. Er begann mit seiner Frau nur mehr hebräisch zu reden. Dies war ein großes und schweres Unternehmen, fehlten doch die alltäglichsten Worte, wie „Zeitung, Bleistift, Uhr“ usw. Es mußten aus dem Geist der alten Sprache Neubildungen gewagt werden. Um hierbei nicht willkürlich ans Werk zu gehen, begann Ben Jehuda seine große lexikalische Arbeit, der seine ganze Lebenskraft gewidmet war. Er durchforschte die gesamte hebräische Literatur und schuf in zäher Arbeit das sechsbändige Standardwerk „Thesaurus Linguae Hebraicae“.

Als ihm in Jerusalem ein Sohn geboren wurde, sprachen die Eltern mit ihrem Kinde nur hebräisch. Dies war die erste, wieder hebräisch sprechende Familie in Palästina. Die anderen Juden schlugen die Hände zusammen. Er ist verrückt. Was soll aus dem Kinde werden? Es kann ja mit niemand reden. – Es kam noch ärger. Ben Jehuda gab die Zeitung Ha-Zvi („Die Gazelle“, später Ha-Or, „Das Licht“) heraus. Die Orthodoxen empfanden dies als Profanierung der heiligen Sprache. Sie sagten ihm den Boykott an und verklagten ihn vor der türkischen Regierung. Daraufhin wurde er als Revolutionär ins Gefängnis geworfen.

Als seine Frau starb, verweigerte man ihr den jüdischen Friedhof. Aber Schwierigkeiten konnten diesen Willen nicht brechen. Sein Werk setzte sich durch und fand zuerst unter der Jugend des Ostjudentums vielfältiges Echo. Man lernte wieder Hebräisch. Neue Einwanderer kamen ins Land und lernten die neue, alte Sprache wieder.

6) Die vier von der letzten Bank: Jerusalem, 15.März 1959

Ich gehe wieder in die Schule und sitze mit anderen in der letzten Bank. Nicht weil [sich] dort die besonders Gescheiten hingesetzt würden, sondern weil dort gerade noch eine Bankecke für mich frei war. Die „Schule“ war schon in vollem Betrieb, als ich heute vor 40 Tagen als Nachzügler dazukam. Man wird wieder jung und dumm, wenn man Tag für Tag sein Schulzeug unter den Arm nehmen und zur Schule wandern muß, nicht um dort gelehrte Vorlesungen zu halten, sondern um selber zu lernen.

Ich wohne hier in Jerusalem im Deutschen Hospiz. Etwas nach halb acht Uhr früh ziehe ich los, die Bethlehemstraße hinauf. Zur selben Zeit tummeln sich viele Kinder zur Schule. Sie raufen und schreien, wie das so üblich ist, alles selbstverständlich auf Hebräisch. Ich habe mich oft gewundert, daß hier bereits die Kinder diese schwere Sprache sprechen; unsereins muß sich auf seine alten Tage arg damit plagen.

Am Rande des modernen Jerusalem stand früher einsam und allein ein stilles Karmeliterkloster. Nach dem Jüdischen Krieg aber wurde hier ein Ulpan, ein Studio für hebräische Sprache, eingerichtet. Das ist die Schule, die ich besuche. Der Betrieb ist sehr straff. Es wird viel geboten, aber auch viel verlangt. Am Vormittag von 8 bis 13 Uhr sind fünf Stunden Vorlesungen und Übungen. Den ganzen Nachmittag, oft bis in die Nacht hinein, braucht man, um mit den Hausarbeiten nachzukommen. Der ganze Betrieb ist selbstverständlich nur hebräisch. Aber was tut man nicht alles, um die Sprache der Bibel besser kennenzulernen!

Das Studio ist in mehrere Klassen gegliedert. Ich gehöre zur Klasse „Zabar“, so nennt man hier den Kaktus. Das soll nicht heißen, daß in dieser Klasse alle Schwierigen

und „Stacheligen“ zusammengefaßt sind. Auch die Hiesigen, die bereits in Palästina geboren wurden und Hebräisch als Muttersprache sprechen, nennen sich stolz „Zabar“. In unserer Klasse sind aber nur zugereiste, neue Einwanderer in Israel. Wenn ich Ihnen nun die vier von der letzten Bank, die neben mir sitzen, vorstelle, erhalten sie einen Begriff von den Schwierigkeiten des neuen Staates Israel.

Links von mir sitzt Ehud, ein lieber Kerl, dem man das schwere Schicksal seiner Jugend nicht anmerkt. In der Hitlerzeit war er als Kind von Deutschland nach Frankreich geflüchtet und [wurde] dort versteckt. Kaum länger als zwei Monate blieb er bei derselben Familie, dann wurde er wieder weitergeschickt. Er wurde als Christenkind erzogen, lernte den Katechismus, trug sogar bei Prozessionen das Kreuz. Getauft wurde er aber nicht. Nach dem Krieg kam er in die Schweiz, wo er das Gastgewerbe erlernte. Nun ist er nach Israel eingewandert, um hier eine neue Heimat zu finden. Als Erstes und Notwendigstes studiert er die Sprache des Landes. – Rechts von mir sitzt Alfred, schon gut in den Vierzigern, ein erfahrener Geschäftsmann aus Rumänien, wo er eine größere Firma geleitet hatte. Im Zuge der jüdischen Ausiedlung mußte er alles verlassen. Er ist guten Mutes, und will sich hier eine neue Existenz aufbauen, wozu er wieder die Sprache braucht. – Der Dritte auf der letzten Bank kommt aus meiner engeren Heimat. Es ist der Abraham aus Güns, an der ungarischen Grenze. Er war bereits Oberstleutnant im ungarischen Heer, zog aber die Freiheit Israels dem ungarischen Terror vor. – Als Vierter wäre noch Abraham II. zu nennen, seines Zeichens Mathematikprofessor aus Rumänien. Die übrigen zehn Kursteilnehmer sind Damen aus verschiedenen Berufen: Mittelschullehrerinnen aus Rumänien, [eine] Radiosprecherin aus Persien, Studentinnen usw. Sie kommen aus allen vier Weltgegenden: Australien, USA, Marokko, Frankreich, Schweiz, England und Rumänien.

Das ist das neue Israel im Kleinen, eine Auslese aus allen Völkern. Wenn man in die Stadt hineingeht, kann man tatsächlich alle Sprachen hören: Ungarisch, Kroatisch, Englisch, Französisch und auch sehr viel Deutsch. Ich glaube nicht, daß die erste Einwanderergeneration das Hebräische ganz erlernen wird, aber die Kinder werden nur mehr die „neue und heilige Sprache“ sprechen. Trotz der großen Zukunftshoffnung, die das neue Israel beseelt, liegt es wie eine dunkle Wolke über dem Land. Mein täglicher Schulweg führt dem Eisernen Vorhang entlang. Stacheldrahtverhaue teilen die heilige Stadt in zwei Teile. Es gibt kaum ein Hinüber und Herüber. Jeden Tag werden neue Grenzzwischenfälle gemeldet. Wie soll das weitergehen?

Wenn man im heutigen Israel mit dem Autobus über Land fährt, kann man wohl noch alle Sprachen der Einwandererländer hören. Die älteren Leute werden kaum mehr als unbedingt notwendig die neue Sprache erlernen. Aber die Kinder sind die

große Hoffnung des Landes; angefangen vom Kindergarten bis hinauf zur Universität werden sie ausschließlich hebräisch erzogen und unterrichtet. Und mit den Kindern erlernen auch die Eltern leichter das Hebräisch.

Einem Lehrer machte ich den Einwand: „Das ist aber eine verkehrte Welt (olam ha-phuk), wenn Kinder den Eltern das Sprechen beibringen sollen.“ Darauf antwortete er prophetisch: „Nicht eine verkehrte, sondern eine neue Welt (olam chadasch).“

7) Streitgespräch in Delphi

Man kann die Stätten der antiken Kultur auf verschiedene Weise bereisen. Auch hier in Griechenland – wo ich gerade weilen kann – gibt es bestens organisierte Fahrten, bei denen dem „klassischen Pilger“ alle Sorgen um Fahrplan, Quartier, Verpflegung abgenommen werden und ihm nur die Aufgabe bleibt, sich von einem Ort zum anderen herumreichen zu lassen, den Worten geschulter Fremdenführer zu lauschen, die Ruinen zu bestaunen und – zu zahlen. Wenn man nur beschränkte Zeit zur Verfügung hat, ist dies sicher nicht die schlechteste Art, in kurzer Zeit viel kennenzulernen. Die Eindrücke überstürzen sich, ohne allzu sehr in die Tiefe zu gehen. Daneben gibt es den stillen Wanderer, der womöglich zu Fuß dahinpilgert, allein, aber nie einsam; denn die Geister der Vergangenheit werden inmitten der Ruinen wieder wach.

Im gewöhnlichen Autobus fuhr ich von Athen nach Delphi. Neben mir saß eine einfache Frau mittleren Alters. Bei jedem Bildstock am Weg – und es gibt derer sehr viele an den Straßenkreuzungen in Griechenland – machte sie fromm dreimal ein griechisches Kreuz, legte die Hand noch andächtig aufs Herz, und die Plauderei mit ihrem Sitznachbarn ging weiter. Religion scheint im griechischen Volk noch so selbstverständlich zu sein wie der blaue griechische Himmel.

In Delphi waren alle Hotels besetzt; doch ich fand ein nettes, sauberes Zimmer bei einer Familie. Nun konnte der Gang in die Vergangenheit angetreten werden. Im Vorbeigehen stärkte ich mich in einer Taverne noch mit Lamnbraten und griechischem Harzwein. Dann stieg ich hinauf ins Ruinenfeld, legte mich auf einen vorspringenden Felsen und studierte zuerst einmal das Buch „Delphi“ von Themistokles Malteso. Von hier aus konnte ich die ganze Anlage am besten überschauen. Bisher hatte ich mir Delphi immer in der Ebene vorgestellt, was aber ganz falsch war. Diese zerrissene und zerklüftete Felsenlandschaft könnte ihresgleichen in den Hochalpen finden. Man spürt noch die geologische Katastrophe mit Brüchen und Verwerfungen; das Endprodukt sind ragende Felsen und gähnende Schluchten.

Hier spürte der Mensch etwas vom Schauer der Tiefe, vom Taumel der Unterwelt. Hier suchte er auch Weisung und Orakel für die dunklen Fragen des Daseins.

Geistig vorbereitet, ging ich, nachdem die Kraft der Sonne etwas nachgelassen hatte, daran, die Ruinen zu besehen. Über das gut erhaltene Amphitheater stieg ich hinab zum Apollotempel, der über dem Erdsplatt erbaut ist, über welchem die Pythia, auf dem Dreifuß sitzend, ihre Worte lallte, die von den umstehenden Priestern in verständliche Sprache gegossen wurden.

Am Eingang des Tempels stieß ich mit einem jungen Mann zusammen, den ich schon vorher in den Ruinen herumsteigen gesehen hatte. Er war mir sofort aufgefallen; ich vermutete in ihm einen Theologen: Aktentasche und Mantel in der Hand, dazu seriöse Kleidung, durchgeistigtes, zerdachtes Gesicht. Ich fragte ihn nach der Kastalischen Quelle, da meine Zunge vollständig ausgetrocknet war. Er gab mir Auskunft. Da sah ich den Ehering an seiner Hand. Also kein katholischer Theologe. Ein Wort gab das andere, wir setzten uns auf die Quadersteine am Tempeleingang und waren bald mitten im theologischen Gespräch. Er komme aus Norddeutschland, habe protestantische Theologie studiert, hätte aber erkennen müssen, daß gerade die Theologie das Christentum vollständig zugrunde gerichtet habe. Was die Theologen noch aufrecht halte, sei eine große Lüge, an die sie selbst nicht glauben. Daher habe er der Theologie Abschied gegeben, sich der freien Schriftstellerei zugewandt und bereits etliches über griechische Philosophie publiziert.

Drei Ideenkreise seien aus dem Gespräch festgehalten:

1. Der Theios Anthropos oder die Begrenzung Gottes.
2. Das verlorene Mysterium.
3. Das Erbe der Antike.

1. Theios Anthropos oder die Begrenzung Gottes

Der erste Vorstoß des protestantischen Ex-Theologen im Streitgespräch mit mir auf den Tempelruinen von Delphi galt dem Menschenbild der „Theologen“. Ich fragte ihn, ob er schon etwas verspürt habe vom apollinischen „Gnothi seauton“, „Erkenne dich selbst!“ Bitter lautete die Antwort: „Ja! Das Christentum hat den Menschen vollständig entstellt und verzeichnet! Des Menschen Elend haben sie entlarvt, diese ‚Theologen‘, des Menschen göttliche Größe aber im Sündenwust begraben. Ist denn noch etwas vorhanden von der Idee des großen Augustinus: ‚Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch Gott werde!‘? Man hat Gottes Handeln eingegrenzt in die toten Buchstaben der Schrift. Mit der Offenbarung Johannis soll die göttliche Offenbarung abgeschlossen sein!? Was hindert aber den wahren Gott, heute noch aktiv zu werden, auszubrechen aus den gesetzten Grenzen, die Systeme über den Haufen zu werfen, den Menschen in seiner Unmittelbarkeit zu erfassen und in die Göttlichkeit hineinzureißen! Daher fort mit dem Christentum, zurück zur delphischen Klarheit!

Hier war der Mensch dem Göttlichen noch nahe. Weder den Göttern noch den Menschen waren Grenzen gesetzt. Der „Theios Anthropos“, der vergöttlichte Mensch, war im griechischen Heidentum wenigstens noch eine große Möglichkeit, während sie im Christentum endgültig vernichtet ist. Der Mensch ist Sohn Gottes, und Gott erwacht im Menschen zu sich selbst...“

Zu viele der Probleme waren hier angeschnitten. Ich meinte nur kurz: „Eigentlich reden Sie wie ein katholischer Theologe, der sich gegen die Verelendung des Menschenbildes durch die protestantische Theologie (mit der totalen Verderbtheit des Menschen in der lutherischen Erbsündenlehre) wehrt. Sie bräuchten nur die katholische Gnadenlehre, etwa bei M. J. Scheeben, einzusehen, um zu erkennen, daß der „vergöttlichte Mensch“ das Ideal christlicher Existenz ist, wie es uns in der katholischen Liturgie von der Osternacht bis zur Feier des Pfingstfestes in ergreifender Weise aufleuchtet!“

„Sicher, das weiß ich zu gut. Ist aber alles nur graue Theorie! An Stelle der Freiheit der Kinder Gottes aber habt ihr Katholiken das Gesetz gestellt, unter dem ihr alle seufzt. Darum sind auch eure Kirchen leer, weil ihr nicht mehr das hellenische Erbe des Gottmenschen wahrt. Gesetze sind ja immer nur noch ein letzter Versuch, etwas festzuhalten, das bereits im Schwinden, im Entschwinden ist. Demnach hat das Christentum, das protestantische und das katholische, dem heutigen Menschen nichts mehr zu sagen. Der Protestantismus verelendet den Menschen – der Fiduizialglaube ist nur Täuschung-, der Katholizismus aber fesselt ihn überdies noch mit den Banden des Gesetzes, die bereits Christus zerschlagen hat...“

Wir schwiegen. Auf solche Verbitterung und Verzweiflung am Christentum konnte ich nicht recht antworten. Die Anwürfe waren richtig und falsch zugleich. Mit rationalen Argumenten konnte man hier nicht heran, wo das Christentum dem „modernen Menschen“ nur mehr als Karikatur erscheint, die er mit bitterem Sarkasmus abtut: „Es hätte ein großes Erbe zu verwalten gehabt, hat es aber vertan. Die ‚Ehrlichen‘ müßten zurück zum Heidentum, das in seiner lautersten Gestalt in Delphi in Erscheinung getreten sei.“

2. Das Mysterium

„Wir haben schon zu viel gedacht, die Daseinsprobleme schon vollständig ‚zerdacht‘ und haben nichts mehr in Händen. Der Phoikos-Apollo mit seiner sonnenklaren Vernunft tut's nicht. Man müßte wieder eine Hacke nehmen und den verschütteten Erdsplatt aufgraben, damit die Geister der Tiefe entsteigen können und der blasierte Moderne hineingeworfen würde in den Abgrund des Mysteriums. Denn nicht bloß aus Aberglauben oder wegen der aufsteigenden Erddünste kamen Tausende nach

Delphi. Hier wollten sie auch den Rausch des Dionysos erleben, der jede rationale Grenze sprengt und den Menschen etwas tun heißt, was ihm rational nicht deutbar ist. Die Sonne Apolls, der Rausch des Dionysos und der dunkle Grund der Demeter, der Mutter Erde, das sind die Mysterien, die uns ganz verlorengingen!“

Wenn auch nicht ganz in dieser Art, so hatte ich doch wenig Bedenken, im Postulat des Mysteriums mit meinem Gegenüber eins zu sein.

Inzwischen neigte sich die Sonne zum Untergang. Die Säulen des Apollotempels glühten im goldenen Abendlicht, die lauten Besucher waren zu Tal gestiegen. Ruinen und Vergangenheit um zwei besinnlich gewordene Menschen! Bloß Vergangenheit? Da spürte ich mehr denn je, daß die Antike im Christentum katholischer Prägung weiterdauert und in ihren tiefsten Ausdrucksweisen lebendige Gegenwart ist.

3. Das Erbe der Antike

Das Christentum ist in seinen Ausdrucksformen zeit- und raumgebunden. In Delphi kamen mir folgende Gedanken: In dieser Bergwildnis soll einmal der Drache gehaust haben. Apollo besiegte ihn. Ein uraltes Menschheitsmotiv! Ist es nicht in Apollo-Christus letzte Wahrheit geworden? – Für den Orakelspruch wählte man anfangs nur eine Jungfrau. Als aber ein thessalischer Bursche die Pythia vergewaltigte, begnügte man sich weiterhin mit einer jung verheirateten Frau und kapitulierte damit vor der Möglichkeit religiöser Jungfrauschaft. Das Christentum brachte neue Kräfte, auch dies unmöglich scheinende möglich zu machen... – Die Ausdrucksformen der heiligen Sakramente sind hellenistischem Denken nicht fremd: Öl, Wein und Weizen! Gerade hier wird sichtbar, daß es falsch ist, das Griechentum zu verabsolutieren. Das alte Hellas gehört zur Kulturgemeinschaft des Mittelmeeres, aus der das Christentum erwachsen ist. Wenn es auch in andere Kulturräume vorgestoßen ist, trägt es doch immer die Zeichen seines Ursprunges an sich. Würde ein alter Grieche auferstehen und sehen, wie in der Gemeinde der Christen das Mysterium von Öl, Wein und Brot gefeiert wird, er würde sich nicht fremd fühlen. Die Eleusischen Mysterien waren Mysterien der Demeter, der Mutter Erde, ihre Zeichen Öl und Weizen. In den Delphischen Mysterien herrschte der Drachensieger Apollo, der kla, wie die Sonne in Gesetz und Maß des Menschen Leben durchformte. Neben dieser Klarheit stand der hinreißende Dionysos, der im Zeichen berausenden Weines den Rhythmus höheren Lebens kündete!

Gerade hier in Delphi wurde mir bewußt, daß die urtümliche Symbolkraft der Sakramente zu sehr verspiritualisiert wird. Vielleicht gelänge es, auch dem verbitterten modernen Heiden die Urgewalt christlicher Mysterien aufzuschließen: das Mysterium der Erde (Demeter), wenn wir das tägliche heilige Brot essen; der Rausch des

Weines (Dionysos), wenn wir den Kelch des Heiles trinken; damit man nicht sage, die Christen seien lahm geworden und hätten Gott nicht gegessen und getrunken; schließlich das Mysterium des Öles, das den Kämpfer salbt, um den Drachen zu besiegen (Apollo).

Mag auch manchmal blinder Fanatismus die Tempel der Götter zerstört haben, was die Menschheit dort suchte, lebt in den christlichen Mysterien in zeitloser Symbolkraft weiter.

Anderntags bei Sonnenaufgang stieg ich in die delphischen Berge hinauf. Der Parnass leuchtete in weißer Schneepracht. Die Wiesen waren mit Blumen überschüttet, wie in den Hochalpen im Juli. In einer Bucht tief unten grüßte das blaue Meer. Wirklich eine Landschaft, in der man Gott suchen und finden konnte.

III. Von Ägypten bis Indien: Radiovorträge 1964/65

Auf den Spuren des biblischen Moses: Kreuz und quer durch Ägypten, Radiovortrag, ORF, 26.I.1966

Einleitung: Ägypten ist anders

Die meisten Besucher des Landes am Nil empfinden rasch das Ungewohnte und Fremde. Sie kommen aus Gegenden, in denen es regnet, wo Wiesen und Wälder vom Tal zum Berg emporklimmen und wo Wolken – mitunter tage- und wochenlang – die Sonne verdecken; aus Gegenden, in denen Straßen und Wege in alle Richtungen verlaufen können. – Ägypten ist aber ein Land, in dem es nie regnet; ein Land, das ins Niltal eingezwängt ist und sozusagen nur die Nord-Süd-Richtung kennt. Hier ist das Wiesen- und Ackerland der Stromniederung messerscharf abgeschnitten von der Wüste des Hochlandes. Wo das Nilwasser nicht mehr hinreicht, hört die fruchtbare schwarze Erde auf und unvermittelt beginnt der rote Wüstensand. Mit einem Fuß kann man auf fruchtbarem Ackerboden, mit dem anderen im leblosen Sand der Wüste stehen. Blickt man von den Randbergen ins Niltal hinab, gewahrt man sprießendes, bewegtes Leben. Erhebt man aber aus dem Flußtal die Augen nach



Abb. 38: Dahabija auf dem Nil, 11/43.

West oder Ost, sieht man auf weite Strecken nur Wüstenei. Versiegt der Nil, würde sein Tal ein ausgedörrtes, riesiges Wadi, ähnlich denen in der Sahara. Der griechische Schriftsteller Herodot hatte recht, als er sagte: „Ägypten ist ein Geschenk des Nils“.

Im Frühjahr hört man unaufhörlich ächzende Wasserräder, die das fruchtspendende Naß aus dem tiefen Flußtal zu den höhergelegenen Äckern hinauftreiben. Plage sich der Bauer nicht ständig, um das Wasser eine möglichst lange Zeit hindurch seinen Äckern zuzuleiten, gäbe es nur eine einzige Ernte; wird aber das Wasser richtig genutzt, kann dreimal im Jahr geerntet werden.

Gerade in diesem von der Natur keineswegs verwöhnten Land wurde eine der ersten Hochkulturen der Menschheit geboren. Um 3000 vor Christi Geburt überschritt der Mensch die Schwelle von der Frühgeschichte zur eigentlichen Geschichte. Der Übergang ist durch die Erfindung der Schrift gekennzeichnet. Von der Zeit vorher konnte die Forschung zwar feststellen, wie der Mensch gelebt, welche Werkzeuge er verwendet und wie er seine Toten bestattet hatte; aber erst aus der Zeit nach der Erfindung der Schrift ist uns überliefert, was diese Menschen gedacht, geglaubt und welche Werke sie vollbracht haben.

Die Geschichte Ägyptens wurde durch die Ausgrabungen des letzten Jahrhunderts in ein neues Licht gerückt. Die Wüste gab ihre Gräber frei und der Stein das Rätsel seiner Inschriften. Das alte Ägypten ist wieder erstanden und schaut uns an wie die große Sphinx, die Hüterin der Pyramiden. Wer versteht ihr Geheimnis? Wer vermag es zu entschleiern? Das Sprichwort sagt: „Wer einmal Nilwasser getrunken hat, kehrt immer wieder zurück.“ Wer sich mit Ägypten einläßt, kommt nie mehr davon los. Jeder Schritt in diesem Land läßt vergangene Zeiten wach werden. Ägyptens Vergangenheit ist so reich, daß man sich als Wissenschaftler auf einen bestimmten geschichtlichen Abschnitt beschränken muß. – Während zweier Exkursionen, die fast drei Monate dauerten, ging ich daher den Spuren des biblischen Moses nach. Denn mit Ägypten ist – davon berichtet die Bibel – die Geburt der großen monotheistischen Religion verbunden. Wer die Bibel recht verstehen will, den wird es auch immer wieder nach Ägypten ziehen.

A. Die Ramsesstadt: „Groß an Siegen“

1) Eine Tonscherbe aus Tanis:

Auf meinem Arbeitstisch liegt eine Tonscherbe. Mit einiger Phantasie kann man sich die kleine Schale, von der sie ein Rest ist, vorstellen. – Bei den neueren Ausgrabungen hat man es in erster Linie nicht darauf abgesehen, kostbare Schätze aus



[Abb. 39: Ausgrabungen in Tanis: Fuß einer Kolossalstatue, 03/10.](#)



[Abb. 40: Ruinenstätte in Tanis, 13/17.](#)

Gold und Silber zu finden; man ist schon glücklich, wenn man einige Tonscherben einbringen kann. Mit Hilfe solcher Scherben ist es nämlich den Ausgräbern möglich, ihre Funde ungefähr zu datieren. Humorvoll spricht man daher von der „Scherbologie“, einem sehr wichtigen Fach der Altertumskunde. Meine Scherbe, wahrscheinlich aus dem 14. oder 13. vorchristlichen Jahrhundert, habe ich auf einem Ruinenhügel in TANIS aufgelesen. Sie stammt aus einer Stadt, die nach dem Lauf der Zeit verschiedene Namen führte. Man nannte sie AVARIS, TANIS, oder auch – wie in der Bibel – ZOAN. In der uns interessierenden Zeit hieß sie RAMSES-STADT. Damit ist auch der Name jenes Pharaos gefallen, der als Gegenspieler Moses betrachtet werden muß: Ramses II. Überall in Ägypten stößt man auf seine Spuren, bis weit nilaufwärts zum Tempel von Abu Simbel. Das Zentrum seiner Macht lag aber im Nildelta, in der von ihm grandios ausgebauten neuen Residenz vor den Toren Asiens.

2) *Verhandlungen in Suez*

Fragt man heute einen ägyptischen Taxifahrer nach Tanis, wird er den Kopf schütteln; von der einst herrlichen Stadt sind nur Ruinen übriggeblieben. Die Einheimischen nennen den Ausgrabungshügel SAN-EL-HAGR. – Ein Teil meines Ägyptenaufenthaltes hatte den Besuch der archäologischen Fundstätte im Nildelta zum Programm. Ausgangspunkt war Suez. – So saß ich denn eines Abends im Garten des Hotels Bel-Air – im Zimmer hielt man es bei 40 Grad Hitze nicht aus – und wartete auf den bestellten Mann. Zeit spielt hier keine Rolle. Gegen Abend erhob sich vom Meer her eine kühle Brise. Ein Schwarzer machte unermüdlich die Runde mit einem Tablett voll Sidaninüssen (Erdnüssen). Ich kaufte ihm auch einige ab – zu einem Ausländer-Spezialpreis – und schlürfte meinen Tee. Schließlich kam der Erwartete, nach Luft ringend und sich entschuldigend. Er setzte sich zu mir an den Tisch; zunächst sprachen wir von tausenderlei anderen Dingen, bis schließlich die Exkursion an die Reihe kam. Anhand von Spezialkarten wurde die Route genau festgelegt, dann über den Preis verhandelt. Schließlich, gegen Mitternacht, waren wir handelseins: Ich hatte für etliche Tage einen Wagen und einen einheimischen, wie der Chef behauptete, sehr geschickten Fahrer. Am nächsten Morgen, lange vor Sonnenaufgang, fuhren wir los, und zwar zu dritt: der Chauffeur, meine Wenigkeit und ein Boy, der für den Fall einer Panne oder beim Steckenbleiben im Sand mithelfen konnte.

3) *Fahrt durch den „Garten Gottes“*

Die Fahrt durch das Nildelta glich einer Fahrt durch den Paradiesesgarten. In der Bibel wird dieser Landstrich denn auch mit dem Garten Eden verglichen. Das Nil-

wasser ist in tausend größere und kleinere Äderchen verteilt, überall Leben und Fruchtbarkeit spendend. Je näher wir aber Tanis kamen, desto spärlicher wurde die Vegetation. Im Altertum floß hier jedoch ein stärkerer Nilarm, der inzwischen versandete. Die Wüste von der Sinai-Halbinsel her ist gegen die Stadt vorgedrungen und hat sie mit dem Leichentuch des Sandes überdeckt, bis die Ausgräber sie wieder befreiten.

4) In den Ruinen der Ramsesstadt

Auf dem Ruinenhügel angelangt mußte ich die übliche Kontrolle durch die Ruinenwächter über mich ergehen lassen; dann war ich frei. Der Fahrer und sein Boy legten sich in den Schatten des Hauses, während ich in die Ruinen hinabstieg und mir, anhand von Spezialkarten und Berichten, die Zeit des großen Ramses vergegenwärtigte. Man muß sich lange orientieren, bis man sich in dem Labyrinth von Gräben, herumliegenden Säulen und Mauerresten zurechtfinden kann. In einem solchen Fall ist es das Beste, den höchsten Punkt zu ersteigen, um einen Überblick der Gesamtanlage zu bekommen und dann erst auf Einzelheiten einzugehen. Die Ramsesstadt wurde von dem französischen Gelehrten MONTET ausgegraben, der seinen Bericht [mit] „Drama von Avaris“ betitelte. Alles, was hier von Ramses II. gebaut wurde, grenzt ans Kolossale. Berühmt wurde eine 30 Meter hohe Ramsesstatue, die zertrümmert auf dem Boden liegt. Das Zentrum bildet eine Tempelanlage, die von einer gewaltigen Mauer umschlossen war. Sie maß im Geviert 400 x 350 Meter.

5) Wenn Papyri sprechen...

Doch statt die Ruinen selber zu beschreiben, überlasse ich das Wort lieber einem Augenzeugen, der noch die Herrlichkeit der Ramsesstadt gesehen hat. Auf dem sogenannten Papyrus Anastasi findet sich der folgende Lieder-Text: „Seine Majestät – Leben, Heil und Gesundheit! – hat diese Stadt gebaut und ihr den Namen ‚Groß an Siegen‘ gegeben. Sie liegt zwischen dem Land Dschahi und Ägypten. Die Leute haben ihre Städte und Dörfer verlassen und sich in ihr angesiedelt. Im Westen ragt der Tempel des Amun, im Süden der Tempel des Seth; Astarte erscheint im Osten und Uto im Norden. Die Stadt ist wie der Horizont des Himmels. Ramses, von Amun geliebt, ist ihr Gott“.

Daraus folgt, daß Ramses alles aufgeboten hat, um im östlichen Nildelta eine Hauptstadt unerhörten Ausmaßes zu schaffen: Tempel nach den vier Himmelsrichtungen, Paläste, Verwaltungsbauten und Wohnstätten für die aus allen Teilen des Reiches zusammenströmende Bevölkerung. Der Schreiber Pai-Bes berichtet über die Stadt: „Ich kam in die Ramsesstadt; ich fand, daß sie wunderschön ist; nichts ist ihr gleich; nicht einmal das althehrwürdige Theben. Sie muß vom Sonnengott Ra selbst gegrün-

det worden sein. Die Residenz ist des fröhlichen Lebens voll; voll sind die Felder mit allen guten Früchten, die Teiche sind voll mit Fischen, die Haine voller Vögel. Die Wiesen leuchten in ihrem Grün. Es gibt Datteln in Menge, Melonen so zahlreich wie Sand... Haufen von Getreide und Gerste ragen zum Himmel. Zwiebel, Knoblauch, Granatäpfel, Oliven, Feigen und Äpfel: eine Herzensfreude. Dazu noch der süße Wein, viel süßer als Honig! Ihre Schiffe kommen von weit her; sie bringen jeden Tag die Schätze der Fremde. Es ist eine Freude, hier wohnen zu dürfen. Der Kleine ist hier ein Großer! Komm, wir wollen Feste feiern. Der Kleine ist unterm Himmel! Das Bier aus der Stadt ‚Groß an Siegen‘ ist süß! Die Jungmannen von ‚Groß an Siegen‘ kleiden sich jeden Tag neu; sie salben sich mit kostbarem Öl und pflegen ihr Haar. Sie stehen am Tor, Blumen in der Hand. Die Sängerinnen von ‚Groß an Siegen‘ sind reizend. – So mögest du herzzufrieden und frei wohnen, Ramses, Liebling des Amun – Leben, Heil und Gesundheit! – du unser Gott!“

Diesem Bericht zufolge glich die Ramsesstadt einem Ort im Land der Phäaken. Etwas daran mag ja wahr sein; denn die lange Friedenszeit während der Regierung Ramses II. schuf für das Volk die Voraussetzungen zu Reichtum und fröhlichem Lebensgenuß. Doch die Ramsesstadt ‚Groß an Siegen‘ mußte vorerst durch Siege groß werden. Daher müssen wir die Spuren der politischen Geschichte verfolgen. In Tanis sieht man zwar die großen Ruinen, doch die Inschriften, die über jene Zeit Auskunft geben, befinden sich an den Tempelwänden von Luxor und sind heute noch dort zu sehen.

6) In der „schönen Stadt“ des Gottes Amun

Etwa 950 km südlich von Tanis in Oberägypten lag die alte Hauptstadt Theben, die „schöne Stadt“, die „Stadt des Gottes Amun“ oder einfachhin „die Stadt“ genannt. Obwohl zur Zeit des Ramses die politische Macht nach Norden abgewandert war, blieb Theben weiterhin das religiöse Zentrum. Was Ramses II. hier gebaut hat, erregt auch heute noch trotz teilweiser Zerstörung die Bewunderung der Besucher. Die heutigen Orte Luxor und Karnak nehmen freilich nur einen geringen Teil des alten Stadtareals ein. Man denkt vielfach allzu vereinfachend und meint, in alten Zeiten sei alles klein und unbedeutend gewesen, und erst in unserer Zeit seien die großen Städte entstanden. Hier ist gerade das Gegenteil wahr. In der Zeit [von] Ramses II. war Theben eine Großstadt modernen Ausmaßes.

Von Kairo aus kann man heute das alte Theben entweder mit dem Nachtexpress oder mit der ägyptischen Inland-Fluglinie erreichen. Am besten ist es, schon vor Sonnenaufgang vor den gewaltigen Pylonen des Amuntempels in Luxor zu stehen. Das schräg einfallende Licht läßt die Hieroglyphen und die Bilder, die in die 65 m breite Fassade der Pylonen eingemeißelt sind, kräftiger hervortreten. Hier hat Ram-

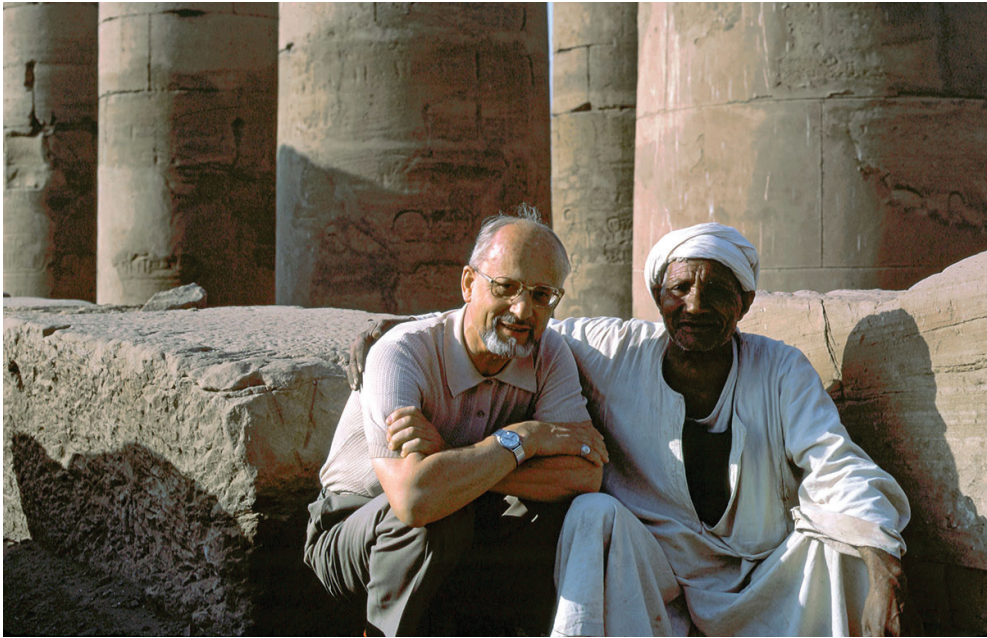


Abb. 41: Der Verfasser mit einem einheimischen Begleiter
vor dem Tempel von Luxor, 57/08.

ses II. das entscheidende Ereignis seiner Regierung verewigt: den Kriegszug nach Asien. An der rechten Turmwand ist abgebildet, wie der König mit seinen Fürsten Rat hält; daneben der feindliche Überfall; auf der linken Wand sieht man Ramses bereits mitten im Schlachtengetümmel. In seinem Streitwagen stehend, stürmt er kühn gegen die Feinde an. Diese fliehen schon in ihre Festung Kadesch. Der Begleit-text rühmt des Ramses glorreichen Sieg.

7) Kriegsvorbereitungen in Ägypten

Aber so glorreich war der Sieg gar nicht, dieser Sieg in der Auseinandersetzung zwischen Ägyptern und Hethitern, die ihr Reich im Gebiet der heutigen Türkei aufgebaut hatten. Die Hethiter wollten ihre Macht auch nach Syrien ausdehnen, kamen aber dadurch in Konflikt mit den ägyptischen Herrschaftsansprüchen auf Palästina und Syrien. In der Zeit vor Ramses waren Ägyptens asiatische Provinzen verlorengegangen; Ramses hatte es sich aber zum Ziel gesetzt, das asiatische Imperium wieder neu aufzurichten. Zunächst verlegte er die Hauptstadt aus dem südlichen Theben in das Delta und baute dort seine Ramsesstadt. Diese lag sozusagen in der ägyptischen Ostmark. Von hier aus konnte der Vorstoß nach Palästina organisiert werden. Daher ließ er auch Garnisons- und Vorratsstädte anlegen. Für diese enormen militärischen Vorbereitungen wurden alle verfügbaren Kräfte eingesetzt. Aus

der Bibel erfahren wir, daß auch die Söhne Israels zur Arbeit eingezogen wurden. Als Ramses sich stark genug gerüstet fühlte, wagte er den Vorstoß nach Asien; die Schuld am Krieg hatten natürlich die anderen, die Fürsten in Palästina und Syrien, sowie ihre Verbündeten im Hethiterreich. Wir lesen in einem Bericht:

„Seiner Majestät – Leben, Heil und Gesundheit! – wurde gemeldet: Der elende Fürst der Stadt Hamath rüstet viele Leute zum Kampf. Er nimmt die Stadt Bet-Schan weg; er läßt den Fürsten von Rihab nicht frei... Da gab seine Majestät – Leben, Heil und Gesundheit – den Befehl zum Ausmarsch der ersten Armee mit dem Namen ‚Starker Bogen‘; er gab den Befehl zum Ausmarsch der zweiten Armee mit dem Namen ‚Reich an Siegen‘; er gab den Befehl zum Ausmarsch der dritten Armee mit dem Namen ‚Siegreicher Bogen‘. – Und es geschah, an einem einzigen Tag fielen die Feinde nieder vor seiner Majestät – Leben, Heil und Gesundheit!“

8) *Der ägyptisch-hethitische Koexistenzvertrag*

Aber so schnell ist es nicht gegangen. Wir haben hier einen typischen Propagandabericht vor uns. Auch damals schon meldeten die eigenen „Zeitungen“ nur Siege. In Wirklichkeit geriet Ramses mit seiner Begleitung kurz vor der nordsyrischen Stadt Kadesch in einen hethitischen Hinterhalt. Aber tollkühn schlug er sich zu seinen Truppen durch. Der gerühmte Sieg war in Wirklichkeit gar nicht so rühmenswert. Jedenfalls kamen Ägypten und Hethiter schließlich zu der Einsicht, daß es besser sei, miteinander Frieden zu schließen, als einander zu bekämpfen. Der Friede zwischen beiden Machtblöcken wurde mit einer Heirat besiegelt. Der Hethiterkönig gab seine älteste Tochter dem Ägypter zur Frau, um so beide Länder in Friede und Treue zu vermählen. Das Zeremoniell wurde vorher auf diplomatischem Wege genau geregelt. Dann zog von Kleinasien ein großartiger Brautzug nach Süden:

„Sie zogen hinab nach Ägypten mit Gold, Silber, vielen wichtigen Erzen, Pferden ohne Zahl, Rindern, Ziegen, Schafen zu zehntausenden, dazu Erzeugnisse des Landes in unbegrenzten Mengen“.

Die hethitische Prinzessin sollte nicht als Bettlerin nach Ägypten kommen. Von Süden ritt eine ägyptische Eskorte dem Brautzug entgegen. Im Bericht heißt es weiter:

„Die Tochter des großen Fürsten der Hethiter zog nach Ägypten; die Fußtruppen, die Kriegswagenabteilungen, die Beamten seiner Majestät – Leben, Heil und Gesundheit! – begleiteten sie. Ägypter und Hethiter trafen einander. Sie aßen und tranken zusammen, da sie eines Herzens waren wie Brüder; denn Friede und Bruderschaft war zwischen ihnen nach dem Vorbild des Gottes selbst.“

9) *Die Mumie des Pharaos Ramses II.*

Nach fast siebenzigjähriger Regierungszeit kam auch für Ramses die Zeit, zu den „Westlichen“, zu den Toten zu gehen. Er hatte über hundert Söhne; doch sein Erstgeborener und die nächsten erbberechtigten zehn Söhne waren bereits vor ihm gestorben. Schon zu Lebzeiten ließ sich Ramses II. einen grandiosen Totentempel in Theben am Westufer des Nils bauen. Am Rande der Wüste fand er, einer der gewaltigsten Pharaonen Ägyptens, seine letzte Ruhestätte.



Abb. 42: Kolossalstatue des Ramses II.
Museum in Memphis, 05/43.

In einem Saal des ägyptischen Museums in Kairo kann man noch heute seine Mumie sehen. Der Museumsführer beschreibt sie:

„Knochen fragil, Muskeln atrophisch durch greisenhafte Degeneration, Glieder schwach, Hände und Füße durch Henna oder Balsamierungsstoffe rot gefärbt, Haare nach dem Tode noch etwas gewachsen, Haupthaare weiß, Scheitel kahlköpfig, 1,75 Meter groß, im zehnten Lebensjahrzehnt gestorben, Fingernägel sorgfältig gepflegt, asiatischer Typ wie sein Vater“.

Wenn man, ohne auf diese medizinische Beschreibung zu achten, die Mumie betrachtet, ist man beeindruckt von der ehrfurchtgebietenden Majestät, die das verfallene Gesicht heute noch ausstrahlt. – Dieser gebrechliche Mensch war Herrscher

eines Reiches, das von Nordsyrien bis zum vierten Nilkatarakt reichte. Am Südtor seines Reiches ließ er den gewaltigen Felsentempel von Abu Simbel bauen, der nun nach dem Bau eines neuen Staudammes vor der Überflutung gerettet werden soll. – Doch nicht von diesem Felsentempel, sondern von ein paar kleinen Skarabäen sei hier die Rede.

10) Ich kaufe einen Skarabäus – Mistkäfer

Müde von des Tages Wanderung setzte ich mich in Assuan manchmal des Abends zu einem nubischen Altwarenhändler. Am ersten Abend zeigte er mir nur gewöhnliche Sachen; am dritten Abend aber öffnete er eine Lade, die zuunterst war: Hier hatte er die wertvollen Stücke aufbewahrt. Ich kramte herum, fand einige kleine Skarabäen, untersuchte sie mit der Lupe; sie waren echt. Sie stammten aus Abu Simbel.



Abb. 43: Armband mit Skarabäus, Gold/Lapislazuli, 08/26.

Der Skarabäus oder Mistkäfer ist eines der beliebtesten Reiseandenken aus Ägypten. Ein Skarabäus ist aber kein „Spielzeug“; für die alten Ägypten war er das Symbol des Jenseitsglaubens, der Umwandlung und der Auferstehung. Der Mistkäfer, der seine Kugel vor sich herschiebt, ist Sinnbild der irdischen und noch mehr der Jenseits- Sonne, die dem Verstorbenen nach Durchschreiten der zwölf Tore der Nacht aufstrahlen soll. Im ägyptischen Totenbuch kann man lesen:

„Diese Formeln werde über einer Skarabäengemme gesprochen, welche mit Kupfer geschmückt und mit einem silbernen Ring versehen ist; man soll sie auf den Hals des Verstorbenen legen und beten: Wei- che von dannen, krokodilfratziger Dämon! Wahrlich, du sollst keine Macht über mich haben! Denn ich lebe und wandle durch die Kraft der magischen Worte. Sieh, vor der Gottheit laß ich erschallen den heiligen Namen!“

Andere Skarabäen legte man den Toten ins Herz, damit sie auf der Waage der Jenseitsrichter schwer genug befunden würden. Interessante Zeugnisse dieses Glaubens der alten Ägypter findet man im Tal der Königsgräber. Ich brach dorthin auf; schon zeitig früh vor Sonnenaufgang überquerte ich mit einer kleinen Barke den Nil und wanderte dann zu Fuß durch das Wüstental, die alte Prozessionsstraße hinauf. Nach einigen Stunden des Schauens, Nachsinnens und Staunens stieg ich dann aus der Nacht der Gräber herauf und erkletterte den Bergkamm, der das Tal der Könige einschließt. Hier die Wüste – dort das Niltal, eine ausgesparte Oase zwischen Wüsten. Das ist Ägypten. Es bleibt ein Rätsel der Geschichte, wieso gerade in diesem schmalen Streifen Kulturlandes eine der ersten Hochkulturen der Menschheit entstand.

11) Mit dem Segelboot nilabwärts

Zur Abreise von Oberägypten nahm ich nicht Bahn noch Flugzeug, sondern ein einfaches Segelboot, um in der Art der Alten den großen Strom zu befahren. Erst wenn man lautlos, von den Flügeln des Windes getragen, auf dem Wasser dahingleitet, erlebt man etwas vom Geheimnis dieses gewaltigen Stromes. Zurückblickend hatte ich oft den Eindruck eines Alpensees oder eines Fjords. Ägyptens Lebensgeheimnis und Quelle ist und bleibt der Nil.

B. Mose, der Ägypter

12) Altägyptische Grenzkontrolle

Doch nun endlich zum biblischen Moses! Alles, was bisher gesagt wurde, berührte ihn zwar schon. Ich habe bewußt so weit ausgeholt, weil man sich die Zeit des Moses meist eher primitiv vorstellt. Moses gehört in die Frühzeit Israels, aber nicht in die Frühzeit der Menschheit. Er war Zeitgenosse des großen Ramses. Des Ägypters Mumie können wir noch betrachten, das Grab des Moses kennt niemand; sein Bild lebt aber in den Herzen der Gläubigen. Die Berichte über ihn sind Glaubenszeugnisse; die Zeitgeschichte scheint hier wenig Bedeutung zu haben. Und doch kann man aus der Kenntnis der ägyptischen Geschichte dieser Zeit vieles zum besseren

Verständnis des Propheten und Führers seines Volkes beitragen. Der Verlauf der Ereignisse ist ja aus der biblischen Geschichte mehr oder weniger bekannt; daher brauche ich auf diese nicht mehr einzugehen. Aber wer kennt die Orte, welche die Bibel erwähnt, das ägyptische Grenzgebiet, das Schilfmeer, die Wildnis der Sinai-berge?

Wir beginnen unsere Fahrt wieder in der Ramsesstadt im Delta. Ramses II. war einer der größten Bauherren der Geschichte. In den ersten Jahren seiner Regierung errichtete er aber keineswegs Paläste oder Prunkbauten; sein Hauptinteresse galt der Aufmarschbasis für den geplanten Palästina-Syrien-Feldzug, für den der Bau von Festungen und Vorratsstädten Voraussetzung war. Zu diesen militärischen Vorbereitungen setzte Ramses auch die nicht-ägyptische Grenzbevölkerung ein.

13) Moses probt den Aufstand

Durch alle Jahrhunderte der altägyptischen Geschichte [hindurch] kamen immer wieder kleinere oder größere Beduinenverbände von der Halbinsel Sinai, um im fruchtbaren Nilland vorübergehend Weideland für ihr Vieh zu finden. Die Grenzpolizei hat bereits damals protokollarisch erfaßt, wer ägyptischen Boden betrat. So heißt es zum Beispiel in einem Bericht:

„Meldung an meinen Herrn: Wir sind soeben fertig geworden, die SA-SU-Beduinen aus Edom durch die Festung des Merneptach passieren zu lassen, und zwar bis zu den Teichen von Pitom, damit sie und ihr Vieh auf der großen Besitzung des Pharao, der guten Sonne eines jeden Landes, am Leben erhalten bleiben. Datum: Jahr 8, am Geburtsfest des Seth“

Oder eine andere Meldung, die auf gewissenhafte Bewachung der Grenzen schließen läßt:

„Jahr 3, erster Sommermonat, 17. Tag: Angekommen sind die Obersten der Bogenschützen aus den Brunnenstationen, welche im Gebirge liegen, zur Überprüfung der Festung Telu“.

Ähnlich wie die eben genannten Beduinen aus Edom, zog etwa vier Generationen vor der Ramseszeit, der Patriarch Jakob-Israel mit seiner Sippe auf der Suche nach Weideland nach Ägypten. Sie hatten freundliche Aufnahme gefunden. Man hatte ihnen im Ostgau, im heutigen Wadi Tumilat, Wohn- und Weideland angewiesen. Nun, da der Krieg mit den Hethitern drohte, wurden auch die ‚Nachkommen Israels‘ zur Arbeit herangezogen: „Die Ägypter zwangen die Israel-Leute zur Arbeit mit Gewalt, und sie verbitterten

ihnen das Leben durch harte Arbeit in Lehm- und Ziegelwerken und allerart Feldarbeit; alle Arbeit, die sie durch sie tun ließen: es war mit Gewalt“ (Ex 1,13ff).

Aber nicht bloß die Israeliten, sondern auch andere Stämme wurden zur Arbeit eingezogen. Eine Zeitlang mag man ein solches Gewaltssystem ertragen, weil die Not des Staates dies zu fordern scheint. Aber allmählich widersetzten sich die Staatssklaven dem Zwang. Die ägyptischen Quellen berichten von Arbeitsniederlegung, von Lohnforderungen, ja sogar von Protestmärschen zum Gouverneur. Es sammelte sich viel Zündstoff an, so daß es nur noch eines Mannes bedurfte, der den Mut aufbrachte, die Unterdrückten zu vereinen.

Dieser Mann war MOSES, der „Ägypter“; sein Name ist ägyptisch und bedeutet einfach „Sohn“; zu ergänzen wäre vielleicht „Sohn des Nil“, da er ja der Erzählung zufolge im Nil gefunden wurde. Man vergleiche dazu die Namen bekannter Pharaonen: Tut-mose, „Sohn des Mondgottes Thut“; oder Ra-mose, „Sohn des Sonnengottes Ra“. Moses war in ägyptischer Umgebung aufgewachsen und nach ägyptischer Sitte erzogen worden. Die Ägypter dachten wohl daran, ihn und andere Knaben seinesgleichen einmal als Mittelsmänner zwischen Regierung und fremden Stämmen verwenden zu können. Herangewachsen, entschied sich aber Moses nicht für die ägyptische Regierung, sondern für sein unterdrücktes Volk. Mit einem Gewaltakt betritt er die Bühne der Geschichte:

„Als Moses groß geworden war, geschah es: er ging hinaus zu seinen Brüdern, ihre Fron zu sehen. Da sah er, wie ein Ägypter einen Hebräer, einen von seinen Brüdern, erschlug. Er wandte sich hin und her, ob ihn jemand sähe, – und erschlug den Ägypter und verscharrte ihn im Sande. – Anderntags ging er wieder hinaus; da rauchten gerade zwei hebräische Männer miteinander. Da sagte er zu dem, der im Unrecht war: ‚Warum schlägst du deinen Genossen?‘ – . Dieser erwiderte: ‚Bist du als Obmann und Richter über uns gestellt? Willst du auch mich totschlagen, wie du den Ägypter totgeschlagen hast?‘ – Da kam Furcht über Moses; er sagte: ‚So ist die Sache doch ruchbar geworden‘. – Auch der Pharao hörte von dem Vorfall, und befahl, Moses umzubringen. Moses floh aber ins Gebiet der Midjaniter“ (Ex 2,11-20).

Er mußte damit rechnen, verfolgt zu werden. – Mit angehaltenem Atem liest man den Papyrus, auf dem die Verfolgung zweier entlaufener Sklaven geschildert wird:

„Ka-Kem-wer, Oberst der Bogenschützen von Tscheku an den Obersten der Bogenschützen Ani: Leben, Heil und Gesundheit! Am neunten des dritten Monats der dritten Jahreszeit wurde ich vom Palast ausgesandt, die Verfolgung zweier Sklaven aufzunehmen. Ich erreichte die Grenzmauer am zehnten. Hier erfuhr ich, daß die Sklaven an eben diesem

zehnten die Grenze passiert hatten. Als ich dann weiter die Festung erreichte, erfuhr ich von einem Posten aus der Wüste, daß sie bei Migdol gesichtet worden waren. – Wenn mein Brief dich erreicht, so schreib mir genau, was geschehen ist, wer die Spuren gesehen hat, welcher Posten, welche Leute? Schreib mir auch, wieviel Mann du ihnen nachgeschickt hast. – Bleib gesund!“

Moses gelang die Flucht. Er blieb bis zu einem Regierungswechsel in der Fremde. Man nimmt mit guten Gründen an, daß die Rückkehr des Moses mit dem Regierungsantritt Ramses II. zusammenfällt. In welchem Jahr sich dann Moses und Israel für den Auszug aus Ägypten entschieden, wissen wir nicht. Der Pharao wollte Israel nicht ziehen lassen, da er Arbeiter für seine Staatsunternehmungen brauchte; doch Moses zeigte sich durch die Kraft seines Glaubens an den Gott, der ihm im brennenden Dornbusch erschienen war, als der Stärkere.

14) *Wo fand der Durchzug statt?*

Der Auszug Israels aus Ägypten vollzog sich fluchtartig, im Zusammenhang mit Naturereignissen, die im Niltal nicht allzu selten sind. – Auf meiner Exkursion wollte ich unter anderem auch die Durchgangsstelle im Schilfmeer eruieren. Die Bibel spricht ja nicht vom Roten Meer, sondern vom Schilfmeer, worunter die kleinen und größeren Seen zwischen Suez und Port-Said zu verstehen sind. Irgendwo im Gebiet des heutigen Suezkanals muß also der Übergang gelungen sein. Die Zahl der Flüchtlinge war zwar groß, aber nicht übergroß. In den Bibelübersetzungen sind statt der „Tausender“ „Sippen“ zu lesen, was mit demselben hebräischen Wort, *äläph* bezeichnet wird. Schätzungsweise waren es zwischen sieben- und zehntausend Seelen. In der ersten Auflage meiner „GESCHICHTE DES ALTEN TESTAMENTS“ übernahm ich die Hypothese des Ausgräbers von Tanis, Prof. Montet, der die Meinung vertrat, die Israeliten seien zwischen den zwei Bitterseen durchgezogen. Ich besah mir diese Landschaft genau. Im Westen bilden die Berge eine abschließende Mauer, im Osten dehnt sich der große See. Im Süden ragt ein Festungsturm auf, damals sicher von ägyptischen Soldaten besetzt. Vom Norden jagte eine ägyptische Streitwagenabteilung heran, und Moses sei mit seinem Volk durch die seichte Furt ans andere Ufer ausgewichen; diese Hypothese ist sehr verlockend, doch glaube ich jetzt nicht mehr, daß der Durchzug hier stattfand. Der Raum ist nicht so eng, wie es in den Büchern steht; er eignet sich nicht zu einem Kesseltreiben, so wie es beschrieben wird. Als wahrscheinlicher dünkt mir das Nordende des Bittersees bei der Serapäumsbarre. Doch eine endgültige Entscheidung wird man in dieser Frage wohl nie treffen können. Fest steht jedoch, daß es dem flüchtigen Israel gelungen war, die rettende Wüste jenseits der ägyptischen Grenze zu erreichen.

15) Fahrt zum Sinai

Ebenso wenig wie der Ort des Durchzuges zu lokalisieren ist, lassen sich auch die Stationen der Wüstenwanderung genau bestimmen. Trotzdem lohnt es sich, den Spuren Moses auf der Halbinsel Sinai nachzuwandern. – Das Unternehmen ist auch heute noch trotz Motorisierung recht schwierig. Normalerweise müssen drei Wägen beisammen sein, ehe die Fahrt begonnen werden kann. Von Suez bis Abu-Zenima ist es kein Problem, man hat die schnurgerade neue Asphaltstraße. Dann aber beginnt das Abenteuer, die Fahrt ins Ungewisse, ins Gebirge. Man muß einfach dem wilden, mit Stein und Sand bedeckten Wadi folgen. Mit bewunderungswürdiger Sicherheit fand mein Fahrer immer wieder jene Stelle, an der man durchkommen konnte. Und durch die weiten Sandstrecken gilt es entweder, mit Vollgas durchzubreusen – oder stecken zu bleiben. Es ist keine Schande für meinen Fahrer, wenn ich gestehe, daß wir etliche Male im Sande stecken blieben. Wir mußten mit den Händen freie Bahn schaufeln. Bei einem Anprall an einen Felsen wurde auch unser Auspuff beschädigt, worauf wir mit Höllenlärm weiterdonnerten – die Felsen gaben das Echo gespenstisch wieder.

Die Einfahrt in das Katharinenkloster am Fuße des Sinaimassivs ist ein Erlebnis, das schwer zu beschreiben ist. Nach der Wüste nun wieder Wasser, Bäume, Menschen. Die Gastfreundschaft der Sinaimönche ist weltbekannt. Ich bekam eine ein-



[Abb. 43: Katharinenkloster auf dem Sinai, 13/48.](#)

fache Zelle zugewiesen, ohne Fenster; nur ein Bett stand darin. Aber was will man schon mehr!

16) Bergbesteigung

Anderentags bestieg ich, von einem Beduinenbuben begleitet, den Mosesberg. Am dritten Tag begleitete mich einer der Mönche, Pater Damianos, auf den Gipfel des Katharinenberges. Im gesamten vorderen Orient kenne ich keinen Ort, der mir würdiger schiene, Stätte der Offenbarung Gottes zu sein, als die wuchtigen, zerklüfteten Zinnen und Zacken dieses urtümlichen Bergmassivs. Wir verweilten lange schweigend auf dem Gipfel. Man sieht bis in den Golf von Akaba, und wenn die Luft klar ist, kann man auch noch Suez am Horizont erkennen. Auf dem Gipfel steht eine kleine Kapelle und daneben eine Zelle für einen Einsiedler. In früheren Zeiten zogen sich Gläubige dorthin zurück, um über die Wunder Gottes nachzusinnen. Denn die Bibel berichtet, daß Moses auf einem dieser Gipfel mit Gott redete und von ihm die Gebote empfing. Als wir des Schauens müde waren, kamen wir auf die großen Fragen der Theologie und der Offenbarung Gottes zu sprechen. Obwohl Pater Damianos ein orthodoxer Mönch und Priester war, haben wir kein Schisma, keinen Riss zwischen uns gespürt, sondern die Glaubenseinheit neu erlebt.



[Abb. 44: Kapelle auf dem Mosesberg, 14/39.](#)

Als die Sonne sich dem Westen zuwandte, stiegen wir langsam zu Tal. Der Abstieg ist bekanntlich anstrengender als der Aufstieg. Der Katharinenberg erreicht eine Höhe von 2.639 m. Als wir müde beim Talausgang angelangt waren und uns eben zu einer Rast setzen wollten, kam atemlos ein Bursche gelaufen; er sprach hastig arabisch, so daß ich nicht alles verstehen konnte. Aber so viel war klar: ein Beduinengmädchen war von einer giftigen Schlange gebissen worden; man habe es ins Kloster gebracht; das Mädchen müsse sterben, wenn Pater Damianos (der zugleich auch Arzt war) nicht sofort käme. Der Pater lief voraus. Ich sah noch, wie im Tal ihm ein Reiter entgegenkam und ihm sein Kamel gab, damit er rascher Hilfe bringen könne.

Als es dunkelte, trat auch ich durch die Pforte des Sinaiklosters; seine Mönche hüten noch heute das Erbe des Mose an dieser Stätte.

Besuch bei den koptischen Mönchen In den Klöstern der ägyptischen Wüste, Radiovortrag ORF, 29.IX.1966

Einleitung: Das Heilige Ägypten

Ich darf Sie wieder zu einer Exkursion einladen, und zwar nochmals nach Ägypten. Im Vortrag „Auf den Spuren des biblischen Moses“ versuchte ich anhand der noch vorhandenen Ruinen und Schriften die Zeit um 1200 v. Chr. wachzurufen. Dies war eine große Zeit! Der Pharao Ramses II. schuf Bauten, die auch heute noch Bewunderung hervorrufen. Das Ägypten der Pharaonenzeit alarmiert heute die ganze zivilisierte Welt, da durch die Errichtung des gewaltigen Staudammes in Assuan zahlreiche Tempel und Grabbauten des Alten Ägypten bedroht sind. Im gegenseitigen Wettbewerb sind die verschiedenen Nationen angetreten, um vor den Fluten zu retten, was noch zu retten ist. Berge werden abgetragen, Tempel werden versetzt, Wandgemälde abgelöst und an gesicherten Orten gerettet. Es ist erfreulich festzustellen, daß hier riesige Geldsummen eingesetzt werden, diesmal aber nicht für ein Werk der Zerstörung, sondern der Kulturrettung.

Wer heute nach Ägypten reist, möchte vor allem die Reste der Pharaonenzeit bestaunen, die sich ja von selbst dem Auge darbieten; denn diese Steinbauten haben trotz aller Zerstörung den Jahrhunderten getrotzt. Es gibt aber noch ein anderes Ägypten, das von Besuchern und auch von Reiseführern meist übersehen oder mit einem mitleidigen Blick abgetan wird. Die Spuren dieses Ägyptens muß man in den Wüsten östlich und westlich des Niltals suchen. Diese Spuren sind nur schwer zu finden; wer sich aber in die Wüste vorwagt, wird es nicht bereuen. Er wird dort das heutige Ägypten vorfinden, das mächtiger und nachhaltiger auf den Werdegang des christlichen Abendlandes einwirkte als irgendeine andere geistige und geistliche Macht. Ohne Übertreibung könnte man sagen, daß sowohl die lateinische Kirche des Westens als auch die griechische Kirche des Ostens noch heute vom „Nilwasser“ leben; oder anders ausgedrückt: von den heiligen Quellen, die in den Wüsten Ägyptens entsprangen und zu einem Strom wurden, der die christliche Welt erfüllte. Mit Ehrfurcht wird die noch heute blühende Mönchsrepublik auf dem Berge Athos genannt. Diese ist aber nur mehr eine kleine Erinnerung an entschwundene Herrlichkeit. Die Ursprünge des Mönchtums liegen ja nicht in Griechenland, sondern in Ägypten.

Wir beginnen unseren Rundgang im Niltal mit der alten Pharaonenstadt Herakleopolis, wo Antonius der Ägypten geboren wurde; dann besuchen wir die zwei ältes-

ten koptischen Klöster am Roten Meer, greifen dann weit aus nach Westen in die lybische Wüste und schließen die Besuche im Niltal ab.

A) Herakleopolis und der Hl. Antonius

Der Nil gleicht einer Perlenkette; die Perlen sind die rechts und links der Ufer aufgereihten Städte. – Wenn man in Kairo den Zug nach Süden besteigt oder mit dem Auto fährt, erreicht man nach 120 km die Stadt Beni-Su'eff. Sie zählt etwa 70.000 Einwohner und ist ein Zentrum der Zuckerrohr- und Baumwollverarbeitung. Das Land an den Ufern des großen Flusses gleicht einer Gartenlandschaft. Nur durch Überschwemmungen unterbrochen, kann man hier drei- bis viermal ernten. Schon in alter Zeit zweigte hier ein Nilkanal ab, der das lebenspendende Naß in die Oase Fajjurn brachte. Heute heißt der Kanal Bachr-Jussuf, „Josefsfluß“. An dieser wirtschaftlich wichtigen Stelle lag vor 4000 Jahren die altägyptische Haupt- und Pharaonenstadt Henen-Nesut. Man verehrte hier einen widderköpfigen Gott, der den Beinamen „der Furchtbare, der Tapfere“ trug; daher nannten die Griechen später diese Stadt „die große Stadt des Herakles“, Herakleopolis. Doch der griechische Name ist wieder untergegangen, der altägyptische lebt heute noch im Dorfe Achnas. In der Nähe dieses Dorfes finden sich einige Ruinenhügel, doch von der alten Pharaonenherrlichkeit sind nur mehr die Grundrisse eines Tempels übriggeblieben. Auf einem anderen Hügel ragen einige byzantinische Säulen aus dem Boden, die auf eine ehemalige Kirche hinweisen. Zeugnisse des untergegangenen heidnischen und christlichen Ägyptens! Doch rufen wir beide wieder wach!

1) Weisheitslehre für Meri-ka-Re:

Die Bauten des Pharaos Meri-ka-Re hat der Wüstensand wie mit einem Leichentuch zugedeckt; was aber damals auf vergänglichem Papyrus geschrieben wurde, ist in einigen Bruchstücken erhalten geblieben, die zur Zeit in den Bibliotheken in Moskau und Leningrad liegen. Darin lesen wir:

„Vertrau nicht auf die Länge der Jahre; die Lebenszeit gleicht einer Stunde nur. Allein bleibt der Mensch nach dem Hinscheiden übrig, und all seine Taten werden zu Hauf neben ihn gelegt. Ein Narr ist, wer Böses getan hat; wer aber Gutes getan, wird dort wie ein Gott sein, frei sich bewegend wie die Herren der Ewigkeit. Jeder Tag ist entscheidend für die Ewigkeit, jede Stunde wichtig für die Zukunft im Jenseits. Drum tu etwas für deinen Gott, damit er das gleiche für dich tue. Denn Gott kennt den, der etwas für ihn tut!“

Aus dieser Weisheitslehre spricht der echte Geist des Alten Ägypten. Westlich des Niltals dehnt sich die große Wüste. Das Antlitz des Ägypters war zeitlebens der

großen Wüste zugewandt, wo das Reich der Toten beginnt und wo sich heute noch die großen Friedhöfe mit den Pyramiden und Grabdenkmälern befinden. Wie von jedem Punkte des Niltales aus die große Wüste zu sehen ist, so lebte der Ägypter ständig im Anblick des Todes und der Ewigkeit.

Vor etwa drei Jahrzehnten wurde mir am Institut für Ägyptologie in Wien die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, ob etwa die Wesenszüge des Alten Ägypten auch im christlich gewordenen Ägypten weiterwirkten. – Wir brauchen keinen künstlichen Beweis anzutreten, die Tatsachen sprechen für sich.

2) *Antonius, der Ägypter:*

Etwa 2.300 Jahre nach dem Pharao Meri-ka-Re wurde in diesem Ort ein gewisser Antonius geboren, der „der Stolz der Ägypter“ genannt wird. Kein geringerer als Athanasius, Patriarch von Alexandrien, welcher Antonius noch persönlich kannte, schreibt: „Antonius war ein Ägypter; er stammte von edlen Eltern ab, die ein ansehnliches Vermögen besaßen. Da sie selbst schon Christen waren, wurde auch der Knabe christlich erzogen“. – Im Jahre 251 n. Chr. war es in Ägypten noch nicht selbstverständlich, Christ zu sein. In Rom tobte damals unter Kaiser Decius eine raffinierte Christenverfolgung, deren Wellen auch Ägypten erreichten. Das gigantische Ringen zwischen den altheidnischen Göttern und dem Christentum steuerte seinem Höhepunkt zu. Wer damals Christ war, war dies aus innerster Überzeugung. Daher fallen in diese Umsturzzeit radikale Entscheidungen, die wir heute nur bewundern können.

Antonius hatte die Möglichkeit, wie seine Väter weiterhin die ägyptische Erde zu bebauen. Sein Grundbesitz war nicht klein. Ich habe mir die Mühe genommen, die Grundbuch-Angaben umzurechnen; denen zufolge verfügte er über einen Besitz von etwa 30 Hektar. Die Griechen und nach ihnen die Römer hatten die altägyptische Feldvermessung übernommen, weil sie nichts Besseres zu bieten hatten. – Nach dem Tode der Eltern übernahm also Antonius mit seiner Schwester den Besitz. Doch da kam die große Stunde für ihn! Wir lesen weiter (bei Athanasius):

„Es war noch keine sechs Monate seit dem Tode seiner Eltern, da ging er seiner Gewohnheit gemäß zur Kirche... Es fügte sich, als er das Gotteshaus betrat, da wurde gerade aus dem Evangelium verlesen, wie der Herr zum Reichen sprach: ‚Willst du vollkommen Sein, so verkaufe all deine Habe, gib den Erlös den Armen; dann komm und folge mir nach; so wirst du einen Schatz im Himmel haben‘ – Dem Antonius war es, als ob gerade für ihn diese Stelle gelesen worden wäre. Er ging sogleich aus der Kirche und schenkte seine Besitzungen den Einwohnern seines Heimatortes, schöne und fruchtbare Felder. Das übrige Besitztum

verkaufte er und gab den Erlös den Armen. Für seine jüngere Schwester legte er einen nicht geringen Betrag zurück“.

Damit begann das große, heilige Abenteuer des ägyptischen Antonius. Er bezog eine arme Hütte in der Nähe seines ehemaligen Hauses und lebte hier ganz arm, betend, fastend und für andere arbeitend. Doch war auch hier auf die Dauer keine Bleibe für ihn. Alle liebten ihn, schätzten ihn hoch, kamen um Rat und Trost; doch er wollte nur Gott und die Einsamkeit.

So wich er zunächst an den Rand des Dorfes aus. Als auch das nicht genügte, zog er sich in die altägyptischen Gräber zurück, die damals bereits verwahrlost und offen dastanden. Hier meinte er, ganz dem Jenseits leben zu können. Ist dies nicht der uralte „Zug der ägyptischen Seele, hinüber zu den ‚Westlichen‘“, zu den Gräbern und zum voll verantworteten Jenseits! Doch auch hierher folgte ihm die Verehrung des Volkes: „Alle Dorfbewohner liebten ihn; sie nannten ihn den Liebling Gottes; die einen verehrten ihn wie einen Sohn, die anderen wie einen Bruder; allen war er ein Tröster und Vater“.

3) *Kampf mit den Dämonen der Wüste:*

Wenn wir in der Lebensbeschreibung weiterblättern, stoßen wir auf ein Phänomen, das man heute vorschnell mit überreizten Nerven oder mit einer psychischen Anomalie erklären möchte. Nun aber findet sich Ähnliches auch bei späteren Heiligen. Hören wir weiter:

„Er wanderte weg zu den Gräbern, die weit vom Dorfe lagen; einen seiner Bekannten bat er, ihm von Zeit zu Zeit – aber nur in langen Zwischenräumen – Brot zu bringen. Dann ging er in eines der Gräber und blieb, nachdem er die Türe verschlossen hatte, allein drinnen. – Da hielt es der böse Feind nicht länger aus; er fürchtete, Antonius möchte in kurzer Zeit die ganze Wüste mit der heiligen Askese erfüllen. So ging er in einer Nacht hin, mit einer Schar von Dämonen, und schlug ihn so heftig, daß er sprachlos vor Qual auf dem Boden lag. Antonius versicherte nachher, die Schmerzen seien so grausam gewesen, daß man behaupten könne, Schläge mit Menschenhand hätte nie eine solche Pein verursachen können. – Am nächsten Tag kam sein Freund, um ihm Brot zu bringen, und fand ihn wie tot am Boden liegen“.

Wir lesen auch von indischen Asketen, die durch vollständiges Entsagen aller irdischen Bedürfnisse tieferen Einblick in die Hintergründe des menschlichen Daseins erlangten. Bei Antonius begegnet uns das erste Mal der christliche Asket; und diese Askese ist von einem Ausmaß, daß Himmel und Erde in Bewegung versetzt scheinen. Der Asket muß zuerst durch die Nacht hindurch, bevor er zum Licht der

Freiheit Gottes gelangt. Diesen bedrohlichen Weg der Seele, der irgendwie bereits im ägyptischen Totenbuch vorgezeichnet ist, beschreitet auch des Antonius Seele. Er erlebt den dämonischen Angriff auch als Lärm: „Da war es, daß sie nachts einen solchen Lärm machten, daß der ganze Ort zu erbeben schien. Es war, als ob die Dämonen die vier Mauern des kleinen Hauses durchbrechen wollten; sie verwandelten sich in Gestalten von wilden Tieren und Schlangen; gar bald war der Platz erfüllt von Erscheinungen wie Löwen, Bären, Leoparden, Stiere, Schlangen und Wölfe. Jedes dieser Untiere bewegte sich nach seiner besonderen Art: der Löwe brüllte, als wollte er ihn anspringen; der Stier schien ihn mit den Hörnern zu stoßen, die Schlange ringelte sich, der Wolf stürmte los... Doch sie alle konnten ihm nichts anhaben; denn Antonius war durch seinen Glauben an die siegreiche Kraft des Herrn Jesus stärker als alle Dämonen“.

4) Die altägyptischen Gräber bevölkern sich

Als Antonius durch diese Seelennacht hindurch war, brach das Licht Gottes in hellen Strahlen aus seiner Seele. Nun kamen die Menschen, von denen er fortgegangen war, erst recht mit ihren Sorgen und Leiden zu ihm. Ja noch mehr, manche entschlossen sich, das asketische Leben mit ihm zu teilen. Damit war die Keimzelle des Mönchtums geboren. Die Zahl derer, die der Welt entsagten und in die westliche Wüste zogen, wuchs von Tag zu Tag. Die altägyptischen Gräber füllten sich mit neuem christlichen Leben: „In der Wüste lagen die Zellen der Einsiedler wie die Zelte voll göttlicher Chöre. Die heiligen Männer sangen Psalmen, lasen die Heilige Schrift, sie fasteten und beteten und waren voll Freude wegen der Hoffnung auf die ewige Zukunft im Jenseits. Es war das alles anzusehen wie ein Reich für sich: hier gab es niemand, der Unrecht tat oder Unrecht litt!“

Uns fehlen heute die Maßstäbe, ein solches Leben richtig zu beurteilen. Kein Geringerer als Jakob Burckhardt unternahm den Versuch, sich in die Welt der aus der damaligen Zivilisation „Entwichenen“, der Anachoreten, hineinzusetzen. Er schreibt: „Es liegt ein Zug in der Natur des Menschen, daß er, verloren in der großen, bewegten äußeren Welt, sich und sein eigenes Selbst in der Einsamkeit wiederzufinden sucht. Diese Einsamkeit wird umso abgeschlossener sein müssen, je tiefer er zuvor sich innerlich entzweit und zerrissen gefühlt hat. Tritt dann noch das Verlangen einer dauernden, unzerstörbaren Vereinigung mit Gott hinzu, so wird jede menschliche Rücksicht schwinden, und der Einsiedler wird Asket, teils um zu büßen, teils um der Außenwelt gar nicht mehr als das dürftigste Fortleben zu verdanken, und so die Seele zum beständigen Umgang mit den höchsten Dingen fähig zu entfalten.“ Daher wundert es nicht, wenn wir im Leben des Antonius einen Zug von Einsamkeit zu noch größerer Einsamkeit feststellen können. Das Niltal wurde ihm zu eng. Er hielt Ausschau nach der inneren Wüste.

B) Die Klöster am Roten Meer

Es ist reizvoll, eine Reise einmal nicht anhand eines modernen Reiseführers, sondern anhand der Antonius-Biographie zu machen. Der „Athlet Gottes“, wie er genannt wird, wollte einen Platz suchen, wo er von Menschen nicht mehr oder nur äußerst schwer zu erreichen wäre. Die innere Stimme sagte ihm: „Wenn du wirklich für dich leben willst, dann gehe jetzt hinaus in die innere Wüste“. Antonius aber entgegnete:

„Wer wird mir den Weg weisen; denn ich kenne ihn nicht?“ Da zeigte ihm die Stimme sogleich Sarazenen, die den gewünschten Weg ziehen wollten. Antonius ging zu ihnen hin und bat, mit ihnen in die Wüste wandern zu dürfen. Sie nahmen ihn freundlich auf, wie auf Befehl der Vorsehung. Er wanderte drei Tage und drei Nächte mit ihnen und gelangte an einen sehr hohen Berg. Am Fuße des Berges floß ein überaus klares Wasser, das süß und sehr kalt war. Weiter draußen aber war eine Ebene und ein paar dürftige Dattelpalmen“.

5) Zufahrtswege zur inneren Wüste

Diese geographischen Angaben scheinen recht allgemein; wenn man aber die genannte Gegend einigermaßen kennt, nehmen sie sofort konkrete Gestalt an. Von Beni-Su'ef im Niltal führte bereits in alter Zeit ein Karawanenweg durch das Wadi Araba gen Osten zum Roten Meer. Die Entfernung beträgt 160 km, eine Strecke, die eine Karawane bei gutem Tempo in drei Tagen zurücklegen kann. Wie in alter Zeit führt auch heute nur eine Piste und keine Straße durch dieses Gebiet. Anfangs ist das Gelände zwar wellig und endlos wie ein weites Sandmeer, es geht aber dann allmählich in wilde, zerklüftete Wadis über, die schwer passierbar sind. Mir ist es nicht geglückt, hier einen Transport zu organisieren. – Drei tapfere Söhne von europäischen Botschaftern meinten im vorigen Jahr (1965), das Heldenstück allein vollbringen zu können; sie verirrten sich aber und gingen am Durst zugrunde. – Es ist also klüger, nach Kairo zurückzufahren, von wo eine ausgezeichnete Straße nach Suez führt; hier läßt sich dann leicht ein Fahrer finden, der einen zu den koptischen Klöstern in der Wüste am Roten Meer bringt. Man folgt zunächst der asphaltierten Küstenstraße, die knapp am Ufer des Roten Meeres gen Süden führt. Rechter Hand reichen die Ausläufer des Ataka-Gebirges stellenweise bis ans Meer heran, malerische Buchten bildend, die an unsere Bergseen erinnern. Die Felsen leuchten nackt in der südlichen Sonne, kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Grashalm darauf! Doch allmählich tritt das Gebirge zurück und macht einer ebenso vegetationslosen Ebene von Sand und Geröll Platz. Bei Kilometer 130 verläßt man die Straße und fährt auf einer Piste über Stock und Stein, teilweise über Sanddünen, bis zum

Fuße des Gebirges Galala, das in einer mehrere hundert Meter hohen Wand jäh abgebrochen scheint. Am Fuße der Wand entspringt eine Quelle, um diese breitet sich das Antoniuskloster, von den Einheimischen Der-Anba-Antun genannt. Dieser Ort entspricht genau der Beschreibung, die sich in der alten Vita findet.

6) *Antonius in der Einöde*

Hierher also hatte sich Antonius zurückgezogen. In der Beschreibung heißt es weiter: „Antonius gewann den Ort sehr lieb. Anfangs nahm er nur von den Karawanenleuten gelegentlich Brot an. Er blieb allein auf dem Berg, ohne daß ein anderer bei ihm war. Eine kleine Erfrischung boten ihm die Dattelpalmen. Als die Brüder seinen Aufenthalt erfahren hatten, schickten sie ihm zeitweise Brot. Um aber niemandem lästig zu fallen, begann Antonius die Erde zu bearbeiten und Weizen anzubauen; denn die Quelle war stark genug, auch einen kleinen Acker zu bewässern.“

Damit war eigentlich der Grundstein zur kommenden Klostersiedlung gelegt. Denn es konnte nicht anders sein, als daß sich bald Gleichgesinnte fanden, die sich Antonius als geistlichen Vater wählten und bei ihm niederließen. Der Einsamste in der inneren Wüste begann in die ganze Welt auszustrahlen. Kaiser Konstantin schrieb Briefe und befahl sich und das Reich dem Gebet des Einsiedlers. Im Alter von 103 Jahren, im Jahre 356 n. Chr. vollendete Antonius siegreich seinen „Agon“, d.i. seinen Wettkampf mit Gott, Mensch und Teufel. Im Jahre 551 wurde sein Leichnam in die Patriarchenkirche von Alexandrien überführt und beim Anmarsch der muslimischen Araber nach Konstantinopel gerettet. In der Zeit der Kreuzzüge wurde er nach Frankreich mitgenommen, wo er noch heute in der Kirche des heiligen Julian in Arles ruht; in jenem Europa also, das schon vor seiner „Ankunft“ sein geistiges Erbe angetreten hatte; denn ohne Antonius gäbe es wohl kein christliches Mittelalter.

Die Mönchsorden haben im Mittelalter Wälder gerodet, den Glauben verkündet und das antike Erbe in eine neue Zeit hinübergerettet. Die groß angelegten Klöster und Stifte waren Zentren der Zivilisation. Tritt man aber über die Schwelle eines der koptischen Wüstenklöster, muß man all diese Vorstellungen zurücklassen. Hier ist die Zeit stille stehengeblieben. Auch heute noch könnte uns hier Antonius in all seiner asketischen Primitivität begegnen.

7) *Wir bitten um Einlaß*

Wir fahren zeitlich in der Früh von Suez los; gegen zehn Uhr vormittags hielt der Wagen vor dem Antoniuskloster. Eine etwa zehn Meter hohe Klostermauer schirmt das Innere gegen jeden Zutritt ab. Die Pforte selber gleicht eher einem Befesti-

gungsturm als einem Klostereingang; sie ist mit einem hohen, eisenbeschlagenen Tor verschlossen. In der Ecke baumelt ein Strick. Der Chauffeur beginnt zu läuten, als ob es einen Gottesdienst einzuläuten gälte. Lange Stille folgt, die Glockentöne verhallen in der Wüste. Dann ertönt vom Turm herab der Ruf „Wer da;“. Auf die Antwort des Chauffeurs nochmals eine Frage: „Hat er Empfehlungsschreiben vom koptischen Patriarchen?“ – „Nein! Er ist aber ein guter Bekannter, war schon früher einmal da!“ – Dabei winkt er mit meiner arabischen Visitenkarte. Dann hört man das Schlurfen von Schritten die Turmtreppe herab, schwere Riegel werden beiseitegeschoben, und ich kann Vater Filippus begrüßen. Sein Habit ist staubbedeckt, sein Gesicht von einem graumelierten Bart umgeben, seine Züge scharf geschnitten, wie die eines alten Asketen. Er führt mich zum Klostervorsteher, zum Abt, der ein sehr gewandter Mann ist. Er hatte etliche Jahre im koptischen Kloster in Jerusalem gelebt und in der Grabeskirche den Dienst versehen.

Die erste Zeremonie, die man bei einem Besuch im Orient absolvieren muß, ist das Kaffeetrinken. Der Diener stellte zwei Sessel und einen kleinen Tisch in den Schatten des Hauses. Bis der Kaffee fertig war, wurden die üblichen Höflichkeitsfragen „zelebriert“: wie es gehe, was man mache, warum man komme, usw. Heißer Kaffee löscht am besten den Durst.

8) Rundgang durch die Anlage

Da ich den Spuren des Mönchsvaters nachwandeln wollte, zeigte mir der Abt die Anlage. Zuerst gingen wir zur Quelle hinauf. Am Fuße der Felswand öffnet sich ein Spalt in den Berg hinein, aus dem ein kleines Rinnsal hervorsprudelt. Das Wasser wird in einer runden Vertiefung aufgefangen und in den Garten weitergeleitet. Diese kleine Quelle, die man in den Alpen überhaupt nicht beachten würde, ist die Lebensader des ganzen Klosterbezirkes. Sie reicht gerade, daß der Garten die notwendigen Früchte für den Hausbedarf hervorbringt. Auch Weizen wird angebaut, aber nicht genügend; daher muss vom Niltal das Fehlende herbeigeschafft werden. Gemahlen wird aber im Kloster, und zwar noch auf die gleiche Art und Weise, wie es auf den Bildern der Pharaonenzeit dargestellt ist. In der Mitte eines überdachten Raumes stehen die beiden Mühlsteine. Der untere ist fixiert, der obere zeigt eine Öffnung, in die ein Balken eingeführt ist, den der Esel mit verbundenen Augen im langsamen Trott im Kreise dreht, bis zwischen den Steinen der feine Mehlstaub hervorquillt. – Dann gingen wir weiter zum Refektorium, zum Speisesaal. Dies ist ein schmaler, langgezogener Raum, in dessen Mitte ein langer steinerner Tisch steht, an beiden Seiten ebenso lange gemauerte Bänke. Der Speisesaal ist heute nicht mehr in Benützung; auf dem Tisch lagern aber die Brotvorräte, kleine runde, mehl- und sandbestreute steinharte Brote. Gebacken wird nur sehr selten. Man

muß das Brot in Wasser aufweichen, um es genießen zu können. Ohne Zweifel ist es sehr schmackhaft und kräftig. – Von hier steigen wir auf den Festungsturm. Er steht ungefähr in der Mitte der Klosteranlage. Im unteren Stockwerk gibt es weder Türe noch Fenster, man kann nur über eine Zugbrücke hinaufgelangen. Der Turm geht auf das 6. Jahrhundert zurück, als räuberische Beduinen die Mönchssiedlung überfielen und ausplünderten. Da die darauffolgenden Jahrhunderte – nach der muslimischen Eroberung – auch nicht friedlicher verliefen, wurde schließlich die ganze Anlage wie eine Festung von einer hohen Mauer umschlossen. Im Turm sind Räume für Lebensmittelvorräte, aber auch eine Kapelle zu Ehren des Heiligen Michael, des Streiter Gottes.

Das Herz des Klosters bilden natürlich die Kirchen; es gibt ihrer gleich vier. Die Antoniuskirche geht in ihren Anlagen auf das 6. Jh. zurück. Für einen Europäer ist der Zustand dieser Kirche und ihrer alten Fresken erschütternd. Wie lange werden diese Kostbarkeiten dem Verfall standhalten können? Bei der Armut der ägyptischen Mönche wird man an eine Restaurierung aus eigenen Mitteln kaum denken dürfen. Ob auch hier einmal die große Welt sich einschalten wird, um untergehendes Kulturgut zu retten?

Besonders neugierig sind viele Besucher auf die Mönchszellen. Aus Europa kommend, sind wir an die monumentalen Stiftsbauten mit Prachtfassaden und langen Wohntrakten gewöhnt. All diese Vorstellungen muß man zurücklassen. Die Kirchen gleichen eher Kapellen, die für sich allein stehen. Desgleichen bildet das Wohnhaus eine Einheit für sich. Es ist aus luftgetrockneten Ziegeln gebaut. Die schmutzig-gelben Mauern ohne Bewurf und mit kleinen Fensteröffnungen würden eher auf ein Stallgebäude schließen lassen. Pater Filippus schiebt einen Holzbalken beiseite und stößt die windschiefe Türe auf. Das Auge muß sich erst an das Halbdunkel im Raum gewöhnen. Fertige und halbfertige Matten liegen herum; es handelt sich also um den Arbeitsraum. Nach altem Mönchsgesetz soll ein Teil des Tages mit Handarbeit verbracht werden. Wie die Mönchsväter vor 1500 Jahren flechten ihre Nachfolger auch heute noch kunstvolle Matten aus Sisal und Palmbllättern. Die Hände werden davon schwierig. Über eine schmale Treppe steigen wir in den ersten Stock hinauf, in den Aufenthalts- und Wohnraum. Möbel in unserem Sinn gibt es keine. Eine Matte in der einen Ecke zeigt an, daß dies eine Schlafstelle sein muß. In der anderen Ecke steht ein verrußter Bunsenbrenner zum Kochen einer primitiven Mahlzeit; denn gemeinsame Mahlzeiten gibt es nur an bestimmten Tagen.

Ich war natürlich auf die geistige Ausrüstung gespannt und fragte daher, welche Bücher er studiere. In einer verstaubten Nische – hier mitten in der Wüste ist alles mit einer Staubschicht bedeckt – lagen einige alte Bücher. Ich schlug eines auf: ein koptisches Brevier, also ein Gebetsbuch für die verschiedenen Gebetsstunden des

Tages. Damit ist im Wesentlichen der wissenschaftliche Bedarf gedeckt. Die Klöster in der Wüste haben sich nicht die Pflege der Zivilisation und der Wissenschaft zum Ziel gesetzt, sondern einzig und allein die Askese, das ist ein Leben, das allen Bequemlichkeiten entsagt, um in Einsamkeit den Weg zu Gott zu finden. –

Viele Besucher sind enttäuscht, sie bereuen es, den strapaziösen Weg durch die Wüste gemacht zu haben. In diesen Wüstenklöstern strotzte es doch nur vor Schmutz und Primitivität. – Doch sie tun den Mönchen Unrecht. Man muß versuchen, sich in die Mentalität dieser Männer einzufühlen. Vielleicht sollte man einige Tage dort bleiben und das einfache Leben mit ihnen teilen. Dann wird man nur mit Ehrfurcht von diesem harten, heiligen Leben sprechen.

Was von der Anlage des Antoniusklosters gesagt wurde, gilt auch für das Pauluskloster, das ebenfalls am Roten Meer liegt, so wie auch für die vier Klöster in der lybischen Wüste im Wadi Natrun. Nach außen hin gleichen alle einer mauerumgürteten Festung. Die Pforte ist mit einem Wehrturm gesichert, im Inneren finden sich die verstreuten Bauten: Kirche, Wohnzellen, Mühle, Wasseranlage, Speiseraum und in einigen ein eigenes Häuschen für die Bibliothek.

C) Klöster im Wadi Natrun

9) Bei Kilometer 107

Der Besuch der Klöster in der lybischen Wüste ist nicht so schwierig wie die Fahrt zum Roten Meer. Diese Klöster liegen heute mehr oder weniger an der großen Verkehrsstraße, die von Kairo durch die Wüste nach Alexandrien führt. Erkundigt man sich in Kairo nach dem Weg zu den Klöstern im Wadi Natrun, erhält man die einfache Antwort: „Sie nehmen den Autobus Kairo-Alexandrien und fahren bis Kilometer 107, wo sich eine Tankstelle der Shell-Company mit Rasthaus befindet. Dort steigen sie aus und organisieren einen Jeep; der Inhaber des Rasthauses wird Ihnen behilflich sein.“

Das klang sehr einfach; doch die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Schon um halb zehn Uhr vormittags landete ich mit meinem Begleiter beim Rasthaus. Er forderte bereitwillig bei einem in der Nähe neu angelegten landwirtschaftlichen Versuchsgut telefonisch einen Jeep an. Doch es verging eine Stunde und noch eine zweite; schon brannte die Mittagssonne am Himmel. Für heute war kein Jeep mehr zu erwarten. Nach Kairo zurückgehen, ohne die Klöster gesehen zu haben, war ausgeschlossen. Die fünfzehn Kilometer wird man wohl auch zu Fuß bewältigen können! Also marschierten wir auf der neu asphaltierten Straße unter der Wüstensonne frisch drauflos.

10) *Landwirtschaftliches Aufschließungsgebiet*

Wir kamen nicht weit, da donnerte schon ein Lastwagen hinter uns her und blieb, als er uns überholt hatte, stehen. Er war beladen mit einer Arbeitsbrigade von jungen Ägyptern, die im Aufschließungsgebiet des Wadi Natrun eingesetzt waren. Sie nahmen uns mit, denn zwei Männer mehr oder weniger auf dem Wagen machte nichts mehr aus. Das landwirtschaftliche Versuchsgelände liegt bei dem Kloster Anba Bschoi. Im Jugendlager hielten wir Mittagspause; man kredenzte uns eisgekühlte Coca-Cola. Der Lagerführer, Absolvent der Hochschule für Bodenkultur, stellte sich uns vor und gesellte sich zu uns. Ein sehr aufgeschlossener und unternehmender junger Ägypter, geradezu der Typ der jungen Generation. Er berichtete uns: Das Wichtigste für Ägypten ist Land zu gewinnen. Hier im Wadi Natrun gibt es in den tiefsten Erdschichten noch Grundwasser. Es wird gebohrt, und wenn man gesundes, nicht salzhaltiges Wasser findet, wird sogleich untersucht, welche Pflanzen hier gedeihen könnten. Gelingen die Versuche, so könnte das etwa 40 km lange und 20 km breite Wadi Natrun als neuer Lebensraum erschlossen werden.

11) *Deir Anba Bschoi und Deir Surjani*

Am Nachmittag besuchten wir zuerst das Anba-Bschoi-Kloster, und gegen Abend dann das drei Kilometer entfernte Kloster Deir-Surjani. Hier war die Aufnahme äußerst freundlich; einige Mönche besaßen, was wir in Europa unter akademischer theologischer Bildung verstehen. Als es schon fast dunkel war, fragte ich schüchtern, ob wir wohl irgendwo im Kloster übernachten könnten? Große Verlegenheit. – Das dürften sie auf keinen Fall zulassen! – Wir hatten nicht viel Zeit, über die Härte des Gesetzes nachzudenken. Das große Tor wurde hinter uns geschlossen, der schwere Riegel vorgeschoben, wir standen draußen in Nacht und Wüste. Was blieb uns anderes übrig, als zum Rasthaus zurückzumarschieren? Es ist ja auch schön, in sternenfunkelnder Nacht durch die Wüste zu wandern!

12) *Im Sand zurück zu km 107*

Das erste Stück des Weges war besonders schwierig, denn wir sanken knöcheltief im Sand ein. Nur so nebenbei kam einem auch der Gedanke, ob es hier wohl auch wilde Tiere gäbe, die gefährlich werden könnten? Doch da tauchten hinter uns Lichter auf, die immer näher kamen. Es war ein Traktor. Fünf Leute saßen bereits oben. Der Fahrer wollte uns nicht zu Fuß weitergehen lassen und lud uns ein, noch Platz auf seinem Fahrzeug zu finden. So stand ich denn hinten auf der Achse und hielt mich fest. Auf der Straße ging es ja noch; doch dann bog er ab und fuhr querfeldein über Stock und Stein, durch Erdlöcher und Sand. Es war ein wahres Wunder, daß er niemanden verlor. Aber immerhin kamen wir ein gutes Stück weiter, bis er dann

irgendwo in der Nacht stehen blieb, uns noch die Richtung zum Rasthaus wies und [uns] unserem Schicksal überließ. Etwas nach Mitternacht erreichten wir den Anschluß an die Zivilisation, staubig und schmutzig, jedoch froh, die Klöster im Wadi Natrun gesehen zu haben. – Im christlichen Altertum gedachte man dieser Klöster ungefähr so, wie man heute mit Ehrfurcht an die Klöster auf dem Berg Athos denkt. Suchende Menschen aus dem ganzen Mittelmeerraum: aus Griechenland, Italien, Spanien, dem syrischen Orient und Nordafrika, ja sogar aus Gallien kamen, um sich hier in die Geheimnisse des asketischen Lebens einweihen zu lassen. In der Blütezeit dürften in mehreren Klöstern insgesamt einige Tausend Mönche das Wadi Natrun bevölkert haben. Nur vier Klöster haben die Stürme der Zeit, die zahlreichen Überfälle der Beduinen und den Abfall des Volkes zum Islam überlebt. Diese sind heute noch Zeugen des untergegangenen heiligen, christlichen Ägyptens.

D) In der Wüste Kellia

Wir haben gesehen, daß Antonius der Ägypter von Einsamkeit zu noch größerer Einsamkeit, von Wüste zu noch öderer Wüste strebte. Ähnliches gilt auch von den Vätern im Wadi Natrun. Jene Mönche, denen der einfache geistige Kampf nicht genügte, machten sich auf in die „innere Wüste“, die sogenannte Wüste Kellia. Um dahin zu gelangen, muß man heute besonderes Glück haben; denn nur Wenige kennen den Weg. Es gibt nicht einmal eine Piste, der man folgen könnte; man ist völlig auf die Ortskenntnis eines erfahrenen Führers angewiesen.

13) Unter der Führung des Wüstenfuchses

Ich hatte das Glück, mich einem „Wüstenfuchs“ aus Alexandrien anvertrauen zu dürfen. Die Fahrt ist schwer zu beschreiben. Etwa bei Kilometer 156 biegt man von der Straße Kairo-Alexandrien gen Südwest ab. Zunächst durchfährt man ebenes Gelände, dann beginnen einige Bodenwellen, ich möchte sie nicht einmal Hügel nennen; aber gerade diese sind sehr heimtückisch. Hier hat der vom Wind verwehte Sand die Möglichkeit, sich abzulagern. Wie oft wir festgefahren sind, habe ich gar nicht gezählt. Mit Schaufeln und Eisenplatten wurde der Wagen immer wieder flott gemacht.

In der Mittagshitze erreichten wir das Ziel. Ein Nichtkenner wäre achtlos daran vorbeigefahren. Auf einer kleinen Bodenwelle lagen Steinhäufen. Wir kletterten hinauf, setzten uns und studieren lange die Umgebung. Allmählich konnte man die Umrisse einer kleinen Kirche mit Anbauten erkennen. Im Umkreis von etlichen hundert Metern fanden sich ebenfalls Baureste, wahrscheinlich die Zellen der einzelnen Eremiten. Man fragt sich unwillkürlich, wie hier überhaupt Menschen leben

können? In der Talmulde wachsen einige Disteln, also dürfte dort eine Quelle sein. Sonst aber ist im Umkreis nichts als tote Wüste, kein Strauch, kein Grashalm, nur Steine und Sand und der ferne Horizont, der ebenfalls nur Sand verspricht.

14) Athleten des geistlichen Kampfes

Die Männer, die sich hier zurückgezogen hatten, waren tatsächlich Athleten des geistlichen Kampfes. Was sie zum kärglichen Lebensunterhalt brauchten – und das war nicht viel – mußte von weither geholt werden. – Ich muß gestehen, daß mich dieser Ort mehr beeindruckt hat als die Sphinx die die Pyramiden bewacht. Doch beides, die Sphinx der Pharaonenzeit und die einsamen Klöster in der Wüste, legen Zeugnis ab vom Lebensgeheimnis Ägyptens, das uns moderne Menschen ein unverständliches Rätsel bleibt....

Das Schlußwort geben wir keinem Geringeren als Jakob Burckhardt, dem Historiker:

„Sehen wir aber ab von dem persönlichen Gewinn oder Verlust, den die Wüstenväter durch ihr einsames asketisches Leben davontragen mußten, so bleibt noch eine ungeheure historische Wirkung übrig, die der Geschichtsforscher auf seine eigene Weise würdigen muß. Jene Einsiedler sind es gewesen, die dem ganzen geistlichen Stand der nachfolgenden Jahrhunderte die höhere asketische Lebenshaltung vermittelten. Ohne ihr Vorbild wären die Kirche völlig verweltlicht. Der Mensch in der Zivilisation muß wissen, daß es in der Wüste geistliche Athleten gibt, die bedürfnislos einzig und allein auf Gott zustreben. Unsere Zeit aber vergißt in der Annehmlichkeit der freien geistigen Arbeit und Bewegung gar zu gern, daß sie noch vom Schimmer des Überweltlichen zehrt, den die frühen christlichen Einsiedler über das Mittelalter hinaus bis in unsere Tage ausstrahlen“.

In der Stadt des Sonnenkönigs Echnaton, Radiovortrag ORF (1966)

Einleitung: Mit Ruderboot und Eseln

Wir setzten bei Der-Mawas in Mittelägypten über den Nil. Unser Boot war eine alte Fellukah, in der fünf bis sechs Leute so recht und schlecht Platz fanden. Der Ruderer zeigte mit Stolz, was er zu leisten fähig war. Als wir die Mitte des Stromes erreicht hatten, ließ er die Ruder fahren, stellte sich aufrecht hin und begann aus vollem Hals zu schreien. Meine Mitfahrer erschrakten zunächst. Als ich aber dann übersetzte, daß er chimar, chimar, d.h. „Esel, Esel“ rief, meinte ein Schelm im Boot, ob er damit nicht etwa uns im Boot meine. Am anderen Ufer, das damals zur Zeit des Tiefstandes des Nils einer großen Sandbank glich, wurde es auf den Ruf hin bald lebendig. Aus dem gegenüberliegenden Dorf kamen Männer und Buben mit ihren Eseln uns entgegen. Ich wäre lieber zu Fuß gegangen; doch nachdem wir die Uferböschung erklommen und das Wüstenplateau erreicht hatten, erkannte ich, daß es klüger war, ein Reittier zu nehmen als bei jedem Schritt knöcheltief im Sand zu versinken.



[Abb. 46: Relief: Amenophis IV. Echnaton, 25/47.](#)

Es war früher Vormittag; die Sonne stand noch nicht allzu hoch. Die steil abstürzenden Felswände, die wie eine schützende Mauer das große Halbrund der Ebene

umschließen, lagen noch im Schatten. Am liebsten wäre man schweigend über diese Stätte großer Geschichte dahingeritten; doch mein Eseltreiber, ein aufgeweckter, arabischer Junge im Schulalter, wollte dieses und jenes wissen. Trotzdem – je weiter wir in die Wüste hinaufritten, [desto mehr] wurden die Gestalten vergangener Geschichte vor meinen geistigen Augen immer lebendiger. Im Sand unter unseren Füßen lag ja eine große Stadt begraben, die einst den Namen Achet-Aton, „Horizont der Sonnescheibe“ trug; die Gründung des Ketzerkönigs Echnaton. Die Sonne stieg auch jetzt noch jeden Morgen aus dem Horizont empor; doch keine erhobenen Hände begrüßten sie mehr wie einst. Der von Echnaton eingeführte Sonnenkult hatte zwar nur kurze Lebensdauer, er hat aber trotzdem bis heute nichts von seiner faszinierenden Wirkung verloren.

Als erstes müssen wir einen geschichtlichen Rahmen gewinnen:

Die Bedeutung eines Mannes, seine historische Größe, aber auch seine Schwäche erkennt man erst richtig, wenn man weiß, in welche Zeit er hineingestellt war und welche Aufgaben er zu bewältigen hatte. Schon die Tatsache, daß Echnaton „Ketzerkönig“ genannt wird, beweist, daß er aus der Reihe der anderen ägyptischen Herrscher herausfällt. Wie kam er dazu, eigene Wege zu gehen, eine politische, soziale und vor allem religiöse Revolution heraufzubeschwören! – Für klassische, altägyptische Begriffe war seine Regierung tatsächlich eine Zeit des Umsturzes. Umstürze kommen aber nicht plötzlich; ihre Wurzeln liegen meist weit zurück in der Geschichte. Unter Echnaton brach die ägyptische Herrschaft im Vorderasien völlig zusammen. Wie kam es dazu?

A) Aus dem Kriegstagebuch Thutmosis III.

Will man Echnaton, den Pharao des Zusammenbruches der ägyptischen Weltherrschaft, verstehen, muß man auf Thutmosis III., den Erbauer der ägyptischen Großmacht, zurückblenden. Daher bringen wir Auszüge aus dem Kriegstagebuch des Pharao Thutmosis III. – Ein solches Tagebuch liegt tatsächlich vor, und zwar in die steinernen Wände des Tempels in Karnak-Theben gemeißelt. Im Jahre 1480 v. Chr. starteten die Ägypter einen großangelegten Eroberungsfeldzug nach Palästina und Syrien.

1) Vormarsch nach Palästina

Das Tagebuch hält die Geschehnisse von Tag zu Tag fest. Die erste Eintragung lautet:

„22.Jahr, 4.Wintermonat, 25.Tag: Seine Majestät passiert die Festung Tel auf dem ersten Siegeszug, um die Angreifer der Grenzen Ägyptens in Tapferkeit und Sieg, in Macht und Triumph zu vertreiben. Denn in

jenen Tagen waren die nördlichen Enden der Erde in Aufruhr gegen seine Majestät“.

Die im Bericht genannte Festung Tel ist identisch mit dem heutigen al-Kantara am Suezkanal. Das ägyptische Heer schlug also die einzig mögliche Marschrichtung entlang der Küste ein. Wie beschwerlich der Marsch durch die Wüste war, geht aus der zweiten Eintragung hervor, der zufolge sie erst nach 9 Tagen Gaza erreichten:

„23.Jahr, 1.Sommermonat, 4.Tag: Tag der Königskrönung! Einmarsch in der Stadt mit ägyptischem Namen ‚Die der Herrscher gepackt hat‘, mit dem syrischen Namen Gaza.“

Schon am nächsten Tag marschieren sie weiter:

„23.Jahr, 1.Sommermonat, 5.Tag: Aufbruch von diesem Ort, in Tapferkeit und Sieg, in Macht und Triumph, um jene elende Feinde niederzuwerfen und um die Grenzen Ägyptens zu erweitern, entsprechend dem, was Gott Amon-Re zu ergreifen befohlen hatte“.

2) *Kriegsrat am Karmel*

Ohne weiteren Widerstand drangen die Ägypter bis zum Fuß des Karmelgebirges vor. Hier wurde großer Kriegsrat gehalten. Aus den Tagebucheintragungen erfahren wir, gegen welchen Feind es eigentlich ging. Thutmosis eröffnete die Generalstabsitzung mit folgender Rede:

„Jener elende Feind ist von Kadesch gekommen und in die Festung Megiddo eingezogen. Er ist in diesem Augenblick dort und hat die Fürsten der Fremdländer um sich gesammelt, die einst Ägypten untertan waren. Er, (der Feind) sagt: ‚Ich werde hier in Megiddo warten, um gegen seine Majestät zu kämpfen‘. Sagt mir nun, was euch im Sinne steht!“

Daraus folgt, daß das gesamte Gebiet des heutigen Palästina, Syrien und auch des oberen Irak gegen Ägypten eine einzige Front bildeten. Israel existierte damals als Volk überhaupt noch nicht; es lebte erst das Zeitalter der Patriarchen. Das geeinigte Vorderasien wollte also den Vormarsch der Ägypter bei der Festung Megiddo auffangen. Aber einstweilen lag zwischen den Fronten noch der Sperrgürtel des Karmelgebirges mit seinen engen Wadis und schwer passierbaren Pässen. Hierüber beratschlagten die ägyptischen Generale:

„Da sagten sie vor seiner Majestät: Wie verhält es sich mit dem Marschieren auf diesem Weg, der sich allmählich verengt? Man hat doch gemeldet, die Feinde stehen dort draußen und werden immer zahlreicher! Wird nicht Pferd hinter Pferd gehen müssen und ebenso die Soldaten! Wenn nun unsere eigene Vorhut vorn im Kampf steht, wird die

Nachhut es nicht wissen und nicht eingreifen können. Es gibt aber hier noch zwei andere Wege: der eine führt nach Ta'anak, der andere nach Dschefet, so daß wir nördlich von Megiddo herauskommen. Möge unser siegreicher Herr in der Klugheit seines Herzens auf ihnen ziehen und lasse uns nicht auf dem schwierigen Wege marschieren.“

Die ägyptischen Generale schlugen also dem Pharao die klassische Taktik der Umgehung des Feindes vor. Die Feinde erwarteten den ägyptischen Vormarsch auf der Höhe des Wadi Cara. Doch hier blieb es ruhig, kein Ägypter zeigte sich. Plötzlich tauchten die ägyptischen Heere aber im Norden und Süden von Megiddo auf. Es war ihnen ungestört der Übergang über den Karmel gelungen.

Auf der Paßhöhe angekommen, machten die Offiziere den Vorschlag zu warten, bis auch die Nachhut eingetroffen sei. Wir lesen weiter: „Da sagten sie vor seiner Majestät – Leben, Heil und Gesundheit! -: Siehe, seine Majestät ist mit seinem siegreichen Heer heraufgekommen! Möge unser starker Herr auch an die Nachhut seines Heeres denken! Ist die Nachhut des Heeres heraufgekommen, so wollen wir gegen diese elenden Barbaren kämpfen!“

Thutmosis nahm diesem Vorschlag an. Ohne auf Widerstand zu stoßen, konnte er seine Truppen im Norden und Süden von Megiddo in Stellung bringen. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, war die Umgehungsoperation abgeschlossen. Das Lager wurde aufgeschlagen und folgender Befehl an die Truppen erlassen:

„Bereitet euch vor und rüstet eure Waffen; denn am morgigen Tag wird man mit jenen elenden Feinden zusammenstoßen!“

Dann folgen im Kriegstagebuch militärisch knappe Angaben:

„Ruhen im Zelt – Verpflegung der Großen – Austeilung des Proviantes an die Soldaten – Postieren der Wachen – Man sagt ihnen: ‚Standhaft! Standhaft! Wachsam! Wachsam!‘ – Erwachen des Lebens im königlichen Zelt! – Man meldet seiner Majestät: ‚Das Land ist wohlbehalten; die nördliche- und südliche Truppe ist einsatzbereit!‘“

3) *Die Schlacht bei Megiddo*

Dann begann der denkwürdige Tag der ersten Schlacht vom Megiddo, die in der weiteren Geschichte zum Typus der Schlacht einfachhin wurde. Im Buch der Geheimen Offenbarung Johannis wird die Endschlacht zwischen Christ und Antichrist nach Harmagedon, das ist „Der Berg von Megiddo“, verlegt. Wie schildert nun der ägyptische Kriegsbericht den Verlauf der Schlacht? Die Eintragung für den 21. Tag des 1. Sommermonats des Jahres 23 lautet:

„Auszug seiner Majestät auf dem Streitwagen aus Gold, geschmückt mit seinen Kriegswaffen. Der südliche Flügel seines Heeres stand auf dem Hügel von Ken, der nördliche im Nordwesten von Megiddo. Seine Majestät befand sich unter ihnen. Da gewann seine Majestät an der Spitze des Heeres die Oberhand über die elenden Feinde. Sie sahen, wie seine Majestät die Oberhand gewann, und liefen Hals über Kopf, voll von Furcht, in die Festung Megiddo hinein. Ihre Pferde und Streitwagen hatten sie im Stich gelassen, damit man sie mit ihren Gewändern in die Stadt hinaufziehe. Die Einwohner hatten nämlich die Stadttore geschlossen und Stricke herabgelassen, um die Flüchtlinge hinaufzuwinden.

Nun wurden ihre Streitwagen aus Gold und Silber weggenommen und als Beute eingebracht. Ihre Schlachtreihen lagen auseinandergetreten wie Fische in der Rundung des Netzes. Das ganze Heer jubelte und pries Amon wegen des Sieges, den er seinem Sohn, dem Pharao Thutmosis an diesem Tag verliehen hatte.“

Doch mit dem siegreichen Gefecht auf offenem Feld war der Feind noch keineswegs besiegt. Die ägyptischen Soldaten stritten sich um die schier unermessliche Beute aus Gold und Silber und vergaßen beinahe den Sturm auf die Festung selber. Daher der neue Königsbefehl:

„Auf, mein siegreiches Heer, erobert die Stadt! Seht, alle Fremdländer hat der Sonnengott Ra meiner Majestät in die Hand gegeben; befinden sich doch alle aufrührerischen Fürsten in der Stadt. Die Einnahme von Megiddo bedeutet die Einnahme von tausend Städten; drum auf zur Eroberung!“

Aber so leicht war eine mit 10 Meter dicken Mauern umschlossene Stadt doch nicht einzunehmen. Es blieb nur die Möglichkeit, sie auszuhungern. Um jeden Nachschub zu vereiteln, wurde die Stadt mit einem Erdwall umschlossen. Für das Plankenwerk schlug man alle Fruchtbäume in der Umgebung um. Je mehr sich der Umschließungsring der Vollendung näherten, desto größer wurde in der Stadt die Verzweiflung. Eines Tages aber öffneten sich die Tore der Festung, aber keine Krieger stürmten heraus. Wir lesen weiter:

„Nun kamen die Fürsten dieses Fremdlandes heraus, um die Erde wegen der Macht seiner Majestät zu küssen [und] um Atem für ihre Nase zu erbitten“.

Der Pharao nahm die Unterwerfung an. Ungeheure Schätze aus Gold, Silber, Lapislazuli und Malachit wurden dem Sieger zu Füßen gelegt. Dazu der gesamte Bestand an Getreide, Weizen, Rinder und Schafen dem Heer übergeben, das beutebeladen nach Ägypten abzog. Thutmosis war klug genug, die gefangenen Fürsten nicht hin-

richten zu lassen. Er dachte, daß die ägyptischen Eroberungen besser durch neu gewonnene Freunde gesichert wären als durch Waffen. Daher entließ er die Gefangenen in ihre Fürstensitze und hoffte, daß seine Großmut durch Treue vergolten würde.

4) Vorstoß nach Syrien

Aber kaum hatte sich Kana'an und Syrien wieder konsolidiert, mußte Thutmosis nochmals zu den Waffen greifen. Diesmal drang er bis Nordsyrien vor, eroberte die Festung Kadesch am Orontes. Nach dem Fall dieser Festung stand der Weg zum Euphrat offen. Als die Ägypter diesen Fluß sahen, kannte ihr Staunen keine Grenzen. Für ägyptische Begriffe konnte ein Fluß nur von Süden nach Norden fließen wie der Nil. Hier war es umgekehrt; daher nannten sie den Euphrath das „verkehrt fließende Wasser“.

Der Verlauf der Kriegsereignisse wurde wieder genau registriert. Regelmäßige Berichte gingen von der Front an den Haupttempel des Gottes Amun im Theben. Der Kriegsbericht schließt daher:

„Alles, was seine Majestät gegen diese Stadt Megiddo, gegen jenen elenden Feind und sein elendes Heer, unternommen hat, wurde am gleichen Tag mit seinem Namen, mit dem Namen des Heerzuges und mit dem Namen der Obersten der Infanterie aufgeschrieben... Sie sind heutigen Tags auf einer Lederrolle im Tempel des Amon verzeichnet.“

5) Das altägyptische Großreich

Die Lederrolle ist zugrunde gegangen, die Stein-Inschriften aber sind erhalten geblieben. Daher sind wir nach 3.400 Jahren in der Lage, die Ereignisse jener Tage nochmals wachzurufen. Thutmosis hat ein ägyptisches Imperium errichtet, das vom vierten Nilkatarakt bis zum Euphrat reichte und eine Ausdehnung von 3.200 km hatte. Er hat als Erster den heutigen Traum eines vereinigten Ägypten-Palästina-Syrien verwirklicht. Die Schätze der Welt flossen nach Ägypten. Für den Pharao gab es in jenem Jahrhundert keinen nennenswerten Rivalen. Ägypten war das Weltreich und die Großmacht einfachhin. Im besetzten Gebiet Syrien-Palästina wurden ägyptische Garnisonsstädte eingerichtet. Die wichtigste Stadt im Raume Palästina war Beth-schan, südlich des Sees Genesareth. Neben den einheimischen syrischen und kanaanäischen Fürsten waltete ein ägyptischer Hochkommissar, der die Hoheitsrechte des Pharao vertrat und für gewissenhafte Ablieferung der Tributzahlungen zu sorgen hatte. – Fast hundert Jahre Bestand hatte dieses erste ägyptische Großreich. Dann aber brach im Inneren die von Pharao Echnaton angeführte Revolution aus. Von außen zerschlugen die aus dem arabischen Raum vordringenden Bedui-

nen die ägyptischen Bastionen, eine nach der anderen. Am Ende der Regierung des Ketzerpharao Echnaton war auch das asiatische Großreich Ägyptens zu Ende. – Wie konnte es zu dieser Katastrophe kommen? Hier müssen wir uns der umstrittenen Gestalt des Pharao Echnaton zuwenden.

B) Echnaton, der Sonnenkönig

Den Namen Echnaton hatte er erst nach dem Umsturz angenommen. Er hieß ursprünglich wie sein Vater Amenophis (IV). Nur waren Vater und Sohn ganz verschiedene Typen.

6) War Echnaton krank?

Der Historiker John A. Wilson charakterisiert beide wie folgt:

„Der in späten Jahren abgekämpft und desillusioniert wirkende Amenophis III., hatte sich als junger Mann überaus tatkräftig gezeigt; er war ein begeisterter Jäger, ein initiativreicher Bauherr, ein energischer Staatschef. Vom Träumer, Intellektuellen, Fanatiker hatte sich in sein rundliches Gesicht nichts eingegraben.



[Abb. 47: Amarna: Bemalter Fußboden im Palast des Echnaton, 25/44.](#)

Sein Sohn, der anfänglich ebenfalls den Namen Amenophis führte, war schon äußerlich ein ganz anderer Typ. Sein Gesicht war schmal, fast hager, sein Ausdruck trübe, leidend, hochmütig, reserviert; eine nach innen gekehrte, fernen Dingen lauschende Persönlichkeit; schmale Hände, hängende Schultern unverhältnismäßig breite Hüften, ausladender Bauch. Möglicherweise hatte er von Kindheit an an irgendeiner organischen Krankheit gelitten, die ihn hinderte, es seinen robusten Vorgänger an Kraftaufwand und athletischen Leistungen gleich zu machen und ihn zu einem Leben intellektueller Leistungen verurteilte und auf die Gesellschaft von Haremsdamen statt auf die von Jagdkumpanen angewiesen sein ließ.

Physiologen, die sich mit seiner eigenartigen Erscheinung befaßt haben, sind sich über die Natur seines Leidens nicht einig. Immerhin hat er kein ganz kurzes Leben gehabt und siebzehn Jahre regiert. Daß sein Äußeres schon seit früher Jugend ungewöhnlich gewesen sein muß, kann man daraus schließen, daß der zurückgeworfene Kopf, der hängende Unterkiefer, die abfallenden Schultern und der Schmerbauch während seiner Regierungszeit zur allgemeinen künstlerischen Konvention wurden: das Abnorme muß also für ihn das Normale gewesen sein!“

7) *Bruch mit der Tradition*

Diese Charakterisierung scheint nun doch allzu negativ geraten zu sein. Sicher haben schon die alten Ägypter Echnaton als Ketzer verdammt, seinen Namen ausradiert, sein Werk vernichtet. Wäre Echnaton tatsächlich nur der Schwächling und Träumer gewesen, den seine schwächliche Konstitution vermuten läßt, so hätte er nicht Taten gesetzt, die geeignet waren, das politische, soziale und vor allem das religiöse Antlitz des alten Ägypten neu zu gestalten.

Welches Erbe fand er bei seinem Regierungsantritt vor? Das asiatische Imperium existierte noch, aber schon meldeten sich in diesem Raum neue Völker an. Die ägyptischen Positionen in Syrien-Palästina waren aufs Äußerste bedroht. Doch das Reich selbst war nach der langen Friedenszeit von fast einem Jahrhundert handlungsunfähig. Der Kriegsadel war reich geworden, und reich geworden war vor allem die Priesterschaft des Gottes Amon in Theben; und beide, Kriegsadel und Priesterschaft, suchten den Pharao zu kontrollieren. Um diesem innenpolitischen Machtkampf ein Ende zu setzen, entschloß sich Echnaton den von Intrigen erfüllten Boden der alten Hauptstadt Theben aufzugeben und eine neue Hauptstadt zu gründen, um mit neuen Männern und neuen Ideen ein neues Ägypten zu schaffen.

8) *Die Stadt „Horizont der Sonnenscheibe“*

Als Ort für die neue Residenz wählte er das 500 km nördlich am Nil liegende, von Bergen umrahmte Wüstenplateau, das wir mit unseren Eseln durchritten. Unter dem welligen Sand kann man noch die großzügig angelegte, neue Stadt des „Horizontes der Sonnenscheibe“ erkennen. Die Baubeschreibung weiß Folgendes zu berichten:

„Die Stadtgrenzen lagen etwa 13 km auseinander, die Stadtplanung war großräumig, umfassend, auf die Ewigkeit ausgerichtet. Hier sollte das neue politische und religiöse Zentrum entstehen. Hier wurden die königlichen Paläste und der Tempel der Sonnenscheibe erbaut. Dieser Tempel, – wie auch die kleineren Kapellen an verschiedenen Stellen der Stadt – war offen: die Sonnenscheibe in all ihrem Glanz konnte verehrt werden, und der Gegensatz zu den verborgenen und verschlossenen Mysterien der alten Tempel war augenfällig. Die Höflinge und Beamten paßten sich in ihren Residenzen den großen Dimensionen der weiträumigen Gartenstadt an. Der Kontrast zur gedrängten Enge Thebens trat plastisch hervor. Sogar die Arbeiterdörfer wurden in wohlgeordneten Straßen erbaut, mit kleinen, aber adretten und einheitlichen Häusern. Unter dem lebenspendenden Strahlenkranz der Sonnenscheibe sollte die attraktive Stadt naturnahe leben“.

9) *Die schöne Nofretete*

Irgendwann heiratete Echnaton seine grazile Schwester (?) Nofretete, die ihm sechs Töchter gebar. Ihre aufgefundene Büste entzückt jeden Betrachter. Dazu sagt der Kunsthistoriker:

„Die berühmte farbige Büste der Nofretete ist extrem in ihren fliehenden Linien, ihrem gestreckten Hals, ihrem träumerischen Ausdruck. Daneben gibt es konventionellere Darstellungen der Königin, die sie weniger exotisch erscheinen lassen. Doch sollte unsere Vorliebe für die anmutigen und natürlichen Portraits der Nofretete nicht den Blick dafür verbauen, daß solche Kunstwerke mit ihren verblüffenden fliehenden Linien und fließenden Flächen in höchstem Maße unägyptisch waren. Was sich unseren Augen als das „Gute“ an der Amarna-Kunst darbietet, war im Blickfeld der ägyptischen Tradition unbestreitbar abnorm und deswegen „schlecht“.

Damit ist bereits eine Wertung in die Kunstbetrachtung eingeführt, die uns auf das Schlagwort der damaligen Zeit verweist. Alles sollte nach der *ma'at*, der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, ausgerichtet sein. Wenn man ein modernes Wort aufgreifen darf, könnte man von Neo-Verismus oder von einem Naturalismus sprechen. Das

Leben sollte dargestellt werden, wie es in Wirklichkeit abläuft. So wurde denn der König ohne Scheu in tiefer Trauer beim Tode seiner Tochter dargestellt; andere Bilder zeigen ihn beim fröhlichen Mahl, wie er an einem Knochen nagt, oder spielend und scherzend mit seinen Kindern.

10) *Ritt zu den Felsengräbern:*

Wenn man sich nach dem Ritt durch die Sandebene die Mühe macht, zu den Felsengräbern hinaufzusteigen, kann man der entschwundenen Zeit neu begegnen. An den Wänden der Felsenkammer ist das Leben am Hofe Echnatons verewigt worden. Die ägyptische Fremdenverkehrsverwaltung hat sogar einen Generator aufgestellt, so daß die Bilder der wichtigsten Gräber bei guter Beleuchtung betrachtet werden können. Für die anderen Bilder ist es geraten, eine Taschenlampe mitzubringen. Ein unbeschwertes, fast zu schönes Leben wird an dieser Stätte des Todes dargestellt. Es gibt kein Grab, in dem nicht die strahlende Sonnenscheibe abgebildet wäre. Im Grab des Eje findet sich der berühmte Sonnenhymnus, der die Reformideen Echnatons am besten zum Ausdruck bringt.

11) *Der Sonnengesang Echnatons*

Dieser Sonnengesang ist so schlicht, daß es keine Ägyptologie braucht, ihn zu verstehen. Was jeder Mensch Tag für Tag erlebt, ist hier zum religiösen Lied geworden. Des Menschen Leben ist ohne Sonne nicht zu denken; Echnaton begrüßt ihr Aufgehen mit erhobenen Händen:

„Strahlend steigst du empor am Lichtberg des Himmels
du lebende Sonne, die zuerst gelebt!
Erscheinst du im östlichen Lichtberg,
so erfüllst du mit Schönheit alle Länder.
Du bist schön, du bist groß!
Du funkelt hoch über der Erde,
Deine Strahlen umarmen die Lande.
Du bist fern, doch deine Strahlen sind nah auf der Erde;
Du bist im Antlitz des Menschen, doch keiner sieht deinen Weg.“

Wie mit dem Aufgang der Sonne das Leben sich regt, so kehrt mit ihrem Weggang der Tod ein:

„Gehst du unter im westlichen Lichtberg,
so wird die Erde finster und tot.
Die Menschen ruhen in ihren Gemächern;
ihr Haupt ist verhüllt; kein Auge sieht mehr das andere.
Würden all ihre Sachen geraubt, die unter dem Kissen liegen,

sie würden nichts merken und sehen.
 Dann kommt aus seinem Versteck der Löwe.
 Das Gewürm beißt und auch die Schlange.
 Die Erde liegt tief im Schweigen,
 weil der Schöpfer in seinem Lichtberg zur Ruhe gegangen.“

Mit dem Erscheinen der Sonne beginnt das Leben auf der Erde von Neuem. Der Sänger Echnaton hat ein offenes Auge für alles, was sich da regt:

„Die Finsternis flieht, wenn deine Strahlen erscheinen,
 Es freuen sich die Länder Ägyptens.
 Die Menschen stehen auf, waschen sich, ziehen an ihre Kleider;
 ihre Arme lobpreisen dich, weil du erschienen.
 Die ganze Welt geht nun an die Arbeit.
 Die Schiffe fahren stromauf, stromab.
 Jeder Weg ist offen, weil du erschienen!“

Doch nicht bloß der Mensch, auch das Getier beginnt sich mit der aufgehenden Sonne zu regen. Im Palaste Echnatons wurde ein Gemälde freigelegt mit entzückenden Darstellungen von Pflanzen und Vögeln. Was dort in Farbe gebannt ist, wird hier in Worten besungen:

„Alles Vieh ist zufrieden mit seinen Kräutern;
 es grünen Bäume und Gräser.
 Die Vögel flattern fort aus den Nestern,
 ihre Flügel lobpreisen dich.
 Alles Wild springt behände dahin.
 Die Vögel, alles was flattert, -
 sie leben, weil Du erschienen!“

Staunend steht Echnaton insbesondere vor dem Geheimnis des werdenden Lebens:

„Du läßt reifen die Frucht in den Frauen;
 Du erschaffst in den Männern den Samen.
 Du erhältst das Kind im Leibe der Mutter;
 du beruhigst es, so daß es nicht weint.
 Du gibst den Atem, um jedes Geschöpf zu beleben!
 Wenn es aus dem Mutterleib kommt, um zu atmen,
 so öffnest du seinen Mund zum Sprechen
 und gibst ihm alles, wessen es bedarf.

 Das Junge im Ei spricht schon in der Schale;
 Du gibst ihm dort drinnen Luft, daß es lebe.
 Du hast im Ei eine Zeit bestimmt, bis es die Schale durchbricht.
 Es kommt aus dem Ei und läuft schon dahin auf den Füßen.“

Vom Wunder der Kleinwelt wendet der königliche Sänger nun seinen Blick auf Länder und Völker. Auch in ihnen findet er die Spuren und das Walten des Sonnengottes:

„Wie zahlreich sind deine Werke,
 Du einziger Gott, außer dem es keinen anderen gibt!
 Du hast die Erde nach deinem Herzen erschaffen, du ganz allein!
 Mit Menschen, Herden und allen Tieren;
 alles was auf Erden geht mit den Füßen;
 alles was in der Höhe fliegt mit den Flügeln;
 die Bergländer Syrien, Nubien, das Flachland Ägypten
 du hast jedes an seinen Ort gesetzt!
 Die Zungen der Menschen sind verschieden in ihren Sprachen
 und ebenso ihre Gestalten!
 Auch ihre Hautfarbe ist verschieden.
 Du aber hast sie alle gemacht!
 Ja Millionen von Gestalten hast du gemacht aus dir allein:
 Städte, Dörfer, Äcker, Wege und auch den großen Strom.
 Die Erde ist in deiner Hand wie auch die Menschen.
 Gehst du auf, so leben sie alle;
 gehst du unter, so sterben sie.
 Du selbst bist die Lebenszeit und man lebt nur in dir.“

Doch dieses allumfassende Gottesgeheimnis ist nur dem König Echnaton bewußt, der als Sohn des Sonnengottes bezeichnet wird:

„Kein anderer kennt dich als dein Sohn Echnaton;
 du hast ihn eingeweiht in deine Pläne, in deine Kraft.“

Die Schönheit und religiöse Kraft dieses Liedes hat lange nach Echnatons Tod noch weitergewirkt. Der biblische Sänger hat es für wert gefunden, es nachzudichten, ja teilweise wörtlich in seinem Psalm 103 (104) aufzunehmen.

12) Unduldsamer Monotheismus

In diesem Sonnengesang kommt die Leitidee der Reform Echnatons am besten zum Ausdruck. Die alten Ägypter verehrten die Gottheit in verschiedenen Tier- und Menschengestalten. Echnaton verwirft all diese Darstellungen und wählt für seinen Gott das abstrakte Bild der Sonnenscheibe, von der nach allen Richtungen Strahlen ausgehen, die dort, wo sie auf den Menschen treffen, in kleine Hände übergehen, die ein Henkelkreuz – die Lebens-Hieroglyphe – halten. Denn alles Leben kommt von der Sonne, die Bild des unsichtbaren Gottes ist. Manche Ägyptologen bezeichnen Echnatons Sonnenkult als solaren Monotheismus, als Sonnen-Eingott-

glauben; andere bezweifeln dies. Die Sonne wurde schon lange vor Echnaton bereits im Alten Reich verehrt; trotzdem darf man sagen, daß Echnaton einen neuen Weg eingeschlagen hat. So friedlich der Sonnengesang klingt, so stürmisch und unduldsam waren die Zeiten. Der Name des bisher am meisten verehrten Staatsgottes Amun wurde auf Inschriften und Säulen getilgt. Echnaton selbst hatte ja von Geburt Amen-ophis, „der Gott Amon bringt Heil“, geheißen, jedoch diesen verhaßten Namen geändert in Achet-en Aton, „der dem Aton dient“.

Hand in Hand mit diesem religiösen Umbruch ging auch der politische. Die bis dahin herrschende Adels- und Priesterschicht wurde entmachtet; eine neue Garde war an die Macht gekommen. Nach dem Sturz Echnatons dachte man dann mit Grauen an diese „neue Zeit“ zurück. „Die Tempel der Götter und Göttinnen waren in Stücke zerfallen. Ihre Schreine waren verlassen und von Unkraut überwuchert. Im Land ging alles drunter und drüber. Die Götter hatten dem Lande den Rücken gekehrt!“

C) Der religiöse und politische Zusammenbruch

Die Revolution Echnatons stieß also auf großen Widerstand, den er aber [in] seinen ersten Regierungsjahren mit Gewalt brach. In seinem 12. Jahr kam hoher Staatsbesuch in die Sonnenstadt. Die Königinmutter Teje, die auch nach der Gründung der neuen Hauptstadt in Theben zurückgeblieben war, besuchte mit großem Gefolge ihre Kinder. Sie kam nicht bloß, um nachzusehen, wie es ihren Kindern und Enkelinnen ginge; es scheint, daß sie ihren ganzen Einfluß aufgeboten hat, um Echnaton zum Einlenken zu bewegen. Von diesem Moment an schlug der Reformator tatsächlich einen milderen Kurs ein. Es hat den Anschein, daß seine Gemahlin Nofretete diesen Kurswechsel bezahlen mußte. Wahrscheinlich wollte man ihren zu großen Einfluß ausschalten. Echnaton verstieß sie als Frau und Königin und wies ihr in der Nordstadt einen Palast als weiteren Aufenthaltsort an.

13) Alarmmeldung aus Palästina und Syrien

Aber es gab nicht nur innenpolitische Schwierigkeiten. Aus den asiatischen Provinzen traf eine Alarmmeldung nach der anderen ein. Über die Vorgänge aus Palästina und Syrien sind wir aufs Beste informiert. Bei den Ausgrabungsarbeiten fand man im Palast das zum größten Teil unversehrte Reichsarchiv; darunter zahlreiche SOS-Rufe aus Palästina und Syrien. Was war inzwischen in der ägyptischen Nordprovinz geschehen? Von der großen Politik unbeachtet, hatten sich im Raum der syrisch-arabischen Wüste die Chapiru-Beduinen gesammelt, die nun versuchten, friedlich oder mit Waffengewalt ins Fruchmland einzudringen. Das Wort Chapiru (Apiru) wird von den Altorientalisten mit dem uns bekannten „Hebräer“ gleich-

gesetzt. Dabei ist aber zu beachten, daß die Chapiru-Hebräer nicht identisch sind mit den „Söhnen Israels“. Diese sind nur ein Teilstamm der großen hebräischen Volksgruppe. Während der Regierungszeit Echnatons fand auf der ganzen Linie von Nordsyrien bis hinunter nach Palästina die „hebräische Landnahme“ statt. Manche Städte leisteten längeren Widerstand, andere zogen es vor, die Eindringlinge aufzunehmen. So fiel auch die Stadt Jericho in die Hände der Hebräer; damit stand der Weg nach Jerusalem offen.

14) Briefe aus Jerusalem

In Jerusalem herrschte damals König Puti-Chepa, ein treuer Anhänger des Pharao. Die fünf Briefe, die er an Echnaton schrieb, zeugen von der beängstigenden Spannung und Gefährdung in jenen Tagen. Sein erster Brief im Jahre 1360 v. Chr. – nicht direkt an den König, sondern an den Staatssekretär, der die Schreiben dem König vorzutragen hatte – gerichtet, lautet:

„Sprich zum König, meinem Herrn folgendermaßen: Dein Diener Puti-Chepa sagt: zu Füßen meines Herrn werfe ich mich siebenmal und siebenmal siebenmal nieder.“

Nach diesen Huldigungsworten folgt der eigentliche Grund des Schreibens. Man wirft dem König von Jerusalem vor, daß auch er von Ägypten abgefallen sei. Dagegen verwahrt er sich:

„Man verleumdet mich beim König, meinem Herrn: Puti-Chepa sei abtrünnig geworden vom König seinem Herrn. Doch siehe, weder mein Vater noch meine Mutter haben mich in dieser Stadt zum König eingesetzt; der mächtige Arm meines Königs hat mich in diesem Gebiet eingesetzt. Warum sollte ich also eine Sünde begehen und vom Herrn, meinem König abfallen?“

Dann klärt er den Pharao über die tatsächliche Lage in Palästina auf. Nicht er ist abtrünnig geworden, sondern die anderen Stadtfürsten, die dem Druck der landnehmenden Hebräer nachgegeben hatten.

„Solange mein Herr der König lebt, sage ich dem Statthalter: Warum begünstigt ihr die Chapiru? Warum benachteiligt ihr die Stadtfürsten? Deshalb verleumdet man mich beim König, meinem Herrn, weil ich immer wieder sage: Es verkommen die Länder meines Königs, die Länder meines Königs verkommen!“

Neben dem einheimischen König von Jerusalem fungierte also noch der ägyptische Hochkommissar. Aber beide konnten beim Zusammenbruch der ägyptischen Macht in Palästina nichts anderes als Notrufe an den Hof in die Sonnenstadt schrei-

ben und Truppen anfordern. Wie bedrohlich die Lage schon war, folgt aus dem weiteren Text:

„Der König möge für sein Land sorgen, der König möge doch für sein Land sorgen! Abtrünnig geworden sind die Länder des Königs alleamt. Wenn ich auch hinziehen wollte, die Augen des Königs, meines Herrn zu schauen, es ist unmöglich. Die Feindschaft ist mächtig gegen mich und ich vermag nicht hinzuziehen zum König, meinem Herrn“.

Das heißt, daß die Verbindung zwischen Jerusalem und Ägypten bereits unterbrochen war und von den Hebräern kontrolliert wurde. Es gäbe nur eine Rettung: Ein starkes ägyptisches Hilfskorps zum Entsatz der bedrängten, noch zu Ägypten haltenden Stadtfürsten. Daher die Anforderung von Truppen:

„Es möge dem König, meinem Herrn, gefallen, Truppen zu schicken, damit ich hinziehen kann, die Augen meines Königs zu schauen. Es mögen doch Krieger herkommen; sonst verbleiben keine Länder dem König, meinem Herrn. Die Chapiru verwüsten alle Länder des Königs. Und wenn keine Truppen kommen, verkommen die Länder des Königs, meines Herrn!“

Mit verzweifelter Eindringlichkeit alarmiert Puti-Chepa den ägyptischen Hof. Daher nochmals:

„Solange der König, mein Herr, lebt, wenn ein ägyptischer Kommissar herkommt, sage ich: Es verkommen die Länder des Königs!“

Der Brief hat noch ein Nachwort. Hier wendet sich Puti-Chepa persönlich an den Staatssekretär, er solle den Brief so eindringlich wie möglich vorlesen und den Hauptpunkt unerbittlich betonen:

„An den Sekretär des Königs, meines Herrn: Puti-Chepa, dein Diener: Trage meine Worte dem König richtig vor: ‚Es verkommen die Länder des Königs! Die ganzen Länder des Königs verkommen!‘,“

15) Wiederherstellung der alten Ordnung

Diese SOS-Briefe trafen in der Sonnenstadt ein; sie wurden vorgelesen – und ins Archiv gelegt, wo sie die Ausgräber wieder entdeckten. Wegen der innenpolitischen Schwierigkeiten war Echnaton unfähig, Truppen an die syrisch-palästinische Grenze zu schicken, so daß die ägyptische Oberherrschaft in Vorderasien vollständig zusammenbrach.

Nach dem Tode Echnatons brach auch in Ägypten sein Werk vollständig zusammen. Der neue Herrscher Tut-anch-Amun verlegte unter dem Druck der Amunpriester-

schaft und des Militärs die Regierung wieder nach Theben. Die Sonnenstadt wurde nicht bloß verlassen, sondern systematisch zerstört: Die kaum vollendeten Tempel niedergerissen, der Name der Sonnenscheibe Aton auf allen Denkmälern getilgt. Das Gedächtnis des Ketzer-Pharao sollte endgültig gelöscht sein. Es dauerte ein halbes Jahrhundert, bis Ägypten sich wieder erholt hatte. Unter dem Soldatenkaiser Ramses II. wurden die verlorengegangenen Gebiete der Nordprovinz dem ägyptischen Großreich wieder unterworfen.

Somit gewinnen wir zum Abschluß von Echnaton den Eindruck, daß er in religiösen Belangen ein großer, geradezu bahnbrechender Idealist war, in praktischen politischen Fragen aber vollständig versagte.

Wohl muß man die Frage stellen, ob ein Anderer unter den schweren weltpolitischen Umständen fähig gewesen wäre, das ägyptische Imperium in Vorderasien zu behaupten. Es liegt eine tiefe Tragik über dem Leben und dem Werk dieses Mannes.

16) *Der Sonnengesang und Psalm 103*²

Über der von Echnaton gebauten Sonnenstadt liegt wie ein Leichentuch tiefer Wüstensand. Die Gräber in den Felsen sind leer; nur die Felszeichnungen künden noch den Glauben an die lebenspendende Kraft des Sonnengottes. Somit ist Echnatons Sonnengesang das kostbarste Kleinod, das uns aus jenen sturmbewegten Tagen geblieben ist. Und wer Psalm 103 liest oder betet, spürt die Kontinuität; gilt dieser Psalm doch als Nachdichtung von Echnatons Sonnengesang. Daher schließen wir diese Ausführung über den ägyptischen Sonnenkult mit dem biblischen Sonnengesang:

„Preise, meine Seele, den Herrn!
 Herr, mein Gott, wie bist du so groß!
 Mit Hoheit und Glanz umkleidet
 gleich einem Mantel umflossen von Licht!
 Du spanntest den Himmel wie einen Baldachin aus,
 Über den Wolken erbauest du deine Gemächer.
 Die Wolken sind dein Wagen,
 auf den Flügeln des Windes eilst du dahin.

 Du befahst den Quellen, die in den Bergen entspringen,
 hinab in die Bäche zu rinnen.
 Sie tränken alles Getier auf dem Feld,
 dem Wildesel löschen sie den Durst.

2 Claus Schedl zählt die Psalmen nach der griechischen Zählweise; in der hebräischen (üblichen) ist dies Psalm 104 (Anm. d. Hg.).

Dort wohnen die Vögel des Himmels,
durch die Zweige lassen ihr Lied sie erschallen.

Machst du dann finster und beginnet die Nacht,
da regt sich des Waldes Getier.

Die Jungen der Löwen brüllen nach Beute
und erbitten sich Speise von Gott.

Wenn die Sonne aufgeht, verschwinden sie alle,
dann geht der Mensch an sein Werk, an seine Arbeit bis Abend.

Wie zahlreich sind deine Werke, o Herr!,
Du hast sie alle in Weisheit geschaffen!
Drum will ich singen dem Herrn so lange ich lebe,
will spielen meinem Gott, solange ich bin.
Möge mein Lied ihm gefallen!“ (Ps 104)

Die Tanzenden Derwische: Radiovortrag, ORF 2. IV. 1965

Einleitung: Mit Ruderboot und Eseln

Im vergangenen Herbst (1964) verschlug es mich wieder auf etliche Wochen in die Türkei, wo ich vor allem in der Stadt KONIA den Spuren der tanzenden Derwische nachging. Will man eine Bewegung richtig verstehen, muß man sie in die Zeit ihrer Entstehung hineinstellen. Kein Ereignis steht für sich allein, jedes ist mit tausend Fäden an seine Umwelt gebunden. Dies gilt auch für die „Tanzenden Derwische“, einem islamischen Orden, der im Hoch-Mittelalter am Kulminationspunkt der arabischen Kultur in KONIA entstand, im osmanischen Reich ungeahnten Einfluß erlangte und bis ins 20. Jahrhundert weiterwirkte, bis er schließlich von Ata Türk, dem „Vater der Neutürken“ im Jahre 1925 aufgelöst wurde.

A) Das islamische Spanien

1) *Die Alhambra*

Wir beginnen unseren Rundgang in Spanien. Es gehörte lange zum islamischen Kulturraum. Das herrlichste Baudenkmal, Zeuge des damaligen Kunstschaffens, ist die AL HAMBRA, die „rote Moschee“ von Cordoba. Der Kunsthistoriker berichtet:

„Zu den großen Erinnerungen arabischer Hochkultur in Spanien gehört die vom Kalifen Abd ar-Rachman begonnene Moschee in Cordoba. Heute ist eine Kirche hineingebaut, die den ursprünglichen Eindruck verringert, im Wesentlichen aber ungetrübt erhalten hat. Wie muß der Raum gewirkt haben mit seinen 1400 Säulen, zwischen deren Hufeisenbogen 4700 Silberlampen von der reich geschnitzten Zederdecke herabhingen, um neunzehn Langschiffe, durchschnitten von dreiunddreißig Querschiffen, in ihr Licht zu tauchen! Abd-er-Rachmans Sohn Hischam vollendete den Bau des Vaters und fügte das Minarett hinzu“ (HUNKE 295).

Die Herrschaft der Omajjaden in Spanien war trotz aller politischer Wirren nicht bloß eine Zeit der äußeren Machtentfaltung; die Kalifen förderten auch Wissenschaft und Kunst. Damals hatten die arabischen Länder auf dem Gebiet der Wissenschaft gegenüber dem christlichen Abendland das Übergewicht. Um weise zu werden, mußte man bei den Arabern in die Schule gehen. Im Hoch-Mittelalter war das Verhältnis umgekehrt als heute: Europa galt damals in vielen Belangen als Entwicklungsgebiet.

2) *Der arabische Minnesang (Ibn Hasm)*

Aus der Zeit des ritterlichen Mittelalters ist unter anderem der Minnesang bekannt. Auch hierin haben die Dichter ihre besten Anregungen vom arabischen Minnesang erhalten. – Um ein Gesamtbild der Zeit zu gewinnen, müssen wir auch diesen Aspekt einbeziehen. Etwa um die Zeit, da die Alhambra gebaut wurde, lebte in Spanien der Dichter IBN HASM. Sein voller, klingender arabischer Name lautet: ABU MOHAMMAD IBN ALI IBN SA'ID IBN HASM. Er war Philosoph, Theologe, Naturwissenschaftler; doch seine diesbezüglichen Werke sind der Vergessenheit anheimgefallen. Einen Welterfolg über Jahrhunderte hinaus errang aber sein Minnesang, den er in dem Buch „HALSBAND DER TAUBE; über die Liebe und die Liebenden“ angestimmt hatte. Die deutsche Übersetzung von Max Weisweiler hat 38 Auflagen erlebt. Von den 400 Büchern auf 80.000 Blättern geschrieben, ist das „Halsband“ das köstlichste. Es spricht von Minnen und Meiden, von Worten, Augen und Briefen, von Freund und Feind und Tadler, von Untreue, Trennung und Leid, von Tod, Sünde und Ewigkeit. Theoretische Abhandlung, beispielhafte Erzählung und Gedicht bilden eine köstliche Dreiheit. Wir greifen wahllos irgendein Beispiel heraus:

„Die Liebe ist – Allah schenke ihr Ruhm! – eine unheilbare Krankheit, deren Besserung von der Behandlung abhängt. Sie ist ein angenehm empfundenes Leiden und eine ersehnte Krankheit. Wer von ihr frei ist, mag die Gesundheit nicht, und wer daran leidet, verlangt nicht nach Genesung. Die Liebe läßt dem Manne schön erscheinen, was er vorher verachtete, und leicht, was ihm zuerst als schwierig vorkam. Ja, sie kann sogar die angeborenen Wesenszüge vorteilhaft umwandeln. Doch alles dies wird, so Allah es will, in betreffenden Kapiteln noch ausführlich dargestellt. Höret vorher diese Erzählung:

„Ich habe einen Jüngling gekannt, dem die Leidenschaft böß zusetzte, der ganz und gar in die Schlingen der Liebe verstrickt war. Das Siechtum hatte ihn ganz entkräftet. Sein Herz suchte keine Erleichterung dadurch, daß er Allah, den Mächtigen und Erhabenen, um Erlösung aus der Not gebeten hätte. Trotz seiner schweren Prüfung und dauernden Sorge galt sein Gebet vielmehr nur der Erringung des geliebten Wesens. – Was soll man von einem Kranken halten, der nicht den Wunsch hegt, von seinem Leiden befreit zu werden? – Als ich eines Tages mit ihm beisammensaß, sah ich mit Bedauern, wie er den Kopf hängen ließ, in welch üblem Zustand er war, und wie er seinen Blick zu Boden senkte. Darum sagte ich zu ihm: „Möge Allah dich von deinem Kummer befreien!“ – Doch da wurde er gar unwillig! Und mir kam die Erkenntnis, die ich in folgendem Gedicht faßte:

Mein Leid um dich, der Hoffnung Ziel,
 erscheint gar köstlich mir.
 Bis meine Tage enden, kehre
 ich nimmer mich von dir.
 Wenn man mir sagt: ‚Vergessen wirst
 Du bald der Liebe sein‘,
 So spreche ich als Antwort nur
 Das eine Wörtchen ‚Nein!‘.“

3) Cordoba, die größte Stadt Europas

So und noch viel erschütternder sang der Andalusier Ibn Hasm. Die Perle Andalusiens aber war CORDOBA. Weit an den grünen Ufern des Guadalquivir, d. i. des „Großen Stromes“, breitete sich die damals größte Stadt Europas [aus]. Außer den Wohnungen der Wesire und Beamten besaß Cordoba 113.000 Wohnhäuser, 600 Moscheen, 300 Bäder, 50 Krankenhäuser, 80 öffentliche Schulen, 17 höhere Lehranstalten und Hochschulen – im 9. Jahrhundert mit 4000 Studenten der islamischen Theologie! – und 20 öffentliche Bibliotheken, die Tausende von Büchern enthielten. Dies alles zu einer Zeit, da keine einzige Stadt Europas, außer Konstantinopel, mehr als 30.000 Einwohner zählte. – Dies alles muß gesagt sein, um daran zu erinnern, daß damals der islamische Süden die geistige und kulturelle Führung an sich gerissen hatte. Vom spanischen Westen her begann der Arabismus ganz Europa zu überziehen, das einstweilen noch scheu bewundernd, teils voller Argwohn, aber jedenfalls passiv zusah, bis dann endlich das germanisch-christliche Abendland reif war, diesem geistigen Riesen auf gleicher Ebene zu begegnen.

4) Aufbruch der Wissenschaft (Ibn Roschd)

Doch bevor wir von Andalusien Abschied nehmen, müssen wir noch eines großen Philosophen und Arztes gedenken, dessen Ideen die damalige Welt bis in die Grundfesten aufwühlten. Die Lateiner nannten ihn AVERROES, sein arabischer Name lautete IBN ROSCHD. Dieser Philosoph aus Cordoba schwor auf seinen ARISTOTELES: Alles sei in ihm enthalten! Mit Ibn Roschd erwacht die alte griechische Philosophie zu neuem Leben und pochte an die Grundfesten des Islam und auch des Christentums. Ob man wollte oder nicht, man mußte sich damit auseinandersetzen. Die Philosophiegeschichte faßt seine Ideen folgendermaßen zusammen:

Dieser moderne Araber ging mit seiner Kühnheit weit über das griechische Idol hinaus. Die Schöpfung aus dem Nichts sei nur ein Mythos! Die Welt ist in Wahrheit ein ewiges Werden, fortwährende Schöpfung Gottes; Er selbst die Gesetzmäßigkeit, die Ordnung, der Geist des Uni-

versums. Dieser göttliche Geist leuchtet, Erkenntnis schaffend, in die menschliche Seele hinein. Averoes lehrte die doppelte Wahrheit, die des Wissens und die des Glaubens. Es hieß, daß er die Unsterblichkeit der Seele leugnete. Das mußte aber einer gesagt haben, der ihn nicht gelesen hat. Er macht nur diffizile Unterscheidungen. Der aktive Teil der Seele sei wie die Sonne, die alle Gegenstände durchleuchtet und dennoch überall und immer dieselbe bleibt. Mit ihm haben wir Teil an Gott, er ist unsterblich und ewig wie die ewig werdende Welt.

B) Brückenkopf Sizilien

5) Friedrich II., Kaiser zwischen zwei Welten

Die Wirkung dieser Ideen wäre auf den arabischsprachigen Raum beschränkt geblieben, hätte es nicht einen Friedrich II., den Stauferkaiser mit seiner Residenz in Sizilien gegeben. – Wenn wir Sizilien sagen, denkt heute der Norditaliener beschämt an die rückständige Südprovinz, in der die Mafia ihr Unwesen treibt. Im hohen Mittelalter aber war Sizilien der Brückenkopf zu Europa, der vorgeschobene Posten arabischer Zivilisation und Geistigkeit, das Traumland der deutschen Kaiser. Der Hof [von] Friedrich II. wurde zum Umschlagplatz des Geistes. Ein gutes Geschick fügte es, daß der Schotte Michael Skotus, der bei den Arabern in Spanien studiert hatte, an diesen Hof kam. Er übersetzte die arabischen Philosophen ins Lateinische. Kaiser Friedrich sandte Abschriften davon an die europäischen Universitäten, vor allem an die bedeutendste in Paris. Damit wurde Sizilien zum Einfalls- tor der arabischen Philosophie. Den Kaiser verband innige Freundschaft mit dem gelehrten Schotten, der selbst bezeugt:

„Mich, Michael Skotus, seinen getreuesten Astrologen, hat er zu sich gerufen und mir in tiefer Heimlichkeit, nachdem er lange nachgedacht hatte, folgende Fragen vorgelegt über die Grundlagen der Erde und ihre Wunderbarkeiten. Er wollte wissen, wieviel Himmel es gibt? Nüchtern und leidenschaftslos stellte er die Fragen: Sag uns weiter das Maß dieses Erdkörpers, die Dicke und Länge, und wie weit es ist von der Erde bis zum höchsten Himmel und von der Erde hinab in die Tiefe. Und wie es ist mit der Unsterblichkeit der Seele, der Ewigkeit Gottes und der Zeitlichkeit der Welt?“.

Aus dieser privaten Notiz können wir den suchenden Verstand des Kaisers herausspüren, der unermüdlich um die Erklärungen der Welträtsel gerungen hat.

6) *Wissenschaftliche Deputation nach Mossul*

Da damals die arabische Wissenschaft der europäischen weit voraus war, entsandte der Kaiser wissenschaftliche Deputationen mit Schreiben an die verschiedenen arabischen Höfe. Unter anderen ist ein arabischer Bericht über den Besuch einer Delegation des „hochgebildeten und grundgescheiten Imberure der Franken, des Kaisers der Franken“ in Mossul erhalten, wo der Mathematiker und Astronom IBN JUNIS dozierte. Wir lesen:

„Zu Badr ab-Din Lulu, dem Statthalter von Mossul, kam ein Gesandter des Frankenkönigs Imberu [imperator=Kaiser], der sehr bewandert in der Wissenschaft war, mit Problemen aus der Wissenschaft der Gestirne und anderen Gebieten, mit dem Wunsch, daß Scheich Ibn Junis sie lösen möge. – (Scheich bezeichnet nicht bloß den Häuptling eines Beduinenstammes, sondern ist auch Titel der Gelehrten, etwa Professor im modernen Sinn). – Da ließ der Herrscher von Mossul Ibn Junis verständigen und ihm sagen, er möge in seiner Kleidung und Haltung den Anstand wahren; dies deshalb, weil er von Ibn Junis wußte, daß er stets abgetragene Kleider zu tragen pflegte und sich um die Dinge der Welt überhaupt nicht kümmerte.“

Der Berichterstatter erzählt weiter:

„Ich war gerade bei ihm, als ihm gemeldet wurde, der Gesandte der Franken nähere sich der Schule. Da schickte er ihm einen Rechtsgelehrten zur Begrüßung entgegen. Und als der Gesandte eintrat und auf Ibn Junis zuing, da war der Boden mit den schönsten und kostbarsten griechischen Teppichen bedeckt und eine Menge Sklaven standen um ihn. Der Scheich schrieb dann die Antworten auf und erledigte die Fragen der Reihe nach. – Als der Gesandte weggegangen war, verschwand vor unseren Augen wieder alles, was wir gesehen, und ich sprach zum Scheich: „O Herr! Wie wunderbar war alles, was wir soeben an Glanz und Pomp gesehen haben!“ – Da lächelte er und sprach: „O Freund, es ging ja um die Wissenschaft!“

7) *Kompromiß in Palästina*

In diesem entscheidenden Jahrhundert des Hochmittelalters ging es tatsächlich um die Wissenschaft. Und zwar rüstete sich die arabisch geprägte Philosophie zum Großangriff auf die Festung des christlichen Abendlandes. Die Kreuzzüge waren durch die Heerscharen des Islams zurückgeschlagen worden und allmählich im Sande verlaufen. Friedrich II. gelang noch ein vorteilhafter Kompromiß. Nicht mit Waffengewalt, sondern auf diplomatischem Wege erreichte er, daß den Christen der

Zugang zu den heiligen Stätten, vor allem zur heiligen Stadt Jerusalem, freigegeben wurde. Als seinen Gesandten in Jerusalem bestellte er Thomas von Aquin, Graf von Acerra.

C) „Der stumme Ochse“ (Thomas von Aquin)

8) *Im arabisch-christlichen Milieu*

Damit ist ein Name gefallen, der aufhorchen läßt. Es handelt sich um den Großonkel des späteren Theologen und Heiligen Thomas von Aquin, den Chesterton zwar den „stummen Ochsen“ nennt, den aber die ganze Welt hörte. Baumeister dieser Zeit haben die gotischen Dome mit ihrer steinernen Schönheit erbaut, der Aquinate aber baute den geistigen Dom der wissenschaftlichen Theologie, der auch in unsere Zeit hineinragt. Thomas gilt als der größte Theologe des Mittelalters; er wurde dies nicht ohne die Araber. Denn die arabische Tradition gehörte sozusagen schon zum Familienerbe. Der Großonkel war Exponent des Christentums in Jerusalem; der Onkel Jakob wurde als Edelknabe am Hofe Friedrichs II. erzogen und heiratete später die Kaisertochter Margarethe. Nach arabischem Vorbild dichtete er Minnelieder. Für Thomas und seinen Bruder Reinald, der ebenfalls in die Fußstapfen der arabischen Sänger trat, wäre ein ähnlicher Bildungsweg vorgesehen gewesen. Thomas sollte modern, das hieß damals nach arabischem Vorbild, ausgebildet werden! Am Hofe Friedrichs war dazu reiche Gelegenheit. Doch Thomas entschied sich für die geistliche Laufbahn und wurde BETTELMÖNCH!

9) *Der wütende Riese*

Nun ist zum ersten Mal das Schlagwort gefallen, das wir zum Verständnis der tanzenden Derwische brauchen. Doch davon später! Die Verwandten waren mit Thomas' Plänen nicht einverstanden, sie wollten ihn mit brutaler Gewalt von diesem Wege abbringen. Schon hatte er sich auf die Reise gemacht, um an der Universität Paris weiter zu studieren, als er unterwegs von verummten Gestalten überfallen und in ein Burgverlies auf dem Schloß seiner Väter gebracht wurde. Dort eingesperrt, sollte er auf bessere Gedanken kommen. Man ging sogar so weit, ihm eine Kurtisane in sein Verließ zu schicken, die ihm die Lust der Welt beibringen sollte. Chesterton schildert die Szene mit unnachahmlicher Anschaulichkeit:

„Er sprang von seinem Sitz auf, riß ein glühendes Scheit aus dem Feuer, stand da und schwang diesen Brand hin und her wie ein flammendes Schwert. Begreiflicherweise kreischte das Weib laut auf und lief davon, und – gerade das wollte er. Was mag sie sich wohl von diesem verrückten Riesen gedacht haben, der da mit Feuerbränden umher-

fuchtelte und offenbar das Haus in Brand zu stecken drohte? Er tat aber nichts weiter, als daß er hinter ihr zur Türe schritt und diese krachend ins Schloß warf. Dann plötzlich mit einer Art wilder Feierlichkeit schmetterte er das glühende Scheit gegen die Tür, um dieser ein großes schwarzes Kreuz einzubrennen; drehte sich um und warf das Scheit ins Feuer. Und ließ sich dann wieder auf dem Stuhl des unentwegten Forschens nieder, dem Lehrstuhl der Philosophie, dem verborgenen Thron der Beschaulichkeit, um sich nie wieder von ihm zu erheben“ (Chesterton 66).

10) „Summe gegen die Heiden“

So hat Thomas von Aquin nicht die arabische Minne und Philosophie gewählt, sondern die Gottesminne und Theologie. Er ist der eigentliche Sieger der Kreuzzüge. In seinem großen Werk „Summa contra gentiles“ / „Summe gegen die Heiden“, setzte er sich wie kein anderer vor ihm mit dem theologischen System des Islam auseinander. Sein Gedankengebäude und damit auch das Gebäude der späteren scholastischen Theologie ist im Dialog mit dem Islam zur vollen Reife gediehen.– Leider ist der Dialog zwischen Islam und Christentum schon lange verstummt; dies auch deshalb, weil die islamische Theologie steril wurde und ihre Strahlkraft verlor.

11) *Im Schafwollkleid*

Wir haben Thomas einen BETTELMÖNCH genannt. Er gehörte zu den ersten Nachfolgern des heiligen Dominikus. Das Kleid der Dominikaner ist gelblich-weiß. Es sollte aus dem „Stoff der Armen“, aus Schafwolle, gewoben sein.

Nun ist es geradezu faszinierend, religionsphänomenologisch zu beobachten, daß zur selben Zeit auch im Islam die Bettelmönche mit den Schafwollkleidern auftauchen. Sicher war es ein stiller, aber umso eindringlicher Protest gegenüber der überzivilisierten und überverfeinerten arabischen und abendländischen Gesellschaft. Im Arabischen heißt „Wolle“ *suf*; davon wird das Wort *sufi* abgeleitet, das einen Mann mit Wollkleid bezeichnet, im Besonderen aber einen Mann, der das arme Kleid anzog und sich ganz und gar einem gottinnigen Leben weihte.

Im christlichen Abendland gab es neben den Dominikanern einen zweiten Bettelorden, die Franziskaner. Allbekannt ist der Sonnengesang des heiligen Franziskus, des Armen von Assisi. Singend, Gott preisend, geradezu tanzend vor Gottinnigkeit, ging er seinen Weg, der auch heute noch Christen und Heiden in seinen Bann zieht. Nun möchte mir scheinen – denn bei näherem Studium drängen sich einem Ähnlichkeiten auf, die nicht wegzuleugnen sind! –, daß gerade der Gründer des Derwisch-Ordens die islamische Ausprägung des heiligen Franz von Assisi ist. Beide

lebten zur selben Zeit, der eine in Italien, der andere in Kleinasien. Beide beschritten neue Wege, beide haben auf Jahrhunderte hinaus weitergewirkt. Beide haben die gleichen Ausgangspositionen: die geistige Welt des hohen Mittelalters, in der griechisch-arabischer und abendländisch-christlicher Geist nach neuen Lebensformen suchte.

D) „Die Glorie der Religion“ (Dschalal ed-Din)

Die vorausgehenden Ausführungen waren notwendig, um den Hintergrund zu schildern, vor dem das Neue aufbricht. Arabischer Minnegesang, arabische Philosophie, abendländisches Rittertum und christliche Theologie: alles in einem unerhörten Aufbruch zu neuen Ufern.

Und so beginnen wir nun mit der Frage: Was heißt Derwisch eigentlich? Wir geben dem Lexikographen das Wort:

„Das Wort Derwisch wird gewöhnlich aus dem Persischen abgeleitet und erklärt als „Türabsucher“ im Sinne von „Bettler“. Das Wort ist weit hin durch den ganzen Islam verbreitet in der Bedeutung des Mitgliedes einer religiösen Bruderschaft, ist aber im Persischen und Türkischen enger umgrenzt und bezeichnet hier einen Bettelmönch, den man auf Arabisch FAKIR nennt. In Marokko und in Algerien braucht man für Derwische im weitesten Sinn das Wort ICHWAN, „Brüder“, italienisch FRATE. Diese Bruderschaften bilden im Islam den organisierten Ausdruck des religiösen Lebens“.

Soweit das Lexikon. Es spricht von den Derwischen als von religiösen Bruderschaften; im christlichen Sprachgebrauch können wir daher mit Recht von islamischen religiösen Orden sprechen. Solche Bruderschaften hat es im Islam wie auch im Christentum viele gegeben. Uns interessiert hier die Bruderschaft der Tanzenden Derwische.

12) Um- und Irrwege nach Konia

Der Ordensgründer trägt den stolzen Namen, den ihm sein Vater gab: Dschalal ed-Din, d.i. auf Deutsch: „Glorie der Religion“. Und dies war er für seine Anhänger in Wahrheit! Seine Jünger nennen ihn einfach MAWLANA, d.i. „unser Meister“. Er selber führt in seinem Namen noch den Titel er-Rumi, der „Römer“. Diese Bezeichnung hat mit den Römern Roms nichts zu tun, er bezieht sich vielmehr auf Neu-Rom, Konstantinopel und auf das neuromische Reich in Kleinasien. Hier waren im Laufe des zwölften Jahrhunderts die seldschukischen Türken eingedrungen und

hatten ein eigenes Reich mit der Hauptstadt KONIA gegründet. Und diese Stadt ist der Gründungsort des Derwisch-Ordens.

Will man einen Orden verstehen, muß man sich vor allem um das Verständnis der Gründergestalt bemühen. Wer war Mawlana, der Meister; woher kam er? Die Biographie gibt folgende Auskunft: „Dschalal ad-Din er-Rumi, einer der größten mystischen Denker und Dichter des Islam, wurde in der Stadt Balch in Persien im Jahre 1207 christlicher Zeitrechnung, das ist das Jahr 604 nach der Hedschra, geboren. Seine Familie behauptete von Abu Bakr, dem Schwiegervater des Propheten Mohammed, abzustammen. Jedenfalls war sie mit dem Königshaus von Chwarism verschwägert. Mit drei Jahren wurde er von seinem Vater nach Nischapur gebracht und dem alten Mönch Attar zur Erziehung anvertraut. Dieser soll, vom Geiste erleuchtet, sofort seine künftige Größe erkannt und ihm „das Buch der Geheimnisse“ übergeben haben.

– Diese stille Idylle wurde durch den Zorn des Herrschers zerstört. Sein Vater mußte außer Landes flüchten und nahm natürlich den kleinen Dschalal mit auf die Flucht. Es folgte ein unstetes Wanderleben. Bagdad, Mekka, Damaskus und andere Orte bilden die Stationen dieser Wanderung. Im Jahre 1226, im Todesjahr des heiligen Franz von Assisi, fand die Familie ein neues und bleibendes Heim in der Stadt KONIA im Schutze des Seldschukenfürsten Ala ed-Din Kaikobad. Hier nun konnte Dschalals Vater ungestört seine Lehrtätigkeit ausüben; denn seine eigenwillige Lehre war ja der Grund, daß er die Heimat hatte verlassen müssen.“

Der Fürstensitz in Konia war damals Zentrum der Gelehrsamkeit. Hier muß aber bemerkt werden, daß nicht mehr das Arabische – wie an den spanischen Höfen der gleichen Zeit – sondern das Persische die Sprache der Wissenschaft war. Der junge



[Abb. 48: Konya: Über der Schrift
meditierender Derwisch.
Modell im örtlichen Museum, 54/29.](#)

Dschalal folgte den Spuren seines Vaters und wollte sich ebenfalls der Laufbahn des Gelehrten widmen: Philosophie, Naturwissenschaften, Astronomie und Mathematik und nicht zuletzt Theologie: das waren die Fächer, die damals studiert wurden. Unter anderem stand ja die Mathematik an einem Kulminations- und Wendepunkt. Damals kamen von Indien über Persien die arabischen Ziffern- also unsere Zahlen, die uns so selbstverständlich [sind] – ins Abendland. So wäre Dschalal wie sein Vater Professor geworden, wenn nicht ... ja wenn nicht eine Begegnung mit einem heiligen Mann seinem Leben eine andere Wendung gegeben hätte.

13) Wende von der Wissenschaft zur Mystik

Eines Tages kam ein Sufi, ein Wandermönch, nach Konia, Schams ed-Din Tibrizi mit Namen, d.i. „Sonne der Religion aus Täbris“. Er sah Dschalal ed-Din, der damals schon ein Mann von 35 Jahren war. Und hier geschah es: Nicht der junge Professor zog mit seinen gelehrten Gedanken den Wandermönch in seinen Bann, sondern umgekehrt: Die mystische Art der Gottinnigkeit brachte für Dschalal die große Wende seines Lebens. Er entsagte der Wissenschaft, um sich nur mehr ganz allein der Mystik, d.i. die Gottinnigkeit, zu widmen. Dschalals Bekehrung machte in Konia sicher ein ähnliches Aufsehen wie die des heiligen Franziskus in Assisi. Von seinem Entschluß war er aber durch nichts mehr abzubringen. – Und nun geschah etwas Eigenartiges. Sufis und fromme Wandermönche gab es schon früher. Dschalal aber ging nicht auf Wanderschaft und Bettelfahrt. Er blieb in Konia. Doch es konnte nicht anders sein, es scharten sich bald Jünger um ihn, die den Kern des neuen Ordens bildeten.

14) Das literarische Lebenswerk Dschalals:

Bevor wir etwas über die Eigentümlichkeiten dieses neuen Ordens sagen, müssen wir das literarische Lebenswerk Dschalals kurz würdigen. Denn Dschalal hat seine neuen Erkenntnisse in theologischen Werken und geistlichen Minneliedern niedergelegt. Wir geben das Wort einem Literarhistoriker:

„Dschalal ed-Din ist ein sehr großer Dichter; er besitzt die verschiedensten Eigenschaften: Vielseitigkeit und Urwüchsigkeit, erhabenen und malerischen Ausdruck, Gelehrsamkeit, Gemütsiefe und Gedankenreichtum. Sein Hauptwerk ist der MATHNAWI, eine umfangreiche persische Dichtung in sechs Büchern, in der Fabeln, Geschichten, Symbolisches und Betrachtungen zur Erläuterung und Erklärung der sufischen Lehre einander abwechseln. Dieses Werk hat ihn 14 Jahre lang beschäftigt, bis es voll ausgereift war. Hintereinander durchgelesen würde das Buch ermüden; aber wenn man diese ungeheure Dich-

tung aufs Geratewohl aufschlägt und ein paar Seiten daraus liest, wird es sicher einen tiefen Eindruck machen“.

Um einen wenn auch nur fernen Eindruck von der Schönheit dieses Werkes zu vermitteln, seien einige Gedanken herausgehoben. Als erstes muß nochmals betont werden, daß es sich um Mystik handelt; darunter versteht man das Bemühen des Menschen, Gott innerlich und „innig“ nahe zu erleben. Viel stärker als der denkende Verstand kann das liebende Herz den unergründlichen Gott erfassen. Hierin treffen einander auf weite Strecken christliche und islamische Mystik.

a) Das Problem des Bösen

Als erstes heben wir das Problem des Bösen in der Welt heraus. Hat Gott die Welt erschaffen? Wie ist es dann möglich, daß es auch das Böse gibt? Dschalal ed-Din gibt folgende Erklärung: Er sagt, daß auch das Böse zur Verherrlichung Gottes beitragen muß und zu seiner Vollkommenheit gehört. Ein Maler, der das Häßliche darstellen will, ist dann ein guter Maler, wenn er das Häßliche wirklich häßlich darstellt. Daher schrieb der Meister: „Das Häßliche spricht: O König, Schöpfer des Häßlichen, du bist ebenso mächtig im Schönen wie im Häßlichen, das man verachtet!“

Damit ist das Problem sicher nicht denkerisch gelöst, wohl aber von innen her bewältigt. Denn Gott ist der immer noch Größere, in dem die für den Menschenverstand unlösbaren Rätsel ihre Lösung finden. Daher das Grundbekenntnis des Islam: ALLAHU AKBAR, Gott ist der Größere! Und diesen größeren Gott erreicht man mit der Kraft des liebenden Herzens.

b) Das glühende Herz

In seinem Buch weist er öfters auf Moses und den brennenden Dornbusch hin. Er läßt Gott folgende Worte zu Moses sprechen:

„Was gelten mir Worte? Ich brauche ein glühendes Herz! Laß die Menschen in Liebe entflammen, und kümmere dich dann weder um den Gedanken noch um den Ausdruck!“

Der Liebe Eigenart ist das Sich-Verströmen, das Aufgehen des eigenen Ich in dem geliebten DU. Nun sagen die Kritiker, Dschalal ed-Din vertrete die indische Nirwana-Lehre. Das Ende des Menschenweges sei das vollständige Aufgehen im NICHTS. Es ist jedoch bekannt, daß das indische Nirwana nicht das Nichts in unserem Sinne meint. Man könnte sagen, daß gerade das Gegenteil, das Aufgehen im starken, ewigen, unendlichen göttlichen Sein damit bezeichnet werden soll. Das Eingehen ins „Nichts der Welt“ ist das Untertauchen im unendlichen Ozean der göttlichen Liebe. Dies vorausgesetzt, wird man folgenden Hymnus vielleicht verstehen können:

„Ich sterbe als Stein und werde zur Pflanze;
 Ich sterbe als Pflanze und steige zum Tier auf;
 Ich sterbe als Tier und werde als Mensch geboren.
 Und wenn ich als Mensch sterbe,
 werde ich als Engel wieder aufleben.
 Ja, ich werde selbst über die Engel emporsteigen,
 um etwas zu werden, was kein Mensch noch gesehen!
 Dann werde ich das Nichts sein, das Nichts!“

c) *Gott und das Nichts*

Der Mystiker spricht hier anscheinend von der Seelenwanderung; doch dieser Gedanke ist dem Islam fremd. Es geht eher um die Himmelsleiter, um den Aufstieg von der untersten Schöpfungsstufe, dem toten Stein bis zum höchsten Sein, das ganz anders ist als alle Wesen der irdischen Welt, das sozusagen „Nichts“ mehr von der vergänglichen Welt an sich hat, und ebendeswegen „Nichts“ genannt wird, obwohl dieses Wort das göttliche Sein meint. Da alle Dinge der Welt Stufe und Leiter zu Gott sind, fühlt sich der Mystiker allen Dingen verwandt. Der Arme von Assisi nannte Sonne, Mond, Blumen, Wasser seine Brüder und Schwestern, die er zum Gotteslob einlud. Der islamische Dichter singt:

„Ich bin das Sonnentäubchen und der Sonnenball!
 Ich bin die Morgenröte und der Abendhauch;
 Doch ER ist der Lebendige und Beständige,
 ALLAHU AKBAR, der immer noch größere Gott!“

E) Der Tanz der Derwische

15) *Der Reigen des Kosmos*

Soll nun diese Seelenhaltung einen äußeren Ausdruck finden, ist der religiöse Tanz das Nächstliegende. Mawlana, der Meister, hat den Tanz in seine Bruderschaft aufgenommen; und daher stammt der Beiname „die tanzenden Derwische“. Da heute der Derwisch-Orden aufgehoben ist, hatte ich keine Gelegenheit, diesen Andachtstanz mitzuerleben. Hören wir daher den Bericht Mortons aus früheren Zeiten:

„Als ich diese Zeremonie in Damaskus sah, hielt ich sie für eindrucksvoll und schön. Die gewöhnliche Bezeichnung ‚Tanzen der Derwische‘ ist keine zutreffende Beschreibung der Bewegung. Man könnte sie genauer ‚sich drehende Derwische‘ nennen. Die Zeremonie ist feierlich und würdig. Nach Gebeten stellt sich eine Gruppe von entweder neun, elf oder dreizehn Derwischen auf dem



Abb. 49: Konya: Tanzende Derwische. Modell im örtlichen Museum, 54/29.

bloßen Boden auf und eine aus acht Spielern bestehende Gruppe, die auf altmodischen Instrumenten, wie zum Beispiel auf einem Hackbrett, einem Tambur oder einer einseitigen Violine musizieren, läßt eine rhythmische und fesselnde Melodie ertönen. Die Tänzer sind in lange, faltige Gewänder mit hoher Taille gekleidet, die bis zum Boden reichen. Auf dem Haupte tragen sie braune, kegelförmige Filzkappen. Jeder streckt, sobald die Reihe an ihn gekommen ist, den rechten Arm senkrecht empor, die Handfläche nach oben gerichtet, während der linke Arm, mit der Handfläche nach unten steif abwärts gehalten wird. Der Kopf ist leicht zur rechten Schulter geneigt. Ich fragte einen Derwisch, ob diese Figur eine Bedeutung besitzen solle und er antwortete: Der Tanz ist die Umdrehung der Sphären, und die Hände symbolisieren die Aufnahme des Segens von oben und seine Spendung zur Erde hinab.“

Dieser positiven Wertung müssen wir, um einen echten Eindruck zu vermitteln, auch einen negativen Bericht aus dem Jahre 1918 von Walter Hawley gegenüberstellen:

„Nach dem Schlagen von Trommeln und einem barbarischen Gesang, der all die Kläglichkeit eines Grabliedes besaß, schritten 19 Derwische, einige von ihnen noch in blühender Jugend, andere mit bleichen, asketischen Gesichtern, mehrere Male mit begräbnismäßigem Gang im Raum hin und her. Dann begannen sie sich zuerst langsam, mit einem leeren Blick in den Augen, als wäre ihr Sinn in tiefe Ruhe versunken, zu drehen. Bald jedoch drehten sie sich schneller und schneller, bis sie wie sausende Kreisel wirbelten, wobei sie aneinander vorbei vortraten und zurückwichen, ohne je anzustoßen. Bald jedoch schienen sie aus dem Reiche des Gemeinsamen in eine Abgeschiedenheit zu treten, die zu vollkommener Ekstase führte. – Der lichte Tag draußen wurde durch schwere Wolken, die den Himmel bedeckten, verkürzt; drinnen wurde es immer düsterer, bis schließlich die Derwische Schatten aus einer anderen Welt glichen, die über den Boden huschten. Es war, als wären ihre eigenen Gemüter und ihr Wille völlig von jenen Kräften beherrscht, die von ihnen symbolisch dargestellt wurden“.

Für Mawlana war also der Tanz nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Meditation. Durch Musik und rhythmische Bewegung sollte die Harmonie über Leib und Seele kommen. In dieser inneren Ausgeglichenheit, aller irdischen Dinge ledig, wäre auch die innere Bereitschaft zur Hingabe an Gott mitgegeben. Nun ist bekannt, daß es fast bei allen alten Völkern einen sakralen, heiligen Tanz gab. Mawlanas Tanz unterscheidet sich von den anderen dadurch, daß er Meditationstanz ist; durch Tanz eingehen in die himmlischen Sphären.

16) *Die heulenden Derwische*

Um aber ein vollständiges Geschichtsbild zu gewinnen, muß auch auf andere Derwisch-Typen verwiesen werden, die wohl in erster Linie dazu beigetragen haben, auch die tanzenden und meditierenden Derwische in Verruf zu bringen. Dies sind vor allem die heulenden Derwische. Hier ist das stille, klassische Maß überschritten, aus Meditation wird schreiendes Fakirgehebe. Dies wird aus folgendem Bericht ersichtlich:

„Ich habe die wirklichen, hypnotischen Darbietungen der Heulenden Derwische gesehen. Sie steigern sich dadurch in eine Raserei, daß sie den Namen Allahs wiederholen, Tamtam schlagen, Zimbeln rasseln lassen, springen, torkeln und schreien, bis sich in ihren Mundwinkeln Schaum sammelt. Wenn sie einen bestimmten Grad der Ekstase erreicht haben, werden sie gefühllos gegen körperlichen Schmerz, so daß sie glühende Nadeln in ihren Körper stecken können. Ich habe mir oft gedacht, daß diese Heulenden Derwische die direkten Nachfol-

ger jener Baalspriester sind, die laut schreien und sich nach ihrer Gewohnheit mit Messer und Lanzetten schnitten, bis sie blutüberströmt waren“.

Diese unbändigen Gesellen entfachten manchmal in ihrem Rauschzustand auch Christenverfolgungen. Doch diese Entartungserscheinungen geben uns kein Recht, das echte Anliegen Mawlanas in Bausch und Bogen zu verwerfen. Dschalal ed-Din verfocht in seiner Zeit ein echtes religiöses Anliegen. Gegenüber einer rationalistischen Theologie, ja auch gegenüber der einseitigen moralistischen Auslegung des Koran, griff er auf die tiefer liegenden Schichten der menschlichen Seele zurück. Er muß daher tatsächlich als Mystiker bezeichnet werden. Auch im nichtchristlichen Raum kann es geheimnisvolle Wege und Aufstiege zu Gott geben; dies vor allem im Islam, den man doch [auch] die „ungleiche Schwester“ des Christentums nennt. Daher ein positives Gesamturteil über die meditierenden, tanzenden Mönche von Tor Andrae:

„Dieses Asketentum wandelte sich zu einer mystischen Frömmigkeit, die in Geist und Wesen dem Evangelium näher kommt als jede andere nichtchristliche Religionsform, die wir kennen.“

17) Rosenkranz und Meditationshilfe

Da es um Meditation, um Besinnung und Verinnerlichung geht, sei noch auf ein anderes Meditationsinstrument verwiesen, das zur selben Zeit im Islam und im mittelalterlichen Christentum Eingang fand, auf den Rosenkranz. Das Heimatland der Gebetsschnur scheint Indien zu sein. Da die islamischen Herrscher bis an das Herz Indiens vordrangen, sind Berührungspunkte mit dem dortigen religiösen Brauch durchaus glaubwürdig. Der Rosenkranz ist auch heute noch bei allen Mohammedanern – ausgenommen Wahhabiten in Saudiarabien – bekannt und gern gebetet. Wie schaut ein solcher mohammedanischer Rosenkranz aus?:

„Der Rosenkranz besteht aus einer Schnur, auf der Perlengruppen aus Holz, Knochen oder Perlmutter aufgereiht sind. Die Gruppen werden durch dazwischengesetzte größere Perlen getrennt. Die Zahl der Perlen variiert. Es gibt den kleinen und den großen Rosenkranz. Der Kleine zählt 33, der große 33 + 33 + 34, das sind 100 Perlen. Die Gesamtzahl des großen Rosenkranzes stimmt mit der Zahl Allahs + den 99 schönen Gottesnamen überein. Wenn die Perlen durch die Finger gleiten, nennt der Fromme einen der großen Gottesnamen und verweilt eine Zeitlang dabei, um sich ins unfassliche Geheimnis Gottes zu versenken. Bei Begräbniszeremonien soll es einen Rosenkranz mit tausend

Perlen geben, da tausendmal das Bekenntnis LA ILLAHA ILLA ALLAH, 'es gibt keinen Gott außer Allah' wiederholt wird".

In den Moscheen kann man noch vielfach in Andacht versunkene Männer den Rosenkranz beten sehen. Wenn man versteht, was sie beten, muß man Achtung und Ehrfurcht vor diesen Betern haben. Durch die Finger gleiten die Perlen, der Mund murmelt die Gottesnamen: „Der Allmächtige, der Allbarmherzige, der Unendliche, der Richter der Lebendigen und Toten ...“ und die Seele schwingt sich auf zum Thron des unendlichen Gottes. Der Rosenkranz ist [ein] Instrument der Gottinnigkeit.

18) Geistliche und politische Macht

Um ein vollständiges Bild zu bekommen, müßte man noch ausführlich über das Koranstudium und das gewöhnliche islamische Brauchtum sprechen, was uns aber weitab in andere Regionen führen würde. Unser Bemühen ging nur dahin, das Typische dieser eigenartigen religiösen Bewegung hervorzuheben. Zusammenfassend kann man sagen, daß mit der Ordensgründung Mawlanas etwas völlig Neues in die Welt des Islam eintrat. Dies war auch der Grund, warum Mawlana anfänglich als Häretiker angefeindet wurde. Man spürte sehr wohl, daß hier etwas Neues aufgebrochen war. Manche warfen ihm vor, er sei vom Christentum und den christlichen Mönchen beeinflusst worden. Tatsächlich ist die Farbe der Derwische nicht das Grün des Propheten, sondern das Blau der Christen.

Allmählich setzte sich die neue Art der mystischen Theologie und das Mönchtum derart durch, daß dieses auch zu politischer Bedeutung kam. Der Gründung in Konia folgten solche in Konstantinopel, Damaskus, Kairo und an anderen Orten. Die Nachfolger Mawlanas führten den Titel Dschelebi – in unserem Sprachgebrauch etwa der Titel eines Abtes. „Seine Gnaden“ – hatten das Vorrecht, dem türkischen Sultan bei seiner Thronbesteigung das Schwert Osmans umgürten zu dürfen.

Diese enge Bindung an den Thron mag mit ein Grund gewesen sein, warum Atatürk im Jahre 1925 die Klöster dieses Ordens aufhob, seine Gebäude in Museen umwandelte und seine gesamten Ländereien als Staatsbesitz einzog. Daraus erklärt sich, daß heute das Gründungskloster in Konia ein Museum ist, und der Eintritt jedermann offensteht. Früher konnte kein Christ diese heiligen Räume betreten.

19) So machen wir zum Abschluss noch einen Besuch im Mawlanakloster in Konina

Das Museum bietet folgende Sehenswürdigkeiten: Im Tilawet-Zimmer, das ehemals der Koranauslegung diente, sind heute unter Glasvitruinen kalligraphische Werke ausgestellt, herrliche Koran-Handschriften mit Gold- und Silbereinlagen. Man betritt den Raum durch die silberne Tür, die der Sohn des Belagerers von Wien

dem Kloster gestiftet hatte. Hinter der silbernen Tür öffnet sich der rechteckige Gräberraum. Unter einer Stalaktitendecke stehen die Sarkophage Mawlanas und seines Vaters. Der Sarg des Vaters steht halb aufgerichtet; aus Ehrfurcht vor dem großen Sohn, sagt man. Daneben stehen die Sarkophage der späteren Dschelebi, der nachfolgenden Äbte. Der zweite große Saal diente einst als Meditations- und Betraum. Hier führten die Derwische ihre religiösen Tänze auf. Heute sieht man in Glasvitrinen die verschiedenen Gebrauchsgegenstände der Derwische: Kleider, Instrumente, Rosenkränze, kostbar verzierte Gefäße, Leuchter, Waffen, Schnitzereien aus Elfenbein. Im Mittelschrank sind die Utensilien des Meisters selbst zur Schau gestellt; und daneben auch Bärte berühmter heiliger Männer. Da heute besonders viel für Touristen getan wird, gibt es sogar einen Kasten, in dem der Meditationsraum in Miniatur dargestellt ist. Wenn es dem Besucher gefällt, kann er ein Geldstück einwerfen, und die Derwisch-Puppen beginnen ihren Tanz. – Höher geht die Geschmacklosigkeit wohl nicht mehr! Was einst heilig war, ist heute vollständig profaniert. Wenn man aber die Möglichkeit hat, sollte man am Abend nach der offiziellen Besuchszeit noch einmal hingehen. Ich habe mir öfter Zeit und Muße dazu genommen. Dann erwacht wieder etwas von der verschwundenen Weihe der Räume. Die neugierigen Besucher sind fort, und statt ihrer finden sich stille Beter ein, die sich schweigend und versunken niederknien. Es sind ehemalige Mönche, die in den Abendstunden zur Stätte früherer Meditation zurückkehren, nachdem sie den Tagesablauf des Weltlebens beendet haben?

Ich schrieb die großen arabischen Inschriften, die an den Wänden prangen, ab; ein moderner Türke kann sie nicht mehr lesen, da ja das arabische Alphabet durch das lateinische ersetzt wurde. Tief beeindruckte mich der in großen Lettern geschriebene Koranvers: „Er, Gott, ist der Lebendige und der Beständige!“. Dies an der Stätte des Todes über den Sarkophagen der Derwisch-Äbte im Kloster, das zum Museum geworden ist!



Abb. 50: Konya: Die Inschrift über den Gräbern der Derwische, 54/35.

Tritt man aus dem Halbdunkel heraus, befindet man sich im Klosterhof, der von einer Mauer im Viereck umschlossen ist. Entlang dieser Mauer stehen die alten Mönchszellen, jede von einem Kamin überragt; das verleiht der Anlage etwas Bizarres und zugleich Niedliches. Einige Zellen sind für die Museumsbesucher im Urzustand belassen worden. Die Einrichtung ist mehr als dürftig! Es gibt keine Möbel, nur der Boden ist mit einer Strohmatte bedeckt. Zum Schlafen wickelte sich der Mönch in die Decke und legte sich auf den Boden. Einziges Möbelstück ist ein kleines Pult, auf das er den Koran oder ein anderes Buch legte, um, auf dem Boden hockend, zu lesen und zu meditieren. Für die Waschungen gab es den Brunnen im Hof.

Dieses einfache Leben forderte große Askese, strenges Fasten und auch Bußübungen. Durch Weltentsagung sollte der innere Mensch frei werden für die Begegnung mit Gott. Es ist kein Wunder, daß diese Männer, die allem in der Welt entsagt hatten, Tröster, Helfer und Freunde des Volkes in all seinem Leid wurden. Die gut geführten Derwisch-Klöster waren demnach – und das darf nicht übersehen werden – tatsächlich religiöse Zentren, die Kraft ausstrahlten. Es bestand auch der Brauch, daß Weltleute, die mit dem Mönchtum sympathisierten, sich mit bestimmten Verpflichtungen als weltliche Mitglieder aufnehmen lassen konnten. Auch hierin hat das christliche Abendland in den Tertiären eine parallele Entwicklung genommen.

20) Schluss: Ost-westliche Gemeinsamkeiten

Wir haben einen sehr weiten Raum durchschritten. Dies war aber notwendig, um das Phänomen des Derwischordens von seinen Ursprüngen her verstehen zu können. Dieser Orden entstand in einer Zeit, da die weltliche arabische Kultur ihren Höhepunkt erreicht hatte. Minnengesang und Philosophie blühten an verschiedenen Fürstenstädten; der arabische Geist schickte sich eben an, auch das christliche Abendland in seinen Bann zu ziehen; durch die Kreuzzüge war das Tor zwischen Ost und West weit aufgetan worden. Islam und Christentum standen geistesgeschichtlich vor der gleichen Situation. Daher wundert es nicht, daß in beiden Räumen ähnliche Bewegungen aufbrachen, die hier wie dort dem Lauf der Zeit eine neue Wende gaben: im Abendland die beiden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, im Orient der Derwischorden. Franziskus stimmte in seiner Gottseligkeit den Sonnengesang an, um Gott in allen Dingen zu preisen; der Geistesriese Thomas von Aquin baute in Auseinandersetzung mit der arabischen Philosophie seinen Gottesdom der Theologie. Und Mawlana, der große Meister des innerlichen Lebens, schuf im nüchternen islamischen Raum seinen von mystischer Theologie getragenen Derwischorden. – Sicher gibt es tiefgreifende Unterschiede zwischen beiden Welten, die nicht verschwiegen werden dürfen. Diese Verschiedenheiten wurden

in vergangenen Zeiten zur Genüge betont und verschärft. Daher ist es hoch an der Zeit, die Gemeinsamkeiten herauszuheben. Auch wenn man nur religionsphänomenologisch zu Werke geht, drängen sich die Gemeinsamkeiten besonders stark und überraschend auf. Daher schließen wir unsere Ausführungen mit einem arabischen Gebet, das – kenne man die Quelle nicht – auch vom dem Mystiker Ekkehart stammen könnte:

„Ich bitte dich, daß du mich zu einem von jenen machst,
deren Geist frei in die Höhe wandeln darf;
und deren Herzensgedanken ganz darauf gerichtet sind,
über die Begierde zu obsiegen,
so daß sie zum Lustgarten der Seligkeit gelangen,
aus dem Becher der Gottesminne trinken,
sich ins Meer der Freude versenken
und in der Wohnung der Gnade Schatten finden können.

Gott, mach mich zu einem von denen,
die aus dem Becher der Treue trinken,
der ihnen Geduld in langdauernder Betrübniß schenkt,
so daß ihre Herzen in dein Reich kommen
und zwischen den Schleiern dahinfliegen dürfen,
welche die Geheimnisse deiner Herrlichkeit umgeben.
Laß mich bis dahin vordringen,
wo sich die Liebenden aufhalten,
dort wo der Lustgarten des Friedens ist.
der Ort Deiner Allmacht, die ewige Wohnung der Seele“.

Indiens Götter und Tempel: Begegnungen und Gespräche einer Indienfahrt Radiovortrag, ORF

Einleitung

Indien ist kein Land wie jedes andere auch; Indien ist ein Erdteil, fast so groß wie Europa. In der neuen indischen Verfassung sind 14 Sprachen als Staatssprachen anerkannt; die Indienkenner rechnen aber mit über 200 Sprachen. Dies allein zeigt schon, daß man Indien nicht auf einen einfachen Nenner bringen darf. Soll man über diesen Erdteil sprechen, kann man nur einen ganz kleinen Ausschnitt bringen. Dieser Vortrag über „Indiens Götter und Tempel“ erhebt daher nicht den Anspruch, Erschöpfendes über die indische Mythologie, die sehr vielgestaltig ist, oder über die staunenswerte Tempelbaukunst zu sagen; ich möchte nur in einigen Szenen schildern, wie mir das altheidnische, hinduistische Indien begegnet ist.

Anlässlich des internationalen Orientalistenkongresses, der 1964 in Neu-Delhi tagte, konnte ich als Vertreter der Universität Graz nach Indien fliegen. Meine Erwartungen waren aber bescheiden. Was konnte schon Indien für einen Vertreter des Faches „Alter Orient“ bieten? Keine Pharaonengräber wie in Ägypten, keine Ruinenstädte wie in Babylonien, keine wiederentdeckten alten Schriften und Spra-



Abb. 51: Neu-Delhi: Claus Schedl mit Kollegen beim internationalen Orientalistenkongress 1964, 56/17.

chen! Kaum hatte ich aber Indiens Boden betreten und meine ersten Exkursionen gemacht, mußte ich bekennen: „Ich kam, sah – und wurde besiegt“, d.h. begeistert, hingerissen vom Zauber dieses Wunderkontinentes. Plötzlich wurde mir bewußt: die Religion des Alten Orients, die wir nur durch Ausgrabungen kennen, ist in Indien noch volle, lebendige Gegenwart. Nachdem mir der Geschmack gekommen war, raffte ich meine bescheidenen Mittel zusammen und wanderte während zweier Monate den Spuren der Götter und Tempel Indiens nach. So konnte ich die südindischen Tempelstädte besuchen, dem blutigen Opferkult in Kalkutta beiwohnen, den schauerlichen Leichenverbrennungen am Ufer des Ganges in Benares assistieren, in der klaren Luft am Fuße des Himalayas in Katmandu etwas ausruhen, zwischenhinein den zehntägigen wissenschaftlichen Kongreß in Delhi mitmachen, und so einen kleinen Eindruck von der großen Mutter Indien gewinnen. So lassen wir nun einige Szenen und Gespräche folgen.

1) Dumpf dröhnen die Trommeln der Mumba-Devi

Ort des Geschehens: Bombay, Altstadt. Durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen dringe ich vor in Richtung des Tempels jener Göttin, die der Stadt Bombay den Namen gegeben, der Mumba-Devi. Meine erste Begegnung mit dem lebendigen Hinduismus! Die Straße ist aufgerissen, Schutt und Steine versperren den Weg. Das hindert aber eine Gruppe Gaukler nicht, ihre Kunststücke zu zeigen. Hunderte von



[Abb. 52: Mumbai: Abendliche Ankunft im Hafen 1964, 18/32.](#)

Menschen schauen eine Weile gespannt zu. Auch ich lasse mich eine Zeitlang fesseln. Doch da dringen schon fernher dumpfe Trommelschläge an mein Ohr. – Ich ging dem Klang nach, und eh ich mich versah, stand ich mitten im Tempel und mitten im Gedränge. Die zwei großen Tore des Tempelhauses standen offen. Man konnte zwei Altäre erkennen: auf dem einen die Statue eines Gottes, auf dem anderen jene der großen Mumba-Devi. Es war gerade großer Gottesdienst. Die Leute drängten hinauf, um ihre Gaben den Priestern zu übergeben: Blumen, Blumen und wieder Blumen. Die Frommen steckten sich Blumen ins Haar, hängten sich Blumenkränze um den Hals und brachten auch Blumen als Opfer. Die Wand entlang saßen in sich versunkene Beter auf dem Boden, den Oberkörper nackt, nur die Brahmanenschnur um den Hals. Im Schatten einer Mauer stand wiederkäugend eine heilige Kuh. – Dieser erste Besuch in einem Tempel sagte mir klar; noch leben Indiens große Götter! Die dumpfen Trommelschläge klangen noch lange nach.

2) Bei den Türmen des Schweigens

Ort des Geschehens: nochmals Bombay; diesmal aber nicht die Altstadt, sondern die luftigen Malabar-Hügel, von denen aus man einen weiten Blick auf den Ozean hat. Man atmet auf, wenn man aus dem Gewirr der Altstadt hier heraufsteigt. Doch eine Beklemmung legt sich aufs Herz: Hier, an einem heute abgegrenzten Hang, stehen die sieben Totentürme des Schweigens, auf denen die Parsen ihre Toten den Aasgeiern zum Fraße aussetzen. – Das Gelände ist sehr gepflegt, herrliche Persische Gärten, dahinter aber brütet – nach unseren Vorstellungen – das Grauen. Ich grübelte lange über diese eigenartige Vorstellung: Den Toten kann man der Erde nicht anvertrauen, weil er die Erde verunreinigt; man kann ihn nicht verbrennen, weil er das Feuer entweiht; daher wird der Leichnam den Vögeln des Himmels zum Fraße hingegeben. Auf den Bäumen ringsum saßen auch traubenweise die fetten Vögel des Todes.

Ich schlenderte eine lange Mauer entlang, um etwas mehr von den Türmen zu erspähen. Da stand ein Tor offen, ich ging hinein und wanderte weiter. Rechts und links befanden sich die Aufbahrungshallen, luftige Pavillons mit Säulen ohne Verbindungsmauern. Totenstille überall. Als ein kläffender Hund mir den Weg versperrte, kehrte ich um. Aus einer Halle hörte ich Beten und trat näher. Ein Toter, in weißes Linnen gehüllt, lag auf dem Boden; vor ihm brannte eine kleine Flamme, davor saß ein Parse, ein weißes Tuch vor dem Mund wie ein Arzt, und skandierte Gebete aus einem alten Buch. Sonst niemand weit und breit. Tief beeindruckt von der Würde des Todes, die diese Szene widerspiegelte, zog ich mich zurück.

3) Der große Stier

Ort des Geschehens: Mysore in Südindien. Hier hätte man die Möglichkeit, einen alten Maharadja-Palast mit all seinen Herrlichkeiten zu bewundern; doch dabei können wir uns nicht aufhalten. Indien ist so groß und vielfältig, daß man sich auf etwas Bestimmtes konzentrieren muß. Wir lassen also die große Stadt in der Ebene hinter uns und steigen den sanften Berghang hinan. Auf mittlerer Höhe, dort wo der Weg eine Kehre macht, bleibt man wie gebannt stehen. Aus dem schwarzen Felsen gehauen ragt ein riesiger Stier, der friedlich auf die Stadt hinabblickt. Um seine Hörner ist ein großer Kranz aus gelben Blumen gewunden, über das Maul trägt er die drei weißen Streifen, Zeichen des Gottes Shiva. Es handelt sich also um ein Gottesbild; zu Füßen des Stieres steht ein Weihwasserbecken, aus dem der diensttunende Priester die Gläubigen besprengt. Davor auch eine Schale mit Opferreis.



[Abb. 53: Mysore: Die Statue des Shiva in Stiergestalt, 18/07.](#)

„Der große Stier lebt also auch noch“, war mein erster Gedanke. Dann fielen mir die Erzählungen der Bibel ein. Am Sinai forderten die Israeliten von Aaron, er solle ihnen ein Stierbild machen, das siegreich vor ihnen herziehen solle. Auch der altorientalischen Reliefbilder gedachte ich, auf denen der Sturm- und Wettergott auf einem Stier stehend dargestellt wird, in der einen Hand den Donnerkeil, in der anderen ein Bündel Blitze. Im Alten Orient wie im heutigen Indien stoßen wir daher auf ähnliche religiöse Vorstellungen. Doch eben diese Vorstellungen sind uralt. Bei

den Ausgrabungen in Mohendscho-Daro in der Indusebene lassen sich schon ähnliche Vorstellungen etwa aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. nachweisen.

Begegnet uns also im Stier ein Urbild Indiens? Nicht das Tier als solches ist wichtig, sondern was hinter diesem Symbol geschaut und geglaubt wird. – Hier beginnen aber gleich die Schwierigkeiten. Es ist fast unmöglich, die indischen Götter in ein geschlossenes System zu bringen, zu sehr verfließen die Gestalten ineinander, manchmal sogar gegensätzliche Züge vereinigend. Jedenfalls ist der Stier das Sinnbild des Gottes Shiva. Sein Name bedeutet: „freundlich, gesegnet, gütig, Heil, Erlösung, Wohlfahrt“. Er wird der ‚Große Gott‘ genannt, der auf den Höhen des Himalaya thront. Neben diesem freundlichen Aspekt steht noch ein anderer: „Shiva ist auch identisch mit dem Gott der bösen Geister und daher dem Gott der Vernichtung und des Todes einfachhin. Er wird vorwiegend als Asket dargestellt, halb nackt, nur mit einem Schurz aus Elefantenhaut bekleidet; um den Hals trägt er eine Kette aus Menschenschädeln, sein Leib ist mit Asche beschmiert, sein Haar nach Büsserart geflochten. Um seinen Hals ringelt sich eine Schlange, über seinem Haupt erstrahlt die Mondsichel, durch seine Haare fließt der Ganges, auf der Stirn hat er ein drittes Auge. Seine vier Arme halten Dreizack, Trommel, Strick und Keule. Er sitzt in Gedanken versunken auf einem Tigerfell. Sein Lieblingsaufenthalt sind Verbrennungsplätze von Leichen. Er verbreitet Furcht und Entsetzen um sich und führt schließlich durch seinen Tanz den Weltuntergang herbei“ (Filchner). Demnach verkörpert Shiva Leben und Tod; er ist die große männliche Lebenskraft; neben ihm steht als Throngenossin Schakti, die weibliche, mütterliche Urkraft des Lebens.

Blicken wir nochmals zu diesem weißen Stierkoloß von Mysore empor. Ein Priester in weißem Gewand bringt Opfer dar. Was mag er denken und glauben? Nach welchem Mythos richtet sich sein Sinnen? Es wird erzählt: Einst in der Urzeit, als die Götter auf ihren Thronen im Himalaja saßen, erhoben sich die Dämonen, um den Götterthron zu stürzen. Da schrien die Götter um Hilfe zum großen Berg. Da erhob sich Maha-Sarasvati, Shivas Gemahlin, und versprengte das Heer der Dämonen in alle Winde. Kaum aber hatte sie sich umgewendet, wurde sie von den zwei Dämonen Tschanda und Munda angegriffen; sie entrüstete sich vor so viel Unverschämtheit und wurde vor Zorn schwarz. Aus ihrer Stirne gebar sie die Göttin Kali, welche die Dämonen auf dem Berg bei Mysore erschlug.

Demnach ist der Berg von Mysore mit seinem Stierbild ein Zeichen des Glaubens an den Sieg über die Dämonen. Die bösen Mächte werden das Leben nicht vernichten können. Die Drachensiegerin ist daher auch die Schutzgöttin der Herrscherfamilie von Mysore. Jeden Freitag verrichtet der Maharadscha hier Gebet und Opfer.

4) Die Höhlen-Heiligen

In der Nähe des Stierbildes sah ich im Berghang den Eingang einer Höhle. Nichts ahnend trat ich näher, blickte mich und schaute hinein. Eine Öllampe leuchtete vor einem Heiligenbild. Als sich das Auge an das Dunkel gewöhnt hatte, entdeckte ich auch den Mann, der regungslos davor kniete und betete. Um das Bild hingen Gebetsschnüre, indische Rosenkränze. Die Höhle war niedrig, ich stieß mit dem Kopf an die Decke. So hockte ich mich denn neben den Beter; mein indischer Freund, der in Rom studiert hatte, übersetzte. Wir sprachen über die vier Ashrama, die vier Lebensstadien eines gläubigen Brahmanen.

Die erste Stufe ist die des Brahmacarin:

In einem bestimmten Alter wird der Hindu-Knabe in die Gemeinschaft der zum zweiten Mal Geborenen durch die Zeremonie der Einweihung aufgenommen. Es beginnt für ihn das Leben eines Studenten, oder besser gesagt, das eines Jüngers. Unter der Anleitung seines Gurus, seines Lehrers, Meisters, in dessen Haus er lebt, studiert er die heiligen Bücher und leistet seinem Lehrer Dienste. Das Erziehungsprogramm ist in folgender Regel festgelegt:

„Der Brahmacarin soll hinsichtlich Wein, Fleisch und Parfum, Prunk, Zuckerwerk und Frauen enthaltsam sein; er soll keine scharfe Nahrung zu sich nehmen und keinem Lebewesen etwas zuleide tun, keine Salben, keine Schuhe und keinen Schirm verwenden. Er soll Sinneslust, Zorn und Begierde meiden. Tanzen, Singen und Spielen von Musikinstrumenten ist nicht erlaubt. Er soll eine Frau weder anschauen noch berühren. Laßt ihn allein in Enthaltensamkeit schlafen (Manusmṛti 11,177--180).

Die zweite Stufe ist die des Grhastha:

Am Ende seiner Lehrzeit bietet der Brahmacarin seinem Guru ein Geschenk dar und kehrt heim. Er heiratet und beginnt das Leben eines Familienvaters. Unter den vier Lebensstadien ist jenes des Hausvaters das Beste: „Wie alle Ströme und Bäche zum Ozean fließen um dort Ruhe zu finden, kommen alle Asramas zum Hausvater und finden dort Unterstützung (Manusmṛti III, 90)“.

Die dritte Stufe ist die des Vanaprastha:

Wenn die Eltern alt geworden und von Enkelkindern umgeben sind, ist es ihre normale Pflicht, sich von der Welt zurückzuziehen. Mann und Frau gemeinsam oder der Mann allein verlassen das Haus und gehen in den Wald, wo sie ihre Tage in Gebet, Armut und mit der Darbringung von Opfern verbringen.

Die vierte Stufe, die des Sannyasin, ist die Stufe der Vollendung:

Schließlich kommt die Zeit, in der der Mensch auf alles verzichtet. Er lebt als Wandermönch, ohne Schutz, ohne Feuer, im Stadium vollkommener Gleichgültigkeit und Entsagung: „Jenseits des Wunsches nach Tod und Leben erwartet er die festgesetzte Stunde des Todes... Auf der Suche nach wahrer Glückseligkeit, laßt ihn ohne Freund, außer sich selbst, über die Erde wandern“ (Manusmṛti VI,45-49). Der in der Höhle hausende Einsiedler war aus der Stadt herausgepilgert, um hier in voller Zurückgezogenheit und ständiger Meditation die große Erkenntnis zu finden, die den inneren Frieden schenkt.

5) Wenn der Felsen zu erzählen beginnt

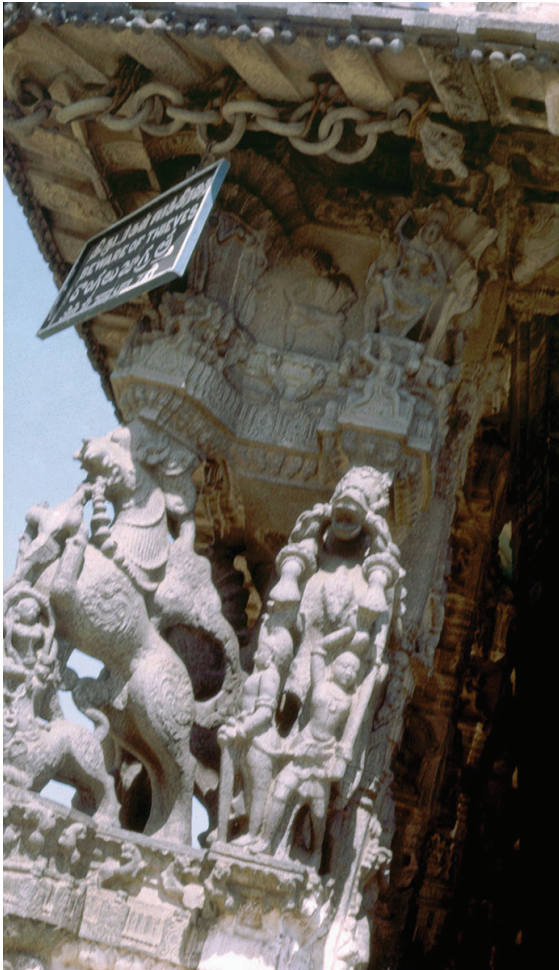
Ort des Geschehens: Mahapalipuram, Südindien. Wenn man keinen eigenen Wagen hat, fährt man am besten mit dem Autobus von Madras 150 km nach Süden; teilweise führt die Straße durch tropische Palmenwälder und wasserüberflutete Reisfelder. In Mahapalipuram haben energische Herrscher der Pallavadynastie etwa um 650 n. Chr. aus dem harten Granitfelsen fünf berühmte Tempel hauen und auf einem etwa 8 m hohen und 25 m langen Granitfelsen große Abschnitte des indischen Nationalepos Mahabharata darstellen lassen. Die Erzählung reicht ohne Rahmen von einem Ende des Felsens zum anderen; in der Mitte gähnt ein Felsspalt, über den einst Wasser herabstürzte. Die schäumenden Fluten wurden auf den heiligen Ganges gedeutet; er bildet den Mittelpunkt des Kunstwerkes. Zu ihm eilen auf beiden Seiten Götter, Menschen und Tiere herbei, um das belebende Naß zu genießen. Die Gestalten wirken, als wären sie im Schoße des Felsens verborgen gewesen und durch Zauberkraft hervorgeholt. Ihre Anzahl und Bewegtheit erinnert an den Zauberschleier der Maya. Auf der linken Seite sieht man Ardschuna, den Helden des Mahabharata, als abgemagerten Asketen. Er versucht, durch Kasteiung vom Gott Shiva seine Waffen wiederzugewinnen. Diese Szene gibt der ganzen Darstellung den Namen: Ardschunas Buße.

Das Epos: Einst herrschten in Indien zwei große Geschlechter, die Kaurawa und die Pandawa. Sie waren einander feind. Krishna, ein Vetter der Pandawa, suchte im Streit zu vermitteln; er erntete jedoch nur Schimpf und Undank. So rüsteten beide Herrscher zum Krieg, in letzter Stunde jedoch wandten sich beide an Krishna um Rat und Hilfe. Der mächtige Gott stellte ihnen zur Wahl: seine Streitmacht oder seine eigene Person. Die Kaurawas wählten die Streitmacht, die Pandawas wählten den Gott. Ihr mächtiger Feldherr und Streiter Ardschuna, Indras Sohn, wollte den Kampf nicht. Doch da erhob Krishna das Wort, er gab Ardschuna die herrliche Lehre, Bhagavadgita oder kurz Gita genannt.

Krishnas Plan war es, das Böse auf Erden auszurotten. Er will Krieg, Verderben und Sittenverfall noch fördern, um das Böse durch das Böse zu vernichten. So begann denn die große Schlacht. Das Gemetzel dauerte elf Tage. Sechs Millionen Menschen wurden getötet. Die Pandawas siegten, aber alle Söhne und Freunde waren auf dem Schlachtfeld geblieben. Die Mutter der Kaurawas sprach daher den Fluch über Krishna. Der Fluch war wirksam, auch Krishnas Geschlecht ging an seiner eigenen Bosheit zugrunde. Als auch er sein Ende kommen fühlte, zog er sich in den großen Wald zurück und setzte sich müde auf einen Baum. Ein Jäger, der ihn für ein Wild hielt, schoß einen Pfeil ab und traf ihn an der einzigen verwundbaren Stelle, der linken Ferse. – Wer sollte nun sein Erbe antreten? Krishna hatte neben seiner ersten Gemahlin noch sieben andere Frauen. Außerdem besaß er noch nach der Besiegung des Dämons Marakasura 16.000 Konkubinen. Diese sollte nun Ardschuna in die Hauptstadt bringen. Da aber der Gott nun tot war, schwanden auch des Helden Kräfte. Man spottete seiner und verlachte ihn. Darauf zog er sich in die Einsamkeit zurück, um durch Kasteiung die verlorene Kraft wieder zu erlangen. Dies alles wird beim Anblick der Abbildung auf dem Felsen lebendig. Hier geht es aber nicht bloß um Erinnerungen an Mythos und Geschichte, wie etwa in der Ilias der Griechen oder im Gilgamesch-Epos der Babylonier; die Gestalten des Mahabaratha-Epos leben heute noch im Glauben des indischen Volkes. Krishna, der flötenspielende, auf sieben Schlangenköpfen tanzende Gott gehört zu den beliebtesten Göttern Indiens.

6) Die zehntausend Lingam und die fünf Säulen der Welt

An einem folgenden Tag fuhr ich von Madras aus nach Kantschipuram, der „Goldstadt“. Schon der Name kündigt von der einstigen Herrlichkeit. Kantschipuram gehört zu den sieben Wundern Altindiens. Hier gibt es die großen Tempelbezirke, die an das alte Ägypten erinnern; Tempeltürme ragen zum Himmel wie einst im alten Babylon. Meine Überzeugung bestätigte sich wieder: In Indien lebt der Alte Orient noch heute. – Aus der Fülle der Eindrücke sei nur je ein Gespräch mit einem Shiva- und einem Vishnu-Priester festgehalten. Nach den üblichen Redewendungen über Woher, Wohin und Weswegen der Reise, kamen wir auf wesentliche Religionsprobleme zu sprechen. Zunächst überraschte mich der Shivapriester mit der Frage: „Welche sind eigentlich die fünf Säulen der Welt?“ Da ich nicht verstand, was er damit meinte, formulierte er seine Frage nochmals: „Welche Kräfte bestimmen unser Dasein?“ – „Ohne den Lichthimmel über uns ist das Auge blind; ohne die Luft können wir nicht atmen; ohne das Wasser können wir nicht leben; ohne die Erde hat unser Dasein keinen festen Grund. – Das wären vier Säulen“. Aber die fünfte? Er sagte: „Die Hüfte“. Wieso die Hüfte? Weil in der Hüfte die Lebenskräfte schlum-



[Abb. 54: Kanchipuram: Details
einer Tempelfassade, 18/18.](#)

kann man mit diesen urelementaren Tönen und Rhythmen gar nicht vergleichen. Inzwischen hatten die Priester Aufstellung genommen, und zwar die Stufen hinauf bis zum Allerheiligsten. Von Hand zu Hand wurden brennende Lichter gereicht und im Allerheiligsten niedergestellt, so daß der ganze Innenraum in Licht und Feuer erstrahlte. – Im Allerheiligsten befand sich kein Götterbild, es war auch kein Gemälde oder Relief da; in der Mitte ragte ein dunkler Stein, einem Meilenstein ähnlich – das Zeichen Shivas, der Lingam, das männliche Zeugungsglied. – In Europa wurde ich einmal entsetzt gefragt, ob es wahr sein, daß die indischen Frauen den Phallus anbeten? – Es ist wahr! In der Umgebung von Kantschipuram allein soll es zehntausend Lingam geben. Man findet sie vom Südkap bis zum Himalaya meist mit

mern, Zeugung und Geburt. Und diese Lebenskraft ist der Gott Shiva, die elementare Lebens- und Zeugungskraft!

Inzwischen war es Abend geworden und die große Trommel schlug dumpf an. Von allen Seiten strömten die Tempelpriester herbei, Asketengestalten mit nacktem Oberkörper, nur mit Lendenschurz bekleidet. Der Abendgottesdienst sollte beginnen. – Ob wir bleiben dürften, fragten wir; mein Begleiter war indischer Christ. – Ja, aber wir dürfen nur am Rand der heiligen Halle stehen bleiben. So konnten wir doch aus unmittelbarer Nähe die heiligen Handlungen verfolgen.

Die Zeremonie wurde mit Musik eröffnet. Ein Mann stieß in eine lange Messingtrompete, eine Flöte gab die Begleitung, dann schlug die kleine Trommel rhythmisch dazu, bis sich endlich die große Trommel ins Konzert mischte. Europäische Musik



[Abb. 55: Kanchipuram: Tempel der 1000 Säulen, 18/21.](#)

dem weiblichen Symbol Yoni zum Zeugungsakt vereinigt; an vielen sah ich auch die Schlange sich ringeln, ebenfalls ein uraltes Lebenssymbol. Aber mit europäischen erotischen Vorstellungen kann man das große Lebensgeheimnis Indiens nicht verstehen. Man müßte dazu wieder urtümlich, elementar denken lernen; dann erst kann man erahnen, was diese Menschen in der Verehrung des Lebenssymbols ausdrücken wollen. Sie verehren darin den *deus genitor*, den großen welten- und menschenzeugenden Gott. Die Weitergabe des Lebens ist von göttlichem Geheimnis umleuchtet.

Aus dem Gespräch mit einem Vishnupriester in einem anderen Tempel sei nur ein Gedanke festgehalten. Er meinte: „Ihr Europäer – er sagte nicht ‚ihr Christen‘ – erlebt das Göttliche als etwas Absolutes. Der Eine Herr und Gott hat Himmel und Erde erschaffen. Wir Hindu erleben das Göttliche in ständiger Wandlung und kommen dadurch dem göttlichen Seinsgrund viel näher“ – Wir gingen die Tempelhalle entlang. An den einzelnen Säulen waren in barock anmutenden Plastiken die zehn Herabkünfte Vishnus dargestellt. Der Mythos berichtet, daß Vishnu in zehn Erscheinungsformen herabkam: als Fisch, Schildkröte, Löwe, Eber, Zwerg, Krieger, als Prinz Rama, als Balaramm, Buddha und Kalkin. Moderne Inder zeigen keine Schwierigkeiten, auch Christus als eine Inkarnation der Gottes Vishnu zu betrachten. Jedenfalls ist das göttliche Wesen in tausend und abertausende Gestalten aufgegliedert. Der Hinduhimmel zählt 330 Millionen Götter.

Es war schon Abend, als wir nach Madras zurückfahren. Es ist kein Wunder – dachte ich –, wenn einem beim Blick in diese Götterwelt ein Schwindelgefühl erfaßt – das Göttliche in ewiger Wandlung...

7) Die blutigen Opfer der Kali

Ort des Geschehens: Altstadt von Kalkutta. Diese 3-5 Millionenstadt hat ihren Namen von der Göttin Kali. Wer ist diese Göttin, der noch heute blutige Opfer dargebracht werden? Da mich das altheidnische Indien interessierte, stand ich eines Tages mitten im Menschengewimmel des Kalitempels. Es war ein farbenprächtiges Bild. Die Frauen in ihren bunten Saris hatten alle einen kleinen geflochtenen Korb in der Hand. Man schob und wurde geschoben. Alles drängte auf den schmalen Durchgang hin, wo man das Bild der Göttin schauen konnte. Dort wurden die Opfergaben – meist frische Früchte – übergeben. Als ich meinen Fotoapparat zücken wollte, kam es fast zu einem Tumult. Meine Rettung war der Seniorpriester, ein hagerer alter Mann, der mich aus dem Gedränge herausholte. Als er mein Interesse an Religion erfragt hatte, begann er den Mythos der Göttin Kali zu erklären: Kali ist aus der Stirn der großen Kraft geboren worden, als die Dämonen gegen die Götter anstürmten. Ihre Gestalt ist schwarz, ihr Brüllen erschüttert die ganze Welt. Ihr ausgemergelter Leib ist mit einem Tigerfell bedeckt. In den knöchigen Händen hält sie Schwert, Wurfspeer und Schlinge. Ihr einziger Schmuck ist eine Halskette aus abgehauenen Menschenschädeln. Sie besiegt die Dämonen und ist daher Helferin in allen Nöten.

Mit solchen und ähnlichen Worten wollte mir der alte Mann das Geschehen erklären, das auf einen Europäer fremd und unverständlich wirken mußte. Unter dem Schutz des Priesters konnte ich das Opfergeschehen genau verfolgen. Da brachte ein Mann eine schwarze Ziege, sie troff von Wasser, da sie vor der Opferung gewaschen werden musste. Ein Priester nahm sie in Empfang. Der opfernde Mann sprach über dem Tier sein Gelübdegebet: Er wolle das Tier für ein bestimmtes Anliegen der Göttin darbringen. Der Priester hörte schweigend zu; dann bestrich er die Hörner der Ziege mit roter Farbe und steckte eine Blume zwischen ihre Hörner. Zwei Gehilfen packten das Tier, steckten dessen Kopf in einen hufeisenförmigen Stein und zogen es auseinander. Mit einem einzigen Hieb mußte der Priester den Hals durchtrennen. Der Diener trug den blutigen Schädel hinauf zum Bild der Göttin. Das übrige Fleisch wurde in einer Ecke des Tempelhofes von vier Frauen – Priesterinnen der Göttin – ausgelöst. Während meines Gespräches mit dem alten Priester wurden auf diese Art etwa zwanzig Ziegen geopfert.

Anscheinend hatte ich das Vertrauen des alten Priesters gewonnen, denn er war bereit, mir das Bild der Göttin im Allerheiligsten zu zeigen. Ein Blick auf die Göttin Kali lohnt eine kleine Ausgabe. So arbeiteten wir uns durch das Menschengewirr, die diensttuenden Priester schoben auf einige Sekunden das drängende Volk links und rechts beiseite, und ich konnte einen Blick auf das Bild der Grausamen werfen. Die Göttin ist dargestellt, wie der Mythos sie schildert: schwarzes Gesicht mit lang herausgestreckter, roter Zunge, das Kleid blutrot. Dazu vier Hände, die zwei linken halten Schlachtmesser und einen abgehauenen Kopf; mit den beiden Rechten teilt sie segnend Gnaden aus; um den Hals eine Kette aus Totenschädeln und einen Blumenkranz.

In dieser Göttin sind die größten Gegensätze vereint, die man sich vorstellen kann. Beim Orientalistenkongreß fand ein eigenes Referat über das Wesen der Göttin Kali statt. Sie zeigt verwandte Züge mit der altorientalischen Göttin Anat oder Ascherah, die ebenfalls in Blut wadet. Sie umfaßt Leben und Tod, Stirb und Werde, sie ist die Zeit, die alles hervorbringt und wieder verschlingt. Im Tausend des Daseins suchen die Menschen bei ihr Schutz und Zuflucht, da sie nicht Tod, sondern Leben erfliehen. Die schwarze Kali ist für die Hindu eine Mutter der Barmherzigkeit, eine Trösterin in Lebensnot, so schwer verständlich uns Europäern diese Vorstellung auch sein mag.

Neben diesem anschaulichen, urwüchsigen Götterkult gibt es noch das andere Indien, das durch Meditation und Innerlichkeit zur Erleuchtung kommen will und auch das abendländische Denken in seinen Bannkreis gezogen hat. Der sinnenfälligste Kult dieser Art ist der Sonnenkult. Vor allem den Brahmanen ist die Sonne heilig. Wie die Buddhisten ihre Formel „on mani padme hum“ beten, haben auch die Brahmanen ihr Hindugebet. Jeder Brahmanenjunge muß dieses Gebet lernen und mindestens zweihundertmal am Tag aufsagen, nach dem Bade bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang. Wer die Formel unablässig wiederholt, erwirbt übernatürliche Kräfte. In diesem Gebet ist die tiefste religiöse Sehnsucht Indiens ausgesprochen, in der auch wir uns mit Indien einig wissen:

Om, bhur bhuvah svah!
 Tat Savitur varenyan bhargo devasya dhimahi,
 dhiyo yo nah pracodayat!

O Erdoberwelt, o Ätherraum, o Himmelslicht!
 Des Gottes Savita Lichtglanz werde uns zuteil,
 um Lichtgedanken zu wecken in uns!

TE DEUM

Wär' unser MUND von LIEDERN so voll,
wie das MEER voll ist vom WASSER, -
Wär' unsere ZUNGE von JUBEL erfüllt,
wie der WALD erfüllt ist vom BRAUSEN, -
Wären unsere LIPPEN zum LOBE geöffnet,
so weit wie die WEITE des HIMMELS, -
Es reichte nicht aus, DIR zu d a n k e n,
HERR, UNSER GOTT. Amen.